ZEITSCHRIFT

FÜR

ROMANISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON PROFESSOR Dr. GUSTAV GRÖBER †

FORTGEFÜHRT UND HERAUSGEGEBEN

VON

Dr. WALTHER v. WARTBURG
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BASEL

1952

BAND 68 HEFT 1/2



MAX NIEMEYER VERLAG TÜBINGEN

Die Zeitschrift erscheint in Bänden von 6 Heften

INHALT

BESPRECHUNGEN

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags

Die griechische Kolonisation in Südgallien und ihre sprachlichen Zeugen im Westromanischen

Inhaltsübersicht

I. Die griechischen Gründungen an der Mittelmeerküste Galliens

Die Geschichte der griechischen Kolonisation an der Küste der heutigen Provence und ihrer Ausstrahlungen nach Ost und West ist wiederholt dargestellt worden. Wir können uns hier damit begnügen, an die wichtigsten Tatsachen, die feststehen, zu erinnern. Um 600 landete ein Trupp kühner griechischer Seefahrer an der Bucht, an der das heutige Marseille liegt. Sie fanden das Gestade für die Gründung einer kommerziellen Niederlassung günstig und es gelang ihnen, sich mit den Bewohnern des Landes zu verständigen, so daß ihrer Gründung zu Beginn keine Schwierigkeiten gemacht wurden. Sie kamen von Phokäa an der kleinasiatischen Küste. Allerdings waren sie nicht die ersten Griechen, die hier eintrafen. In seinem Aufsatz „Die Griechen in Südgallien" (Jahreshefte des österreichischen archäologischen Instituts in Wien 9, 139 ff.) hat Maass nachgewiesen, daß den Phokäern Leute aus Kreta vorangegangen sind. Darauf weist vielleicht auch der Name der Stadt, Μασσαλία, der dem eines Flüßchens auf

Kreta entspricht: Μασσαλίας; das Gelände war wohl sumpfig und mußte von den Griechen vorerst in Bearbeitung genommen werden, um als Siedlungsland verwendet zu werden. Ebenso sind wahrscheinlich die Rhoder den Phokäern zwar nicht gerade in der Gegend von Massilia, aber doch an der Küste zwischen Pyrenäen und Ligurien vorangegangen. Darauf weisen nicht nur direkte Nachrichten, sondern auch Namensspuren, vor allem der Name der Stadt *Rhoda* an der Pyrenäenküste (heute *Rosas*), sowie die auf einen Dorierstamm hinweisende Verehrung des Herakles in diesen Gestaden. Dorier sind es wahrscheinlich gewesen, die der Niederlassung an der Stelle des heutigen *Monaco* den Namen gaben, nach dem auf der Klippe einsam ragenden Säulenbau des Ἡρακλῆς Μονοίκος, der vermutlich den Schiffern als Marke diente, Dorier wohl auch, welche auch die zwei andern an dieser Küste bezeugten Heraklea gegründet haben. Immerhin, welches auch die Intensität der den Phokäern vorangegangenen Griechen gewesen sein mag, eine wirkliche Gründung großen Stils ist erst diesen gelungen. Dabei ist die Fortdauer der genannten und noch anderer Namen wohl ein Hinweis darauf, daß diese ältern Kolonisten bei der Ankunft der Phokäer noch im Lande waren und mit den Neuangekommenen verschmolzen. Die Phokäer dehnten ihre Sphäre rasch nach allen Seiten, zuerst an der Küste, dann auch weiter übers Meer. Die Geschichte dieses massaliotischen Reiches, das mit wechselndem Glück mit Karthago rivalisierte, hat Jullian im ersten Band seiner Histoire de la Gaule erzählt. Von ihm künden heute noch die Namen mancher Städte: *Nice,* wohl begründet und benannt in Erinnerung an einen Sieg über Widerstand leistende Eingeborene (Νίκαια), gegenüber *Antibes* (Ἀντίπολις), *Agde* (Ἀγαθὴ τύχη), *Port-Vendres,* übersetzt aus gr. Ἀφροδισιάς. Der massaliotische Machtbereich dehnte sich der Küste nach weit über Gallien hinaus, und auch nach all den Rückschlägen, die in der Auseinandersetzung mit Karthago erfolgten, verblieben ihm einzelne Niederlassungen und Handelsplätze an der Ostküste Hispaniens, so z. B. Ἡμεροσκοπεῖον (heute *Denia*), zwischen Alicante und Valencia ins Meer vorspringend. Besonders wichtig waren, in Fortsetzung des von Nizza bis Port-Vendres reichenden Städtekranzes, Ῥόδη *(Rosas)* und Ἐμπόριον *(Ampurias)* im heutigen nordöstlichen Katalonien.

Als Seefahrer- und Handelsvolk blieben die Phokäer allerdings dem Meer verhaftet; sie richteten ihre Anstrengungen und ihre Aufmerksamkeit auf die Küstenstriche, etwa noch auf die Ufergegenden längs den schiffbaren Flüssen, vor allem der Rhone, die sie ziemlich weit hinauf in ihren Machtbereich einbezogen. Auch die Wasserwege nach dem Ozean, mit den notwendigen Verbindungsstrecken zu Lande, über die Schwelle von Naurouze nach Bordeaux, über die Hügelzüge Burgunds zu den Häfen des Ozeans und des Kanals, haben die Massalioten schon früh entdeckt und in ihr Verkehrsnetz einbezogen. So erreichte ihr Einfluß im Westen vor allem auch den Golf von Biscaya und die Nordküste Hispaniens. Die Beziehungen mit den Einwohnern

des Hinterlandes waren wechselnd, aber doch nie so, daß eine Verschmelzung mit diesen in Frage gekommen wäre. Im Innern der Städte selber blieben oft zwei Quartiere voneinander gesondert, ja sogar durch eine Mauer getrennt, das der Griechen und das der Barbaren. Die Beziehungen wurden nicht wesentlich anders, als, ungefähr ein Jahrhundert nach der Ankunft der Griechen, vom Norden her keltische Völkerschaften das Land überschwemmten und die bisherigen Bewohner des Hinterlandes verdrängten oder unterjochten. Allerdings blieben die Berührungen mit den Galliern nicht ohne Folgen für die Kultur der letztern. Die Gallier lernten von den Griechen die Kunst des Schreibens, die sie zwar nur in sehr beschränktem Maße in Anwendung brachten, und übernahmen daher auch das griechische Alphabet. Sie erlebten bei den Griechen die Vorteile eines geregelten Münzwesens und gingen dazu über, auch selber Münzen zu prägen, auf denen die Namen ihrer Könige in griechischen Buchstaben erschienen. Aber eine Beherrschung des Landes, wie sie allein die Voraussetzung zur Ausbreitung der Sprache bilden kann, erreichten die Massalioten nie, strebten sie auch nie an. Das war der Grund, warum eine wirkliche Hellenisierung des Landes unterblieb, und es den Römern vorbehalten blieb, Gallien und Hispanien ganz in den Kulturkreis einzuführen, der sich um Hellas und Rom im Gebiet des Mittelmeers gebildet hatte. Aus einer gleichberechtigten Verbündeten wurde Massalia allmählich zu einer Schutzbefohlenen Roms, und die Abhängigkeit wurde seit der Eroberung der Mittelmeerküste Galliens durch die Römer (128) immer größer. Was der Stadt an Vormachtstellung, besonders im Wirtschaftsleben, noch verblieben war, ging ihr verloren, als sie im Kampf zwischen Cäsar und Pompejus sich zu dem letzteren hielt. Ihre letzten Privilegien gingen damals auf die römische Kolonie Narbo über, und in mancher Beziehung, besonders im Handel mit dem Hinterland, wurde sie nun durch Arelate ersetzt, das als Umschlageplatz für die Rhoneschiffahrt überaus günstig gelegen war. Wie lange darüber hinaus das Griechische in Marseille und weiterhin an der Küste noch gesprochen wurde, läßt sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen.

So haben die Griechen während sechs oder sieben Jahrhunderten im mediterranen Gallien und im Nordostzipfel Hispaniens neben und mit den Ligurern, dann den Galliern, in der letzten Zeit neben den das Land in Besitz nehmenden und verwaltenden Römern gelebt und bestimmend bei der Gestaltung des Landes mitgewirkt. Es ist von vorneherein zu erwarten, daß sie ihre Spuren recht tief eingegraben haben, daß sie eine größere Zahl von kulturellen Errungenschaften ihren Nachbarn übermittelt haben oder daß sie dieselben auch nach ihrer Romanisierung beibehalten haben. Wenn es auch schwierig ist, diese im einzelnen nachzuweisen und von Römischem und jüngern Weiterentwicklungen zu unterscheiden, so haben wir doch ein Mittel, diese Wirkungen, wenigstens zum Teil, nachzuweisen. Das sind die griechischen Relikte im Wortschatz der Umgegend von Marseille und

seinen Kolonien. Nichts verrät besser die Ausstrahlung griechischer Kultur als diese sprachlichen Spuren ihrer Anwesenheit und ihrer Tätigkeit in alter Zeit.

II. Das massaliotische Element und seine Abgrenzung gegen die griechischen Wörter anderer Herkunft

Daß die ersten, welche sich durch diese Frage zum Nachdenken angeregt fühlten, Provenzalen waren, kann nicht verwundern, ist doch das Bewußtsein eines alten Zusammenhangs mit dem Hellenentum nie restlos verschwunden. So erschien denn 1651 in Aix ein Buch von Mitre Merindol, betitelt Dilucida et compendiosa graecorum accentuum praxis mit einem Anhang von nicht weniger als 128 Seiten über die provenzalischen Wörter griechischen Ursprungs (in fine operis additae sunt pleraeque voces quas a Graecis nostrates retinuerunt). Eine viel kürzere Liste gab Comte Ch. de Villeneuve in seinem vierbändigen Werk „Statistique du département des Bouches-du-Rhône" (Marseille 1821–9), Band 3, S. 137–140. Diese beiden Arbeiten sind uns wertvoll als Zeugen für eine immer wieder aufgenommene Rückschau auf die hellenische Vergangenheit. Man darf sie aber selbstverständlich nicht den Möglichkeiten gegenüberstellen, welche die Entwicklung der modernen Sprachwissenschaft uns an die Hand gibt. Von dem, was bei diesen Autoren steht, bleibt kaum etwas übrig, und eine Einzelkritik wäre nicht am Platz. Einige Treffer finden sich dann unter den vielen Hinweisen, die Mistral in seinem Trésor du Félibrige auf mögliche Beziehungen zum Griechischen gegeben hat. Man vergleiche z. B. was weiter unten über ὀχετός gesagt ist. Aber in einem Wörterbuch ist eben keine Gelegenheit zu zusammenfassender Darstellung eines solchen Gegenstandes.

Das mußte auch der Autor des vorliegenden Aufsatzes erfahren. Als ich vor ungefähr 30 Jahren das umfangreiche Material, das ich für das Französische Etymologische Wörterbuch gesammelt hatte, nach den Bedeutungen und dann nach den Etyma ordnete, zeigten sich mir viel häufiger als ich es erwartet hatte, zum Teil mit Sicherheit, zum Teil mit großer Wahrscheinlichkeit, occitanische Wörter, die nach dem Griechischen wiesen. Dem Reiz, diesem Material eine Gesamtdarstellung zu widmen, war ich im Verlauf der letzten Jahrzehnte wiederholt im Begriff nachzugeben. Doch der unerbittlichen Forderung, das FEW in einem wenigstens einigermaßen erträglichen Tempo weiterzuführen, mußte ich, wie so vieles, diese Aussicht auf eine zusammenfassende Darstellung opfern. Einziges Ergebnis meiner wiederholten Anläufe sind die zwei Seiten in Évolution et Structure, in denen ich auf den lexikalischen Einfluß des Griechischen hinwies. Dabei mußte natürlich der Teil dieses Vokabulars im Vordergrund stehen, der nachträglich ins Französische übergegangen ist. Immerhin glaube ich sagen zu dürfen, daß diese zwei Seiten der erste Versuch einer Darstellung des griechischen Einflusses im galloromanischen Vokabular sind.

In jüngster Zeit zwang mich nun die Redaktionsarbeit, das Problem der griechischen Elemente in seiner Gesamtheit zu erfassen. Ich stieß bei einigen Wörtern, die meiner Überzeugung nach massaliotischer Herkunft sind, auf große Widersprüche in der lautlichen Behandlung. Deshalb hätte ich es nicht verantworten können, einzelne griechische Elemente in ihrer alphabetischen Reihenfolge dem Druck zu übergeben, ohne mir eine Gesamtübersicht über die ganze Gruppe zu erarbeiten und von dieser aus wiederum die einzelnen Fälle neu zu überprüfen. So machte ich mich denn daran, alle Artikel des FEW zu redigieren, die möglicherweise ein von Marseille übermitteltes Wort darzustellen hatten.

Unterdessen ist nun die Frage in ihrer Gesamtheit auch von Vittorio Bertoldi neu untersucht worden, in seinem schönen Buch „Colonizzazioni nell'antico Mediterraneo occidentale alla luce degli aspetti linguistici", und zwar S. 21–140. In breiter Darstellung zeigt hier Bertoldi die verschiedenen Gebiete auf, welchen nach seiner Ansicht aus den Aussagen der Sprache Griechen ihren Stempel aufgedrückt haben. In einem weiten historischen Rahmen werden in diesem gewichtigen Kapitel viele von den Spuren zusammengestellt, die von der griechischen Kultur künden. Dank Bertoldis Arbeit liegt heute manches klarer vor unsern Augen als zuvor, und vieles braucht hier nicht wiederholt zu werden. Andererseits wird jeder, der beide Schriften liest, feststellen können, daß der griechische Einfluß noch in ganz andere Lebensgebiete hineingegriffen hat, als die bei Bertoldi erscheinen, und daß das Problem weite Aspekte hat, auf die Bertoldi nicht eingetreten ist[1], daß auch unsere beiden Arbeiten sich nicht entgegenstehen, sondern sich ergänzen.

Eine erste Arbeit, die geleistet werden mußte, war, die massaliotischen Wörter zu scheiden von denen, die Rom aus dem Griechischen meist aus Unteritalien aufgenommen hat und die es dann als Bestandteile des lateinischen Wortschatzes überall hin in die Provinzen trug. Für sehr viele Wörter liegt Vermittlung durch das Lateinische klar auf der Hand, so daß sie hier nicht einmal erwähnt zu werden brauchen. Aber es gibt auch solche, bei denen der Entscheid schwer fällt und nicht selten muß man sich mit einem mehr oder weniger hohen Grad von Wahrscheinlichkeit begnügen. Einige Beispiele sollen für viele stehen.

Vergleichen wir zwei Wörter, die ähnlich gebaut sind, die beide technische Bedeutung haben, die beide im Lateinischen geläufig geworden sind, die beide nur im Galloromanischen vorkommen, was stets die Vermutung massaliotischen Ursprungs nahelegt. Es sind gr. ῥυκάνη „Hobel" und τρυτάνη „Schnellwaage". ῾Ρυκάνη ist ins Lat. übergegangen, außerhalb des Bereiches von Marseille: Plinius, Tertullian, Hieronymus verwenden es. Es ist aber bei der Übernahme im Stamm

[1] Für das Katalanische hat Coromines, Homenatje a Antoni Rubió i Lluch 3, 283–315 vieles zusammengestellt.

um ein *-n-* bereichert worden: die lat. Form des Subst. lautet stets *rŭncīna*. Wahrscheinlich hat man es etymologisierend an *rŭncare* „jäten“ (auch „glatt rupfen“) angeschlossen. Dieses *rŭncīna* lebt im Romanischen nicht weiter. Wohl aber setzt das Galloromanische, und nur dieses, eine Form **rŭcīna* fort (afr. *roisne* „Hobel“ usw.), also eine ohne Anlehnung an ein lat. Wort vollzogene, vom Latein Italiens unabhängige Latinisierung von ῥυκάνη. Den Ursprung dieses **rŭcīna* wird man, weil es lautlich unabhängig ist von der allein im Lat. belegten Form, kaum anderswo suchen können, als bei den Griechen an der Mittelmeerküste Galliens. Ganz anders präsentiert sich aber afr. *trone* „Schnellwage“, das letzten Endes zu gr. τρυτάνη gehört. Dieses ist als *trŭtĭna* ins Latein übergegangen und seit Cicero so dicht belegt, daß man nicht an Entlehnung aus dem Griech. von Marseille denken darf.

Φθισικός „schwindsüchtig“ lebt nur im Gallorom. weiter (afr. *tegge* „consomption des oiseaux“, apr. *tesga*, und besonders in dem weitverbreiteten Verbum vom Typ des flandr. *téguer* „haleter“ usw.). Aber das Adj. ist schon seit dem 1. Jahrh. v. Chr. in der lateinischen Ärztesprache als *phthisicus* geläufig, und sein Weiterleben im Gallorom. allein ist wohl in eine Reihe zu stellen mit *sollicitare* (nur fr. *soucier*, occit. *soucidá*) usw., d. h. es ist eben eines der lat. Wörter, die in den andern rom. Ländern untergegangen sind. Seine Einreihung unter die massaliotischen Wörter ist nicht möglich, trotzdem die Wortgeographie ihr günstig wäre.

Überaus schwierig, ja meistens unmöglich ist es, zu sagen, ob und welchen Anteil Marseille an der Verbreitung der Wörter hatte, die aus dem Griechischen auch ins Latein übergegangen sind. Es darf als sicher angenommen werden, daß manches dieser Wörter von Marseille bereits der Sprache des Hinterlandes vermittelt worden war, als Südgallien latinisiert wurde, daß aber die Form, die sie in dieser Sprache angenommen hatten, annähernd oder ganz identisch war mit der von Rom aus propagierten. Es fehlen also in diesen Fällen meist die Indizien für eine massaliotische Übermittlung, so daß wir höchstens wertlose Vermutungen äußern könnten. Immerhin mögen diese bei dem einen oder andern Wort etwas festere Gestalt annehmen. So z. B. besteht ein auffallender lautlicher Gegensatz zwischen zwei Gruppen von Vertretern des gr. στρόφος „Riemen zum Anbinden der Ruder usw.“. Das Wort ist als *stroppus* ins Lat. übergegangen, und dieses lebt in it. *stroppo*, apr. kat. *estrop*, pg. *estropo*. Die Nordküste Hispaniens aber hat eine andere Form: astur. *estrovo*, galiz. *estrobo*. Diese können nur auf στρόφος zurückgehen, und nur Marseille oder die massaliotischen Kolonien können das griechische Subst. am Golf von Biscaya verbreitet haben. In diesen nordspanischen Häfen ist also das griech. Wort erhalten geblieben, während in Marseille selber und an der ganzen ehemals griechischen Küste lt. *stroppus* die griechische Benennung überdeckt hat.

Komplizierter noch präsentieren sich die Verhältnisse bei den gallo-

romanischen Vertretern von lt. *pyxis, -idis*. Dieses ist entlehnt aus gr. πυξίς, welches von πύξος „Buchsbaum" abgeleitet ist; das harte und dauerhafte Holz dieses Baumes wurde vielfach zur Herstellung von Büchsen verwendet. Πύξος „Buchsbaum" wurde durch die Volkssprache übernommen und zwar sehr früh; es ist schon im 2. Jahrh. v. Chr. im Lateinischen eingebürgert, daher mit dem Wandel *p-* > *b-*, wie πυῤῥός zu *burrus*. *Pyxis* aber wurde später aufgenommen und durch ganz andere Kreise (Medizin, Kosmetik), behielt daher seine Form. Die rom. Formen lauten allerdings alle mit *b-* an, was aber auf späterer Angleichung an *buxus* beruht und nichts mit dem Vorgang der Übernahme zu tun hat[1]. Mit dieser Angleichung an *buxus* hängt es auch zusammen, daß das Wort morphologisch umgebaut wurde: zu *buxa* (um 900 im Mittellatein Italiens belegt, Vox 3, 202), zu **buxea* (= Fem. des Adj. *buxeus*, woraus d. *Büchse*, s. RPh 38, 63), zu **buxula* (daher it. *bussola, bossola,* neben *bossolo* „Buchsbaum"). Einzig die Galloromania blieb dem vom Latein aus dem Griech. übernommenen Typus *buxida* treu: nur in der Provence und in den Cevennen lebt sie fort als *boisseza*[2]. Es erscheint als nicht unmöglich, daß hier das alte Suffix festgehalten wurde, weil diese Form vom massaliotischen Griechisch her bereits eingewurzelt und daher weniger anfällig für solche Umbildungen war. Einige weitere Fälle werden in den folgenden, nach Sachgruppen gegliederten Darlegungen zur Besprechung kommen. Im folgenden sind nur die Wörter herangezogen, bei denen Vermittlung durch Massalia für sicher oder wenigstens für sehr wahrscheinlich gelten kann. Entlehnungen aus dem Griechischen bleiben weg, bei denen Massalia zwar eine Rolle gespielt haben kann, deren Verbreitung aber zugleich auch auf andere Verbindungen hinweist, besonders auf die Roms mit der Graecia Magna. Als Beispiel für diese umfangreiche Gruppe von Wörtern stehe hier der Name der in den Randländern des Mittelmeers heimischen Haubenlerche: it. aprov. kat. aspan. *calandra,* kat. sp. *calandria,* pg. *calhandra,* die alle auf griech. χαραδριός (resp. dessen Umformungen χαράδριος, χαλάδριος, χάλανδρος) beruhen. Es ist kaum anzunehmen, daß Massalia an der Aufnahme des Wortes in das

[1] Der älteste Beleg der Form mit *b-* findet sich in den Graffiten von La Graufesenque (zweimal, *buxi* und *buxe*). Leider ist das Wort auf dem Bruchstück nicht vollständig; es stand wohl *buxida.*

[2] Fast die ganze übrige Galloromania beruht auf einem Typus **bŭxĭta* (fr. *boîte*). Claussen RF 15, 835 vermutet, daß der Übergang von *-d-* zu *-t-* bei der Entlehnung aus dem Griech. erfolgt sei. Die Entlehnung von πυξίς ist aber sicher in Rom erfolgt, während *-ita* sich nur in Gallien (und in kat. *bustia*) findet. Die Auffassung von Claussen ließe sich daher nur halten, wenn die Entlehnung in Gallien erfolgt wäre, also von Marseille aus. Doch fehlen Parallelen zu einem solchen Lautwandel δ > *t* bei Entlehnung über Marseille. Viel wahrscheinlicher ist, daß es sich um einen späteren Suffixwandel handelt, verursacht dadurch, daß es zwar wohl Adjektive auf *-ĭdus* gab, daß aber die ähnlich gebauten Subst. alle auf *-ĭta* ausgingen: *orbĭta, semĭta, amĭta, culcĭta* usw. Doch, wie dem auch sein möge, auf jeden Fall baut **bŭxĭta* auf *bŭxĭda* auf und setzt diese griechische Form, geographisch anschließend, fort.

Latein Südgalliens keinen Anteil gehabt habe, diesen aber zu sondern von der Auswirkung des griechischen Einflusses an andern Berührungspunkten zwischen den beiden Sprachen ist – wenigstens heute noch – nicht möglich.

Aber auch bei den griech. Wörtern, die nie ins Lat. übergegangen sind, wohl aber im Romanischen weiterleben, hält es manchmal äußerst schwer, den Anteil, der an der Übermittlung Marseille zukommt, herauszuarbeiten. So lebt in Südfrankreich, kräftig verwurzelt, die Wortfamilie von apr. *cassa* „Schöpflöffel", *cassola,* deren hohes Alter durch Formen wie Queyr. *chassoro,* Waadt *chassot* „cottus gobio" verbürgt wird. Zugrunde liegt das griech. Dimin. κυάϑιον „kleine Schüssel". Diese Formen scheinen auf Marseille hinzuweisen. Aber piem. *cassa* „Schöpflöffel", it. *cazza* „Schmelztiegel", obeng. *tśatsa,* Comelico *tśęϑa* „colabrodo" usw. verlängern die Zone des Wortes so weit nach Osten und Südosten, daß es die Annahme eines rein massaliotischen Ursprungs für die ganze Familie schwer machen würde. Liegt nun Übernahme an verschiedenen, weit auseinanderliegenden Orten vor, wobei späteres Zusammenfließen eine Grenzziehung innerhalb der heutigen Ausdehnung des Wortes unmöglich machen würde, oder handelt es sich um ein Wanderwort, das als Bezeichnung eines neuen Gegenstandes schon in frühen Zeiten von einem Ort aus überallhin gewandert ist, ähnlich wie es ja später auch sein Gebiet stark geweitet hat, vgl. champ. *cassette* „kleine Schmorpfanne", fr. *casserole* usw., s. FEW 2, 1600?[1] Diese Frage zu entscheiden sehe ich bei diesem Wort keine Möglichkeit, und ähnlich liegen die Dinge auch bei andern Wörtern, vgl. z. B. unten das über κόλλα Gesagte, sowie den Abschnitt über φάρος.

III. Die griechischen Wörter im Westromanischen als Zeugen der massaliotischen Kultur und ihrer Ausstrahlung auf die andern Völker des Okzidents

a) Schiffahrt und Handel

Es ist kaum nötig, zu fragen, auf welchem Lebensgebiet die Griechen am tiefsten auf die Formung ihrer neuen Heimat eingewirkt haben. Übers Meer sind sie gekommen und das Meer ist ihr eigentliches Element geblieben. Sie sind die Schöpfer der Schiffahrt an der Mittelmeerküste Galliens. In ihre Schule mußte gehen, wer ihnen in dieser Kunst nacheifern wollte. Kein Wunder also, daß die Marineterminologie an dieser Küste ebenfalls von ihnen geformt wurde und daß sie zum großen Teil erhalten blieb, auch als die Sprache hier wechselte und Griechisch vom Lateinischen verdrängt wurde. Eine

[1] Hier, wie bei allen Wörtern, die im FEW schon behandelt sind, ist mit Rücksicht auf den Raum auf eine ausführliche Ausbreitung der romanischen Formen verzichtet. Der Leser ist gebeten, in solchen Fällen zur Ergänzung das FEW heranzuziehen.

ganze Reihe von Ausdrücken haben sich bis heute gehalten, trotzdem die technische Entwicklung, welche auf allen Gebieten von Zeit zu Zeit neue Terminologien fordert, auch die Schiffahrt seit jener fernen Zeit gänzlich umgewandelt hat. Einige der griechischen Wörter kann man noch heute im Umkreis von Marseille im Munde der Seeleute hören, andere sind in die Allgemeinsprache übergegangen. Einige davon haben sogar, seit Marseille, in Zusammenarbeit und zugleich in Konkurrenz mit der Normandie, die Marineterminologie des offiziellen Französisch zu bestimmen begann, auf diesem Wege ins Schriftfranzösische Eingang gefunden.

Vor allem sind es die Erscheinungen der Witterung, die an der Küste und im Hinterland in nicht geringer Zahl griechische Benennungen tragen. Niemand ist derart vom Wetter abhängig, wie der Schiffer; niemand hat sich auch so sehr gewöhnt, wie er, diese Erscheinungen zu beobachten und alle, auch die geringsten Anzeichen einer bevorstehenden Änderung zu erkennen. Schon Gellius (2. Jh. nach Chr.) bezeugt als ein für die Gallia Narbonensis eigentümliches Wort den Namen des wegen seiner Heftigkeit gefürchteten Nord- oder Nordwestwindes *circius*. Dort wo Gellius das Wort lokalisiert, lebt es auch heute noch: Hérault *sers* usw., FEW 2, 701. Darüber hinaus lebt es auch noch in kat. *cers*, span. *cierzo*, also in dem Gebiet, dessen Küste noch unter massaliotischem Einfluß stand. Es handelt sich also bei lat. *circius* um einen Regionalismus der Narbonensis, der aus dem griech. κίρκιος der Massalioten ererbt ist und der in ihrem Bereich bis heute weiterlebt. – Im Occitanischen leben zwei Bezeichnungen für „Wolke": *nèfo* „nuée" in Marseille und in Aix, und, westlich der Rhone, vom Velay über Cantal und Agen bis ins Bearnesische ein Subst. *crum* „nuage", auch „le sombre, l'obscur" (Toulouse), mit vielen Ableitungen, s. FEW 2, 1383[1]. *Nèfo* stellt sich nach Bedeutung, Laut und Verbreitung aufs unmittelbarste zu gr. νέφος „Wolke". Das Wort ist offenbar als kollektiver neutraler Plural ins Romanische übergegangen, wie ja die Benennungen der Wolke vielfach aus Kollektiva hervorgehen, vgl. z. B. franz. *nuage*[2]. *Crum* gehört wohl zu gr. κρυμός „Frost". Die

[1] Auf den dem Mittelmeer näher liegenden Gebieten (Quercy, Tarn) findet sich statt *crum* die Form *trum*, die übrigens auch noch ins Gaskognische hinüberreicht. Geographisch sind die beiden Formen so gelagert, daß man annehmen darf, *trum* sei aus *crum* umgebildet, diese Umbildung habe aber die entlegeneren Gebiete nicht mehr erreicht, trotzdem für *trum* die Belege bis ins 14. Jahrh. hinaufgehen, für *crum* aber nicht, was sehr wohl durch die großen Lücken in der schriftlichen Überlieferung verursacht sein kann. Der Wandel *cr-* zu *tr-* ist wohl durch die Vertreter des Typus **tronus* „Donner" verursacht.

[2] Die Behandlung des *-f-* im Occitanischen ist nicht einheitlich und auch schwer zu beurteilen, weil einige der hierher gehörigen Wörter (wie *defensu*) als administrative Ausdrücke leicht dem Einfluß des Mittellateinischen unterliegen, andere wie *profundu* durch sinnverwandte Wörter *(fundu)* auf der Stufe *-f-* zurückbehalten worden sein können. Immerhin hat *raphanus* weitgehend *-f-*, und war doch kaum gelehrtem Einfluß ausgesetzt, trotz Ronjat 1, 244.

Bedeutungsentwicklung kann wohl keine Schwierigkeiten bereiten: lat. *bruma* „Winterfrost" hat im Gebiet der Pyrenäen vom Mittelmeer bis zum Golf von Biskaya ebenfalls die Bedeutung „Wolke" angenommen, was geographisch so eng an die Zone von κρυμός anschließt, daß man vermuten möchte, die beiden Wörter seien in ihrer semantischen Entwicklung miteinander verbunden, trotzdem *bruma* auch sonst, z. B. in den Hautes-Alpes die gleiche Bedeutung entwikkelt hat. – Zu den für den Schiffer wichtigsten atmosphärischen Erscheinungen gehört das Gewitter, mit seinen Begleiterscheinungen, dem das Schiff gefährdenden Blitz und dem darauffolgenden Donner. Im Occitanischen weitverbreitet sind Verben wie *lampá* „blitzen", *lampejá,* sowie die zugehörigen Substantive *lamp* „Blitz", *lampec* usw. Es besteht kein Zweifel, daß hier das griechische Verbum λαμπεῖν „strahlen" zugrunde liegt [1], das eben von Marseille und den andern Hafenstädten aus nicht nur die Küste, sondern auch das Hinterland erobert hat [2]. Das Gleiche finden wir übrigens auch in Italien, wo die beiden Typen *lampare* und *lampeggiare* mindestens die Hälfte des Landes erobert haben: Sizilien, Sardinien, Unteritalien mit Ausnahme eines Teils der Abruzzen, die ligurische Küste [3], Venedig und das Friaul, die Romagna, sowie von da aus ein Streifen längs des Po bis in die südöstliche Lombardei. Auch hier sind es deutlich die Küstengebiete gewesen, die das griechische Wort übernommen und ins Landesinnere weitergegeben haben. Vgl. FEW 5, 145; AIS 391, 392. Vielleicht darf man noch weitergehen und in dem südgalloromanischen Typus **eklauxiare,* der in verschiedenen Abwandlungen bis weit nach Norden wirkt, eine Umsetzung eines griech. ἐκλαμπεῖν „herausleuchten" sehen, s. FEW 5, 263–266. Neben diesem *lampá* erscheint im Departement Ariège ein Subst. *dalfí* „Blitz", das sicher auch vom Meer herkommt. Es repräsentiert lat. *delphinus* „Delphin" oder griech. δελφίς, -ῖνος. Dasselbe Wort erscheint in Brescia *dalfí*; ein Typus, der sich weithin im Gebiet des Gardasees ausdehnt, s. AIS. Offenbar ist die Übertragung dieses Fischnamens bei den griechischen Matrosen erfolgt und an die Küsten getragen worden, die am meisten griechichem Einfluß ausgesetzt waren. Ob sich *delphinus* als Bezeichnung des Fisches an diesen Küsten schon festgesetzt hatte und daher das Wort der griechischen Seeleute ins Lateinische umgesetzt wurde, oder aber

---

[1] Nicht etwa das Subst. λαμπάς „Leuchte", wie schon morphologisch deutlich sichtbar ist. Auch sonst wird sehr oft die Benennung des Blitzes von dem Verbum für „blitzen" abgeleitet, vgl. fr. *éclair* zu *éclairer,* afr. *espart* zu *espartir* usw.

[2] Daß das Binnenland sich die Benennung des Blitzes von der Küste her diktieren läßt, ist auch sonst bekannt, vgl. gleich im Folgenden den Typus *delphinus,* sowie fr. *éclair,* das Paris aus der Normandie bezogen und an die Stelle des älteren *espart* gesetzt hat.

[3] Das ligurische Gebiet, das übrigens auch noch die Lunigiana und die Garfagnana umfaßt, gehört wohl zur massaliotischen Zone des Wortes. Im parmesanischen Apennin fließt sie dann mit dem von der Romagna her das Potal heraufrückenden Strang zusammen.

ob δελφίς selber dort aufgenommen wurde, läßt sich wohl kaum mehr feststellen, da auch das lautliche Ergebnis kaum anders hätte aussehen können. Es ist auch für unsern Gegenstand nicht so wichtig, weil das romanische Wort auf jeden Fall der Ausstrahlung griechischer Seekunst zu verdanken ist[1]. – In die gleiche Kategorie gehört auch das Verbum *brountar,* das in den Dep. Ardèche und Hautes-Alpes lebt und das schon Mistral zu griech. βροντή stellt. Bertoldi bezweifelt diese Aufstellung mit einem Hinweis auf das lautmalende ital. *brontolare*. Man kann aber zugunsten von Mistrals Auffassung geltend machen, daß die entsprechende occit. Wortfamilie immer *-nd-* hat (einmaliges *brounti* bei Mistral wird von keiner regionalen Quelle bestätigt). Auch die Wortgeographie (das Wort ist in den Seitentälern beiderseits der Rhone belegt) spricht für ein griechisches Wort, das das Rhonetal heraufgewandert ist und sich dann lateral erhalten hat.

In der westlichen Provence, längs der Küste des Languedoc und im Dep. Tarn, sodann längs der Rhone und in ihren Seitentälern bis Lyon lebt ein Verbum *empürá* „anzünden, schüren, die Scheite näher ans Feuer rücken". Dieses Verbum gehört, nach Laut und Geographie, zu griech. πῦρ. Über die lautlichen Varianten des gallorom. Verbums s. unten. Es ist kaum wahrscheinlich, daß πῦρ als Bezeichnung des Herdfeuers oder überhaupt als allgemeiner Ausdruck für „Feuer" aufgenommen worden wäre. Dazu gehört das Feuer zu sehr zu den Dingen, die uns ständig umgeben. *Empürá* muß in einer besonderen Terminologie ins Vorromanische Eingang gefunden haben[2]. Diese kann meines Erachtens nur in der griechischen Organisation der Signalfeuer längs der Schiffahrtswege liegen, die zweifellos zuerst längs der Gestade des Mittelmeers entstand[3]. Diese Wacht- und Signalfeuer waren sicher vor allem für die Nacht berechnet. Am Tag mußte an ihre Stelle die Erzeugung von dicken Rauchwolken treten. Damit hängt es sicher zusammen, daß auch das griechische Wort für „Rauch", τῦφος, in den occitanischen Mundarten erhalten ist, und zwar als *tubo* „Rauch", vgl. EvStruct 11. Das Wort ist mit zahlreichen Ableitungen weitverbreitet, nach Norden bis in die Dauphiné, nach Westen bis ins Rouergue und ins Périgord. Das Fem. statt des Maskulinums erklärt Kläui, Die

---

[1] Den Grund zu dieser Benennung sucht Wagner, Volkstum und Kultur der Romanen 5, 29 in einem Vergleich mit den an der Oberfläche des Meeres plötzlich auftauchenden und dann ebenso schnell wieder untertauchenden Delphinen, eher als in der weitverbreiteten Meinung, daß die Delphine beim Herannahen des Sturmes in der Nähe der Schiffe auftauchen, um damit die Schiffer zu warnen.

[2] Man könnte auf den ersten Blick zu dem Versuch geneigt sein, das Verbum mit lat. *purare* oder *purus* zu verbinden. Doch, abgesehen von den Nebenformen, die sich nicht erklären ließen, bieten diese beiden Wörter, die für das FEW im Manuskript bereits vorliegen, nicht den geringsten Anhaltspunkt hierfür.

[3] Kollege Risch macht mich darauf aufmerksam, daß es viel näher liegt, den Ausgangspunkt der gallorom. Wortgruppe in gr. πυρά „Scheiterhaufen" zu suchen. In der Tat paßt dieses auch semantisch vortrefflich zu der Bed. der occit. Verben.

Bezeichnungen für „Nebel" im Galloromanischen (Aarau 1930) S. 66[1] mit Recht als Rückbildung aus dem ebenfalls sehr verbreiteten Verbum *tubar*, welches das griechische Verbum τύφειν wiedergibt. Letzten Endes geht darauf zurück auch franz. *étuve*, das ja ebenfalls eine alte Form mit *-p-* postuliert. Doch mag diese Wortfamilie hier unerörtert bleiben[2].

Die Massalioten scheinen auch schon so etwas wie eine Frühform von Leuchttürmen entwickelt zu haben. Für ca. 100 v. Chr. sind solche Seewarten an der Rhonemündung bezeugt. Vgl. Strabo IV, 1, 8: πύργους ἀνέστησαν σημεῖα. Aber eigentliche Leuchttürme wurden wohl an den Küsten Galliens erst seit dem 1. Jahrh. n. Chr. errichtet. Zu ihrer Bezeichnung setzte sich der Name des berühmten Leuchtturms von Alexandria, Φάρος, durch, zuerst im Griech., dann, seit Ende 1. Jahrh., auch im Lateinischen[3]. Das Wort ist also sicher durch das Lat. nach Gallien gebracht worden, und, obschon es gerade im Hinterland von Massalia eine umfangreiche Wortfamilie entwickelt hat, kann es nicht als massaliotischer Gräzismus angesehen werden.

Von den Wörtern, welche den Schiffbau betreffen, sind durch die technischen Umwälzungen sozusagen alle weggeschwemmt worden. Nicht betroffen wurde von diesen hingegen die Organisation der Schifffahrt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die Benennung der Schiffsmiete, des Frachtgeldes griechischen Ursprungs ist. Griech. ναῦλον ist zwar seit dem 2. Jahrh. als *naulum* ins Lateinische übergegangen. Es lebt aber bloß dort weiter, wo griechische oder griechisch beeinflußte Hafenstädte bestanden: venez. *nolo*, im Mittellatein Genuas *naulum*, Ancona *naulo*, Marche *navle* „Miete", altdalm. *naulo*, altkat. *nolit*. In den Häfen Südfrankreichs, wo so viele Schiffe verschiedener Provenienz zusammentrafen, traten auch die verschiedenen Formen dieses Wortes miteinander in Konkurrenz. Im 14. und 15. Jahrh. tre-

[1] Dort findet sich auch eine vorläufige Übersicht über die mundartlichen Formen dieser Gruppe, welche den Text des gegenwärtigen Aufsatzes zu sehr belasten würde.

[2] Nur eines sei gegenüber Brüch (Arch 145, 103; ZFSL 52, 405) erwähnt: er hält it. *stufare* für eine Umbildung des dem fr. *étuve* zugrunde liegenden **extupare* unter dem Einfluß von *tufo* (aus gr. τῦφος). Es liegt aber sehr viel näher, anzunehmen, daß wie dort, wo einfaches τύφειν mit *-p-* an die benachbarten Sprachen weitergegeben wurde, auch das Kompositum als **extupare* sich festsetzte, so auch dort, wo das Subst. τῦφος mit *-f-* ins Romanische überging, das Verbum als **extufare* aufgenommen wurde. Es bleibt übrigens zu beachten, daß sowohl fr. *étuver* als auch it. *stufare* sehr viel später belegt sind als die Substantive *étuve* und *stufa*. In beiden Ländern war das Verbum **extupare, -fare* nach der Schaffung des Subst. **extupa, -fa* (diese als Typen genommen, nicht als Formen, die genau so existiert hätten) verschwunden, und lange Zeit nachher wurde von dem lebendig gebliebenen Subst. ein neues Verbum, auch mit entsprechend anderer Bedeutung geschaffen.

[3] Für die Übermittlung der einschlägigen Belege aus dem Thesaurus sage ich hier Dr. Helmut Schmeck meinen besten Dank. Auch Kollegen Bernhard Wyss verdanke ich mehrere wertvolle Hinweise zu diesem und zu einigen andern Wörtern.

ten in Narbonne und Montpellier, dann auch in Marseille usw. die Formen *nolit, noli* auf. Seit 1520 besitzt das Franz. ein Verbum *noliser*. Die ersteren beiden Formen sind entlehnt aus altkat. *nolit*. Die letztere ist aus venez. *nolizar* ins Franz. übergegangen. Älter aber als beide ist altprov. *naulejar* „ein Schiff mieten" (13.–15. Jahrh. in Marseille und Montpellier), noch bei Achard mars. *naulegear* (1787), wozu die Ablt. *noleage,* die mit vielen andern provenzalischen Marineausdrücken im 16. Jahrh. nach Rouen verpflanzt wurde. Das ebenfalls seit dem 16. Jahrh. im Franz. belegte *naulage* hingegen ist aus den Häfen der Gaskogne (Bayonne) längs der atlantischen Küste ins Franz. gewandert. Es ist eine direkte Ableitung von *naulum,* die, gleich wie altbearn. *nauler* „Schiffer" (14. Jahrh.) an der atlantischen Küste gebildet wurde, wohin ja die Handelsorganisation von Marseille schon in den ersten Jahrhunderten des massaliotischen Handelsreiches, von Ἀγαθή aus, sich gedehnt hatte. Altprov. *naulejar* ist der älteste und sicher autochthone Vertreter von ναῦλον.

Wie dieses *naulage,* so führt uns an die atlantische Küste auch der einzige Schiffsname, der aus dem Griechischen her sich noch gehalten hat: altgask. *gabarra,* woraus fr. *gabare*. *Gabarra* ist, mit Umstellung der Konsonanten, aus κάραβος hervorgegangen. Griech. κάραβος bedeutete „Krebs", ist dann aber auch auf eine Art leichtes Schiff übertragen worden. Das Wort entstammt nicht dem griechischen Festland, sondern, wie Bertoldi gezeigt hat, dem ägeischen Bereich. Seine Verbreitung im westlichen Mittelmeer ist also sicher der Wirkung der Massalioten zuzuschreiben. Sie haben es im ganzen westlichen Mittelmeer verbreitet; erhalten hat es sich im kat. *caro* „Art Schiff" Coromines 289 und im portug. *cáravo,* wozu diese Sprache das Dimin. *caravela* geschaffen hat, ein Wort, das dann auch in die andern Sprachen am Mittelmeer übergegangen ist. Das altgask. *gabarra* aber ist eine lokale Umgestaltung des Grundwortes. Beide lautlichen Phänomene, die diese Form charakterisieren, der Ersatz von *c-* durch *g-*, wie die Verdoppelung des *-r-*, sind auf Rechnung der baskischen Umgebung zu setzen, in die das Wort in Bayonne und den benachbarten Häfen versetzt war, vgl. *causa* zu bask. *gauza,* sowie das im Bask. so häufige Suffix *-arra*. – Von den Geräten ist natürlich das Schiffstau von den technischen Neuerungen nicht berührt worden. Daher lebt der griech. Name κάλος weiter in nprov. *cau,* sowie in der in Marseille üblichen Ableitung *caliourno* „Vorrichtung zum Hissen", woraus entlehnt nfranz. *caliorne*. Wohl hat auch ταῤῥός, die dorische (auch attische) Form von ταρσός „Ruderblatt" sich erhalten in dem um 1300 an der provenzalischen Küste entstandenen Gedicht von Saint Honorat, wo es in der Ableitung *tarron* „kurzer, dicker Stock" erscheint (so auch in Barcelonnette u. a.)[1]. Gr. καταβολή „das Hinunterwer-

[1] Begrifflich gehört hierher auch apr. *escalme* „Ruderdolle", npr. *escaume,* aus lt. *scalmus,* das selber aus gr. σκαλμός stammt. Die beiden können im Rom. nicht auseinandergehalten werden. In der Provence hat das Wort wohl seit der massaliotischen Zeit gelebt, aber seine

fen“ ist erhalten in aprov. *cadaula* (Rouergue) ,,Schiffswinde“, eigentlich ,,Vorrichtung zum Herablassen und Ausladen der Waren“. Daneben lebt es weiter in der Bed. ,,Türklinke“ (mars. *cadaulo* usw.). Von den vielen Manipulationen, die ein Schiff erfordert, ist allein das Ankern sicher noch mit einem griech. Wort benannt: altprov. *ormejar*, aus gr. ὁρμίξειν (ebenso kat. *ormejar* Coromines 302). Vielleicht bezeugt kat. *sirgar* ,,schleppen“ ein altes **siricare*, das zu σειρά ,,Seil“ gehören könnte, s. Coromines 285 [1].

Von der größten Bedeutung sind für den Seefahrer die verschiedenen Konfigurationen der Küste. Daher hat sich auch ein Wort wie ἀγκών ,,Bucht; Schlupfwinkel“ gehalten in der Form des npr. *ancouno* ,,coin, cachette, lieu étroit et retiré“. Griech. κόλπος ,,Meerbusen; tiefer Talgrund“ ist auch ins Lat. eingedrungen und hat im Franz. *gouffre*, sowie, auf dem Umweg über das Ital., *golfe* ergeben. Direkt aber aus dem Griech. stammt das vom Rouergue bis in die nördliche Gaskogne lebende *gourp* ,,Abgrund“. Vielleicht ist auch das Wort σπήλυγξ (Akk. σπήλυγγα) aus ähnlichen Gründen in die Sprache des Landes übergegangen. Siehe darüber weiter unten S. 36ff.

Der so weitausschauend organisierte Handel Massilias hat im Galloromanischen wenig sprachliche Spuren hinterlassen. Geblieben ist vor allem das Wort κατάβολος ,,Lagerhaus“, als *cadole*, im Sinne von ,,Hütte, Baracke“. Es lebt zwar nur in Lyon und im Umkreis dieser Stadt; doch kann kein Zweifel bestehen, daß es von Marseille aus heraufgetragen worden ist. Da *ca-* unverändert erhalten ist, muß das Wort bis ins Mittelalter in der Provence gelebt haben und dann erst durch den Verkehr nach Lyon getragen worden sein, während es in der Provence ausgestorben ist. Seine Verpflanzung nach Lyon ist also nicht dem

---

Ausdehnung über die verschiedenen Mittelmeerküsten ist wahrscheinlich auf das lt. Wort zurückzuführen.

[1] *Remulcum* ,,Schlepptau“, umgebildet aus gr. ῥυμουλκός, und *remulcare* (aus ῥυμουλκεῖν) bleiben wohl besser außer Betracht. Je der älteste Beleg weist nach Italien. Beide Wörter stehen bei Sisenna, der etwa zwischen 90 und 70 v. Chr. besonders in Sizilien tätig war. Das Wort wird in den süditalienischen Häfen latinisiert worden sein. Aus den von Coromines 285 ff. angeführten Marineausdrücken sind als sehr wahrscheinlich nicht massaliotisch folgende Wörter auszuscheiden: mfr. *aman* ,,Art Seil“, das Vidos 188 mit Recht als Entlehnung aus gen. *amant* und dieses als Entlehnung aus dem Byzantinischen auffaßt; fr. *artimon* ,,Bramsegel“, das ebenfalls aus Genua importiert ist und dort sehr wohl aus dem Lat. stammen kann, welches gr. ἀρτέμων schon früh aufgenommen hatte; akat. *barca de panescalm* ,,Schaluppe“, das ebenfalls nach Genua weist (Vidos 528); kat. *calcés* ,,tête carrée d'un mât destinée à porter une antenne, une poulie ‘ (seit 15. Jahrh.), fr. *calcet*, die aus it. *calcese* entlehnt sind (Vidos 272); *puja* ,,Art Seil“, das auch in Italien alt und verbreitet ist; *xarxa* ,,Tauwerk“, das Coromines selber auf das Spätgriechische zurückführt, ebenso *estamenera*; *escar*, das ebenfalls schon im 13. Jahrh. in Italien bezeugt ist; als zu hypothetisch *embons, paramitjal, gúmena, proís;* als, nach Coromines selbst, aus Unteritalien stammend, *arjau*. – Fr. *entamer* ist von Brüch Z 45, 81 zu gr. ἐνταμνεῖν (für ἐντεμνεῖν) gestellt worden, doch wohl zu Unrecht, s. FEW 4, 733 *intaminare*.

griechischen Handel zu verdanken. Vielleicht ist der Handel von Massilia daran schuld, daß das lat. *acramen* in der westlichen Romania als Benennung des Kupfers weithin ersetzt wurde durch eine Ableitung von *Cyprus* „Zypern", nämlich *cyprium* oder *cuprum*. S. FEW 2, 1614; Bertoldi 101.

b) Fischfang

In engstem Zusammenhang mit der Schiffahrt steht die Fischerei. Die Massalioten hatten in ihrer Nähe reiche Fischgebiete, deren Ausbeutung sie sich im Kriege gegen Karthago sicherten. Sie organisierten den Fischfang im großen. So nimmt es nicht Wunder, daß auch hier ein ansehnlicher Bestand von Wörtern in den Küstengebieten stehen geblieben ist. Gr. βόλος „das Auswerfen (des Netzes)" ist zwar als *bolus* lateinisch geworden, ist aber nur in übertragener Bedeutung belegt (z. B. „was man mit einem Wurf fängt"). In der präzisen sachlichen Bedeutung aber ist es in der Provence geblieben als *bòu* „Auswerfen des Netzes", sowie in kat. *bol*, FEW 1, 428. Das entsprechende Verbum ist bei den Meerfischern der Provence und des Languedoc *calar*, genau wie der griechische Fischer sagte τά δίκτυα χαλᾶν. Auch in der Bedeutung „die Segel streichen" lebt χαλᾶν weiter; doch ist es in diesem Sinne in den romanischen Sprachen so weit verbreitet, daß wohl nicht nur die Wirkung von Massilia allein darin zu sehen ist. Unmittelbar dazu gehört das Verbum κολυμβᾶν „untertauchen", das weiterlebt in mars. *couloumar* „précipiter", wozu auch *couloumbiero* „Netz für den Thunfischfang". Auch von den griechischen Netznamen lebt einer weiter, γάγγαμον, die Bezeichnung des Austernnetzes, wenn auch mit verändertem Wortausgang: *ganguil*[1]. Gr. κάλυμμα „Hülle", dann auch „Netz" lebt mit angeglichenem erstem Vokal in nprov. *couloumo* „longueur de la corde qui doit mesurer la profondeur des filets à sardines entre deux eaux" weiter[2]. Βρῶμα „das An-

---

[1] Diese Veränderung ist vielleicht schon früh erfolgt, unter dem Einfluß des Verbums καγχαλάω „laut lachen", wohl ursprünglich „weit offen stehen". S. dazu FEW *KANCHALOS.

[2] Zwei weitere Netznamen, die vielleicht aus dem Griechischen stammen, sind pr. *palangre* und asav. *estaule*, aneuch. *estaulle*, neuch. frb. *étôle*. Ich möchte die Vermutung äußern, daß letzteres auf gr. στολή „Ausrüstung" zurückzuführen ist. Dieses kann, ähnlich fr. *harnais*, *engin* u. a. seine Bed. von „Ausrüstung (im Allg.)" zu „Fangnetz" entwickelt haben. Nfr. *étole* „outil de marais salant" (Trév 1771, sub *marais*), das wohl aus der Saintonge stammt, ist wahrscheinlich eine andere semantische Spezialisierung dieses Wortes. Das gr. Wort wäre, wie so manche andere, von der Mittelmeerküste nach Norden und Nordwesten gewandert und nachher im Gebiet von Marseille selber untergegangen. Die asav. und frb. Formen stimmen mit der dortigen Behandlung des ŏ überein, während man für Neuchâtel annehmen muß, daß es das Wort vom gegenüberliegenden Seeufer bezogen hat. Pr. kat. *palangre* wird schon von Mistral mit dem gr. Netznamen πάναγρον (zu ἄγρα „Fang, Beute", eigentlich „Allesfänger") gestellt. In der Tat ist *palangre* ein sehr langes, mit Leinen versehenes

gebissene, der Bissen" lebt in nprov. *broumet* „appât pour les petits poissons"; vgl. für die Bedeutung franz. *amorce,* zu *mordre.* Griech. σαρδών „der oberste Rand des Jagdnetzes" ist erhalten als nprov. *sardoun* „lisière qui borde le haut et le bas des filets", hat also seine Bedeutung genau bewahrt. Das Wort lebt auch in kat. *sardó* weiter, Coromines 301. Vielleicht darf auch das fast im ganzen Gallorom. verbreitete *truble* „filet en forme de poche qu'on manie à la main" hierher gestellt werden. Es entspricht dem gr. τρύβλη „Schale, Schüssel", semantisch wie lautlich, vorausgesetzt, daß die S. 32 ff. vertretene Auffassung sich halten läßt, daß nämlich unter dem Akzent gr. kurzes υ und langes υ gleich behandelt werden, nämlich so wie lt. *ū*[1]. Hier hätte also der griechische Einfluß sich auch auf den Fischfang im Landesinnern ausgewirkt. Sogar einige der Meertiere, die man zu fangen suchte, haben den griechischen Namen behalten. So heißt die Ringelbrasse (sparus smaris), von den Griechen γάρος genannt, noch im 16. Jahrh. in Antibes *garon.* Griech. λεπάς, -άδος, Name einer Muschel (patella), lebt nur im westlichen Mittelmeer weiter: sp. port. *lapa,* sowie Marseille *lepada,* usw., s. FEW 5, 257. Der Name des Meerkrebses, κάραβος, dem wir oben schon unter den Schiffsnamen begegnet sind, lebt ebenfalls in Marseille als *carabaso* „pagurus".

c) Obst- und Weinbau

Wenn auch die Massalioten vor allem Seefahrer und Kaufleute waren, so brachten sie doch zwei edle Kulturpflanzen mit, deren Anbau sie in ihrer neuen Heimat einbürgerten: Weinstock und Olivenbaum. Vorerst pflanzten und hegten die Griechen diese beiden in Gallien noch unbekannten Pflanzen für ihren eigenen Bedarf, in der unmittelbaren Umgebung der Stadt. Dann übertrug sich die Kenntnis davon auf die Nachbarn, und allmählich bedeckten sich die Hügel und Hänge der

---

Seil, das, nach Mistral, bis zu 1200 Angeln führt; es ist also wohl geschaffen, um alles zu erreichen, was in einem bestimmten Raum des Wassers an lebenden Tieren herumschwimmt. Lautlich müßte Einschub eines *n* vor dem *g,* also eines Typus **panangrum* vorausgesetzt werden, sowie eine anschließende Dissimilation der beiden *n.* Weder die eine noch die andere Annahme hat etwas Unwahrscheinliches, da daneben der weitverbreitete Worttypus *palanca* „levier" steht, der ein aus dem Griech. als Relikt gebliebenes **panagrum* beeinflussen konnte. S. noch Schuchardt BCat 11, 110; ML 6185 b. Das Wort lebt allerdings auch in Italien: siz. *palangaru,* neap. *palangrese,* ven. *parangalo.* Es verlangt noch eine eingehende Untersuchung, vor allem um abzuklären, ob es sich etwa in jüngerer Zeit von einer Gegend aus über das ganze romanische Mittelmeer ausgedehnt hat, oder ob seine Verbreitung alt ist und auf das Griechische zurückführt. Im letztern Falle müßte die Übernahme überall dort stattgefunden haben, wo griechische Fischer mit solchen lateinischer Sprache in Berührung kamen, also im Bereich von Massalia und von Atria und in Unteritalien.

[1] S. dazu Sepolcri RLomb 52, 731; Jud R 47, 597; Margueron Word 5, 176. Die in BlochW vertretene Auffassung, *truble* sei mit lat. *trībŭla* zu verbinden, ist sicher unzutreffend, da die Nebenform *trible* sehr selten ist und viel jünger als *truble.*

heutigen Provence mit jenen immergrünen, lichten Hainen und mit den rankenden Weinstöcken, die heute alle Mittelmeerländer zieren. Vgl. dazu Hehn, V., Kulturpflanzen und Haustiere. Vom Mündungsgebiet der Rhone dehnten sich diese verfeinerten Kulturen, vor allem die der Rebe, auch nach Norden, soweit das Klima dies erlaubte. Sie erreichte Lyon, das Flußgebiet der Saône, die heutige Champagne und schließlich die Mosel- und Rheingegenden. Der Weinbau entwickelte sich schließlich so intensiv, daß die Römer um 150 v. Chr. den von ihnen besiegten Stämmen die Friedensbedingungen auferlegten, daß sie dem Wein- und Ölbau entsagen mußten. Einzig Massalia und seine nächste Umgebung waren davon verschont. Aber der Anbau ging in schwer kontrollierbaren Gegenden sicher weiter. Wenn auch die meisten Ausdrücke später durch die des Latein ersetzt wurden, haben sich doch einige griechische Wörter in diesem Gebiet erhalten. Das interessanteste ist, vor allem wegen seiner Verbreitung, die Benennung der breiten Winzerhacke. Sie erscheint unter zwei Formen, und zwar genau in den großen Weingebieten Frankreichs. Bei den Griechen hieß sie μάκελλα oder μακέλη. Die erste Form lebt, früh synkopiert, in den Vignobles der Bourgogne weiter, als *meille,* sowie in denen der Champagne als *mègle*[1]. Die andere Form hat offenbar ihren Wortausgang vertauscht gegen das im Galloroman. häufige Werkzeugnamensuffix *-aculum,* daher prov. lang. *magał, magaou;* sie dehnt sich bis ins Katalanische *(magall).* S. Wartburg EvStruct 12; Bertoldi 79. In diese Bedeutungssphäre gehört wahrscheinlich auch norm. *truble* m. „pelle de bois garnie en fer, servant généralement aux travaux du pressoir“[2], aus gr. τρύβλιον „Schale“. Eine Art Traube hieß bei den Griechen εὐγένιον, zu εὐγενός „edel geboren“; sie lebt weiter im nprov. *uni* „raisin hâtif“. Die allgemeine griech. Bezeichnung der Traube, βότρυς, ist in einer latinisierten Form ins Gallorom. übergegangen, als *botryo*; daraus nprov. *bouiroun,* das allerdings nicht mehr die Traube, sondern ein traubenähnliches Konglomerat bezeichnet (masse de vers enfilés pour la pêche des anguilles). Zweifellos hat Mistral recht, wenn er prov. *raco* „rafle de raisin, grappe dont on a enlevé le grain“ mit griech. ῥάξ, ῥαγός zusammenstellt. Nur ist eine direkte Verbindung

---

[1] Diese Form läßt auf eine später eingetretene Synkope schließen. Eine solche wäre denkbar, wenn μάκελλα durch Assimilation der Vokale zu *μάκαλλα geworden sein sollte.

[2] Die Bedeutung „bêche“, die das Wort heute in der Normandie auch hat, ist deutlich jünger. Die älteste Bedeutung „Schaufel“ liegt überall dort vor, wo der Sinn aus der Stelle präzis zu fassen ist, wie z. B. in einem Text von 1409: *Ils doivent assembler les bois . . . et les mettre par monceaulx o ung truble defferré.* Man darf vielleicht annehmen, daß dieses Werkzeug zuerst, wie noch heute, zum Wegräumen der Trester gebraucht und so nach Nordfrankreich gebracht wurde. Ungünstig ist dieser Erklärung allerdings die Tatsache, daß sich das Wort nur in der Normandie gehalten hat und keine Spuren zwischen dieser und der Provence zu finden sind. Doch sehe ich keine andere Möglichkeit, das Wort zu erklären. Das Simplex von τρύβλιον, τρύβλη f., ist noch in zwei anderen Berufsterminologien ins Gallorom. übergegangen, s. S. 16, 26.

ausgeschlossen, wegen des stimmlosen *-c-* sowohl als auch wegen der Bedeutung, da ῥάξ die einzelne Beere an der Traube bezeichnet. Man muß annehmen, daß ein ῥαγόν (?) zu **rak* „einzelne Beere" geworden ist, zu diesem Subst. dann das Verbum *racá* „grappiller" gebildet wurde (so z. B. im Languedoc) und daß *raco* eine Ableitung vom Verbum ist. In einem weiteren Sinn gehört dem Obstbau an das im Rouergue heimische Verbum *carpá* „achever de mûrir, sur la paille", eine Ablt. von griech. καρπός „Frucht", s. FEW 2, 408. Das Adj. *carp* „mûr; blet" ist wohl vom Verbum zurückgebildet.

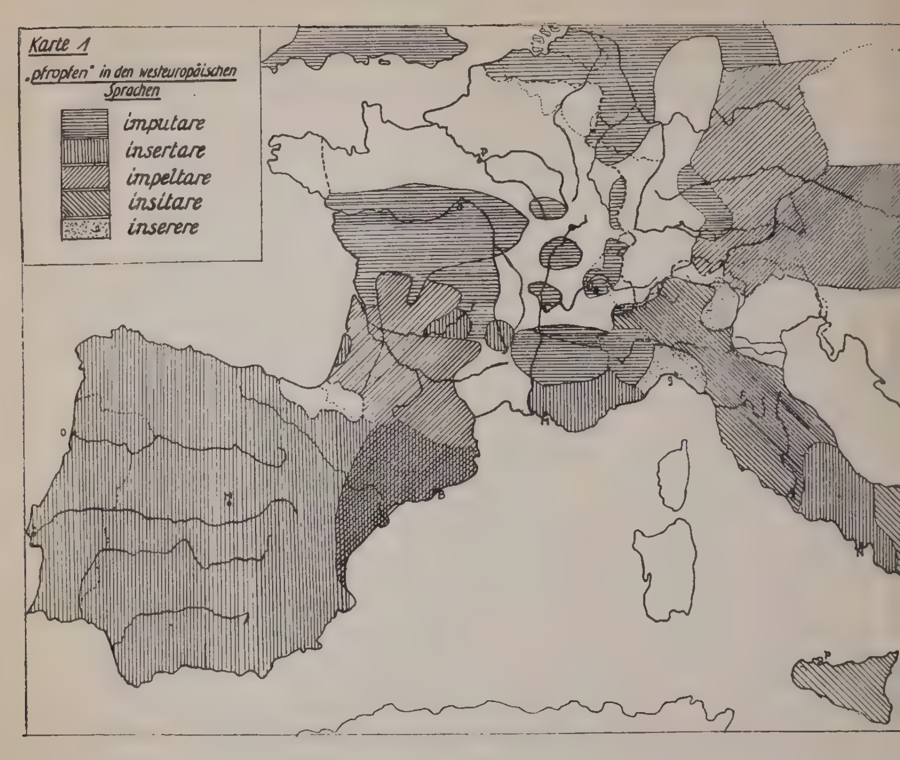
Ganz lateinisch scheint die Terminologie des Ölbaums zu sein; der starke Ausbau des römischen Latifundienbesitzes in der Gallia Narbonensis hat offenbar das griechische Element auf diesem Gebiet überdeckt. Immerhin darf man vielleicht das Weiterleben von λάγανον „Ölkuchen" im Occit. auf Rechnung der Massalioten setzen. Λάγανον ist zwar als *laganum* lateinisch geworden und steht schon bei Horaz. Aber es lebt nur weiter in Unteritalien, besonders im Gebiet der Graecia Magna (s. AIS 984 leg.; 992 leg.), sowie im Occitanischen. Für beide Gebiete ist daher direktes Weiterleben des griech. Wortes wahrscheinlich. Apr. *laganha* bedeutet „Augenbutter"; die Bed. kann, ähnlich wie für das deutsche Wort, auf der Fettigkeit und Farbe dieser Ausscheidung beruhen, möglicherweise auch auf der Vorstellung der schichtenweisen Bildung, da λάγανον auch die einzelne Schicht eines blätterartig zusammengesetzten Kuchens bezeichnet. S. die Formen FEW 5, 130. Hier wird, wohl irrtümlicherweise, noch das lateinische Wort als Ausgangspunkt angenommen und daher eine Ablt. **laganea* angesetzt. Richtiger ist es wohl, vom griech. Diminutiv λαγάνιον auszugehen, dessen Plural λαγάνια „kleine Ölkuchen; kleine Kuchenschichten" bedeutete und das unmittelbar den occitanischen Formen entspricht.

Aus den Randländern des östlichen Mittelmeers stammt auch die Kunst der Veredelung der Obstbäume durch das Aufpropfen von Reisern, die von andern Bäumen genommen sind. S. darüber Hehn 438 ff., wo auch über die Auswüchse dieser Art Baumpflege im Altertum berichtet wird. Der älteste uns überlieferte Ausdruck ist ἐμφυτεύω, zu ἐμφύω „einpflanzen", φυτεύω „pflanzen", unmittelbar Ablt. von ἔμφυτος „eingepflanzt". Ἐμφυτεύω ist bereits bei Theophrast belegt. Das Lateinische schuf einen eigenen Ausdruck hierfür, *insĕrĕre*, der offensichtlich das griech. Verbum nachahmen soll. Der älteste Beleg steht wohl bei Varro *pirum bonam in pirum silvaticam inserere*, vgl. auch das Subst. *insitio* „Zeit des Pfropfens" bei Ovid. Dieses *insĕrĕre*, dessen sich auch schon Columella bedient, lebt weiter in span. pg. *engerir*, sowie in Oberitalien: ligur. *inserí*, piem. *ansrí*, ostlomb. *nserí*. Weitverbreitet durch Italien ist sodann der Typus **insitare*, von siz. *nsitari* bis zum tessinischen *insedá*, mancherorts vom Typus *inserire* beeinflußt, so im mail. *ansidí*. Die Toskana sagt *innestare* (aus **ĭnĭnsĭtare*), und einige benachbarte Gebiete sind ihr darin gefolgt. In Unteritalien weitverbreitet ist sodann der Typus *insertare*, der auch in

span. *enjertar*, portug. *enxertar* und in der kat. Ablt. *eixart* „Pfropfreis" belegt ist. Er lebt auch in der östlichen Hälfte von Südfrankreich: Marseille *ensertar*, Gard, Lozère *issartá*, Rouergue *issortá* und ganz vereinzelt in den Landes. Entstanden ist dieses Verbum durch die begriffliche und lautlich-morphologische Vermengung von lat. *insero, -sevi, -situm, -serere* mit *insero, -serui, -sertum, -serere*. Dieses letztere Verbum, ohne etymologischen Zusammenhang mit *insero, -sevi*, bedeutete „hineinfügen" und stand dadurch der Bedeutung „pfropfen" sehr nahe[1]. Alle diese Verben lat. Ursprungs gehen also letzten Endes auf *insero, -evi* zurück. Auch Sardinien hat semantisch sekundäre Verben lateinischen Ursprungs, logud. *imferrere* und *ifferkire*, die auf lat. *inferre*, resp. *infercire* (für *infarcire*) zurückgehen. Der Westen Südfrankreichs stellt dem *ensertar* der Provence ein Verbum *empeltar* gegenüber, das ebenfalls schon früh (14. Jahrh.) belegt ist, und zwar von der Grafschaft Foix und dem Quercy bis an den Ozean. Daran schließt an kat. *empeltar* „pfropfen", arag. *empeltre* „veredelter Olivenbaum", bask. *mentatu* „pfropfen". Zugrunde liegt ein spätlat. Verbum **impeltare*, das auf ein **impellitare* zurückführen könnte; dieses wird von Brüch ZFSL 50, 344 für eine Ableitung von lat. *impellere* „hineinstoßen" gehalten, was gut zu *inserere* usw. passen würde. Man könnte aber auch an eine Ablt. von *pellis* denken, das oft die Bed. „Rinde" hat. Es wäre dann vielleicht eine technische Neuerung, etwa ein Einsetzen des Reises in einen in der Rinde geführten Schnitt, mit diesem Wort verbunden gewesen. Eine Vermutung Spitzers Z 46, 613, es liege lat. *pelta* „leichter Schild" zugrunde, lehnt Meyer-Lübke Volkst 3, 13 mit zwei Einwänden ab: weil *pelta* bei den römischen Dichtern nur als Bezeichnung eines von Kriegern aus der griechischen Welt getragenen Schildes (griech. πέλτη) vorkomme, also gar nicht richtig lateinisch sei, und weil das Pfropfreis nicht das Bild eines Schildes hervorrufen könne. Der erste Einwand ist zutreffend, nicht aber der zweite, denn eine besondere Art des Okulierens beruht eben darin, das vom Edelreis zu trennende Auge zusammen mit einem kleinen, schildförmigen Stück Rinde zu lösen und in die geschlitzte Rinde des zu veredelnden Reises einzusetzen. Wenn man statt von dem nur literarischen lat. *pelta* von griech. πέλτη ausgeht, besteht keine Schwierigkeit mehr, und **impeltare* fügt sich sehr schön als zweiter Hellenismus auf dem Gebiet der Pflanzenveredelung zu **impotare*. Wir dürfen also vermuten, daß die Massalioten beide Arten des Pfropfens eingeführt haben, dasjenige durch Einstecken der Reiser in den Stumpf des gekappten Zweiges und dasjenige durch Einfügen eines Auges mit Schildchen in die geschlitzte Rinde[2]. Dabei läßt sich zum Alter der

[1] Seiner Bedeutung entsprechend wurde *insero, -ui* zuerst mit Bezug auf das Pfropfreis gesagt und erst später auch auf den zu veredelnden Baum ausgedehnt. So schreibt Columella *insita arbor*, aber *surculus insertus*; er nimmt damit eine Übergangsstellung ein.

[2] Eine genaue semantische Parallele zu **impeltare* aus πέλτη liefert das eben diese Art des Pfropfens bezeichnende franz. *écussonner*, zu



beiden Ausdrücke nur sagen, daß *impotare aus lautlichen Gründen recht alt sein muß, *impeltare aber sehr wohl auch noch später gebildet worden sein kann und seinen terminus ad quem nur im endgültigen Verschwinden der griechischen Sprache aus Marseille und Umgebung hat. **Impeltare* ist auch nach Norden gewandert, und zwar recht früh, wie die Belege im Deutschen und besonders deren lautliche Gestalt zeigen[1]. Es lebt besonders in den süddeutschen Mundarten (ahd. *belzôn,* altels. schwäb. bayr. tirol. steir. *pelzen,* österr. *pfelzen*). Man möchte annehmen, daß das Wort von Südwesten her, durch die Burgundische Pforte, nach Süddeutschland gelangt ist. An fr. *enter,* dessen spätere Konkurrenzierung durch *greffer* hier nicht in Frage

écusson „kleiner Schild". Das würde es auch verständlich machen, daß **impeltare* sich offenbar zuerst vielerorts neben **imputare* gesetzt hat, ohne dieses zu verdrängen, denn das heutige Fehlen von **impeltare* zwischen der Auvergne und der Burgundischen Pforte ist doch wohl so zu verstehen, daß die Kontinuität hier, neben altem und heute noch lebendem **imputare* bestanden hat, dann aber **impeltare* in diesem Gebiet wieder geschwunden ist.

[1] Daß **impeltare* ursprünglich auch in Südgallien weiter verbreitet war, als die heutige Ausdehnung zeigt, wird durch die in Nizza belegte Form *empèu* „Pfropfreis" belegt. Massalia als Ausgangspunkt des Verbums wird dadurch erneut bestätigt.

steht, schließen nördlich und östlich an ndl. *enten*, ahd. *impitôn*, *impfon*, schwäb. *impten*, *imten*, rhein. *impen*, *possen*, ndl. *poten* (diese aus noch nicht synkopiertem **impŭtare*), die durch Jud Z 38, 13 und Frings GR 60, 168 in ihrem Wesen erkannt und analysiert worden sind. Es kann also keinem Zweifel unterliegen, daß gr. ἐμφυτεύειν im Geltungsbereich von Massalia in die lateinische Volkssprache übergegangen ist, als **impotare* (die Ableitung *impotus* „Pfropfreis" ist in der Lex Salica belegt). Von Südgallien wanderte der Ausdruck ebenfalls mit der Verbreitung des Pfropfens nach Norden (Nordgallien), in die deutschen Mundarten. In seiner Heimat aber wurde das Verbum überdeckt durch die Neubildung *insertare*. Massalia kann also als Ausgangsort auch dieses griechischen Verbums gelten [1]. Sein Terminus für die Veredelung der Obstbäume ist nachher von Italien her durch das lat. *insertare* überschwemmt worden, das bis an den Ozean gelangte und seinerseits auch den Typus **impeltare* stark beschränkte. Aber im nördlichen Teil Galliens hat sich das Wort von Massalia gehalten. Übrigens haben die Römer selber die Veredelung der Fruchtbäume auch von den Griechen übernommen, wohl aus der Graecia Magna. Dabei haben sie ἐμφυτεύω korrekt und auf ansprechende Weise mit *inserere* wiedergegeben, so daß letzten Endes griechischer Sprachgeist auch hierin steckt. Karte 1 zeigt die Verbreitung dieser verschiedenen Worttypen in der Romania und den angrenzenden Ländern germanischer Sprache [2].

Im Gallorom. weitverbreitet, vom Médoc und vom Rouergue bis in die Pikardie, sind die Entsprechungen von fr. *échalas*. Sie gehen zurück auf gr. χάραξ „Pfahl", das einmal auch im Lat. belegt ist, nämlich im Maximaltarif des Diokletian. Auch abearn. *gameyt* „Hieb" gehört wohl in diese Bedeutungssphäre, da es mit gr. κάμαξ „Stock, Rebpfahl" in Beziehung steht, über eine Ablt. καμάκτον. S. dazu Bertoldi Col 75ff. Die beiden Subst. sind also vielleicht als Ausdrücke des

[1] Das Verbum findet sich, neben den oben aufgeführten lateinischen Verben, auch in Oberitalien: piem. *antè*, Parma *eintà*, Reggio E. *entà*, Modena *antén* „Pfropfreis", frl. *entîn*. Die Tatsache, daß mancherorts nur das Subst., nicht aber das Verbum belegt ist, sowie daß die lat. Typen ganz eingewurzelt sind, spricht dafür, daß diese Wörter zum Teil jünger, d. h. aus dem Piemont und von diesem aus dem Frankoprov., entlehnt sind. Schon Frings weist gegenüber Juds Vermutung, bayrisch *imten* sei aus Oberitalien entlehnt, darauf hin, daß dieses sehr wohl aus dem Moselfränkischen nach Bayern gelangt sein kann. Soweit die von T. Reinhard für mich gesammelten und kontrollierten Belege erkennen lassen, umfaßt der Typus *impiton*, später *impten* vor allem das Elsaß und Schwaben und erreicht das bayrische Gebiet nur noch am westlichen und nordwestlichen Rand (Augsburg, Nürnberg). Die **impŭtare*-Zone nördlich der Alpen und die südlich der Alpen haben also nichts miteinander zu tun. Jene beruht auf früher Entlehnung aus dem Galloromanischen, diese auf der engen Verbindung des Piemont mit den frankoprovenzalischen Gebieten in viel jüngerer Zeit.

[2] Siehe jetzt zu den deutschen Formen auch Zeitschrift für deutsche Mundarten 20, 8.

Weinbaus ins Gallorom. übergegangen[1]. Unsicher ist aber, wie sich die Ausdehnung beider Wörter auch nach Oberitalien erklärt, vgl. piem. *scaras, scalas, carasso,* mail. *karaš* für das eine, agen. alomb. *gamaito* für das andere; s. auch FEW 2, 110, 624. Ist das Wort von den massaliotischen Kolonien an der ligurischen Küste aus gewandert, oder darf man annehmen, daß ein anderes griech. Zentrum, etwa Atria, diese Wörter in der Poebene propagiert hat?

Mit dem Obstbau hängt vielleicht zusammen auch prov. *óouvede* „petit canal servant à l'écoulement des eaux d'un terrain". Es erscheint in mlat. Urkunden als *ozedum*. Mistral und, ihm folgend, Jud ARom 9, 106, sowie Bertoldi 74, haben dieses Wort mit Recht auf griech. ὀχετός zurückgeführt. Dieses bedeutet vor allem „Rinne, Graben, Abfluß", stimmt also genau mit dem griech. Wort überein. Es gehört also sicher dem Vokabular der Feldbestellung an und hat nichts zu tun mit den antiken Aquädukten, wie vermutet worden ist. Der Obstbau war in der Narbonensis so entwickelt, daß sogar eine Art Pfirsich der gallische *(gallica)* genannt wurde, s. Hehn 433. Es ist daher nicht erstaunlich, daß die Provence griechische Namensformen bewahrt hat, welche in der übrigen Romania nur in der durch das Latein abgewandelten Form erhalten sind. Prov. lang. périg. *amélo* „Mandel" sind mit dem kat. *ametlla* die einzigen Zeugen des griech. ἀμύγδαλα, das in dieser Form sonst nur bei den unteritalienischen Griechen vorkommt *(amíddala, -o)*, während überall sonst das im Lateinischen entstandene *amyndala* zugrunde liegt, s. FEW 1, 91; Z 54, 488; zuletzt nun noch, mit vielen mittellateinischen Belegen, Aebischer, Est M Pidal 1, 1ff.

d) Pflanzen

Neben diesen lexikalischen Spuren überlegener griechischer Wein- und Obstkultur hat die Sprache Hellas' in Südfrankreich noch eine Anzahl von Pflanzennamen zurückgelassen, für die man wohl nicht restlos wird Gründe angeben können. Griech. ἄκαστος „Ahorn" lebt weiter von Nizza *(agast)* und den piemontesischen Alpen *(gassa)* über die Gegend von Toulouse *(agar)* bis ins Baskische *(gaztigar)*. Bertoldi Col 77 erinnert daran, daß Columella den Ahorn als den für das Tragen und Stützen der Reben bevorzugten Baum bezeugt, wenigstens in der Gegend des Po. Es ist daher sehr wohl möglich, daß die Aufnahme dieses Namens mit dem Weinbau zusammenhängt. Μύρτον „Myrte" ist in der Form auf *-a* ins Südgalloroman. übergegangen,

[1] Aber nur vielleicht. Hehn berichtet nämlich, daß die Massalioten den Wein sonst ohne Pfähle angebaut hätten. Bei *καμάκτον kommt dazu, daß die romanischen Formen in ihren Bedeutungen recht weit davon abstehen, vgl. dauph. *gamachá* „quetschen". Es ist also sehr wohl möglich, daß diese beiden Wörter zweifellos griechischen Ursprungs nicht als spezielle Ausdrücke des Weinbaus übernommen worden sind, sondern in allgemeinerer Bedeutung, und daß ihre Verwendung im Weinbau erst spätern Datums ist.

eine Form, die auch für das latinisierte *murtus* seit dem 3. Jahrh. belegt ist. Wahrscheinlich ist diese Form zuerst ein kollektiver Plural gewesen, wie denn die Myrte in den Mittelmeergegenden direkt Macchia bildet. In Südgallien lebt dieser Name in zwei Typen bis heute weiter (abgesehen von den dem franz. *myrte* entsprechenden Lehnformen mit *-i-*): *mürta* und *nẹrto*. Über das Verhältnis, in dem diese beiden Formen zueinander stehen, weiter unten. Die Myrte ist sicher nicht eingeführt worden, sondern ist wie überall am Mittelmeer heimisch. Der Grund darf hier wohl darin gesucht werden, daß die Myrte der Aphrodite geweiht und darum heilig war und daß sie im griechischen Kult und in den Bräuchen der Griechen eine große Rolle spielte. Der griechische Name des Beifuß, ἀρτεμισία, wurde als *artemisia* latinisiert, und diese Form erscheint oft zu *artemesia* verändert, wofür Bertoldi Col 82 gallische Lautgewohnheiten verantwortlich macht (entsprechend dem Schwanken von *cervisia* und *cervesia*). Dafür findet man ziemlich weit verbreitet eine Form *arsenizo* (Hautes-Alpes, Gard, Tarn). Diese muß ihre abweichenden Konsonanten *s* und *n* dem Einfluß eines anderen Wortes verdanken. Der Beifuß wurde von den Griechen auch παρθενίς genannt, womit die gleiche Beziehung zur jungfräulichen Artemis angedeutet war. Zu Beginn unserer Zeitrechnung war θ meist bei einer Spirans angelangt, die dann als *-s-* wiedergegeben wurde. S. dazu Schwyzer, Griechische Grammatik 158, 206. S. noch FEW 1, 149. Der Beifuß war in der griechischen Medizin sehr beliebt, besonders zur Erleichterung der Geburt. Das erklärt, daß der Name παρθενίς bleiben konnte und sich dann mit dem lateinisch gewordenen *artemisia* vermischte. Zu den Gartengewächsen gehört die Melde, die ähnlich wie Spinat als Gemüse dient. Sie ist wahrscheinlich aus Innerasien gekommen, Warburg, Pflanzenreich 1, 541. Die Griechen nannten sie ἀτράφαξυς, was das Latein als *atriplex* entlehnte. Die französischen Formen, vor allem afranz. *arrache, arrace,* scheinen die griech. Form fortzusetzen, nicht die lateinische, die ihrerseits in ital. *atrepice,* friaul. *redrepis* vorliegt. Südfrankreich hat heute andere Wörter, wie *armòu, abrel* (wohl zu *arbor,* weil die Melde hohe Stengel hat). Es sind also hier die Vertreter von gr. ἀτράφαξυς im Süden verschwunden, nachdem dieser das Wort dem Norden vermittelt hatte. Zu den griechischen Relikten in der botanischen Terminologie scheint auch lang. *lantrezo* „Wolfsmilch (euphorbia lathyris)" zu gehören, aus griech. λαθυρίς; der Grund ist allerdings dunkel. Bertoldi Col 86 macht wahrscheinlich, daß occit. *ferigoulo* „Thymian" auf ein **ferricula* zurückgeht, das nach dem Vorbild von griech. σιδηρῖτις (zu σίδηρος „Eisen") von *ferrum* abgeleitet worden wäre. Dieses **ferricula* wäre also in dem südgallischen Milieu entstanden, als griechisch und lateinisch nebeneinander gesprochen wurden. Die Bewahrung der proparoxytonen Betonung ist auf Rechnung des gelehrten Milieus zu setzen, in dem das Wort als Bezeichnung einer Medizinalpflanze lebte. Bekanntlich ist der Kürbis vom Osten gekommen, s. Hehn 314 ff. Apr. *coja* „Kürbis" und seine Entsprechungen

(s. FEW 2, 833) werden von Ronjat 2, 84 auf gr. κωδία zurückgeführt, das den Kopf der Mohnpflanze und ähnliche verdickte Teile anderer Pflanzen bezeichnete und das sich zufolge dessen leicht auf den Kürbis übertragen ließ. Das Wort lebt im Gallorom. bis an die Loirelinie. Einige dieser Pflanzennamen zeigen, daß nicht nur aus Griechenland eingeführte, sondern auch im Westen einheimische Pflanzen mit dem griechischen Namen in die romanischen Sprachen eingehen können. Zu diesen gehört nach den Darlegungen Bertoldis wahrscheinlich auch das Halfagras (stipa tenacissima), das in besonders hervorragender Qualität in Hispanien und in Nordafrika wächst und wuchs. Bertoldi berichtet, daß griechische Kaufleute dieses flechtbare Gras in Hispanien aufkauften und nach Griechenland brachten, um es dort verarbeiten zu lassen. Durch diesen Handel wurden die Bewohner Iberiens mit dem griechischen Namen σπάρτος bekannt, das in kat. *espart*, span. portug. *esparto* weiterlebt und in Ablt. wie *espardenha* „Schuh aus Halfagras" auch in Südfrankreich (aprov. usw.) erhalten ist. Diese Verbreitung macht es wahrscheinlich, daß das Wort durch Massalia vermittelt worden ist. Allerdings ist es auch ins Latein Italiens übergegangen (Varro, Livius, Plinius); doch hat es hier nicht weitergelebt. Zu diesen Benennungen alteinheimischer Pflanzen, die von den Griechen nach Südgallien verpflanzt worden sind, gehört, wie Bertoldi Col 130ff. wahrscheinlich gemacht hat, auch das auf die Provence beschränkte *tueys* „Eibe". Gerade hier wächst dieser Baum besonders kräftig und häufig. Bertoldi verbindet diesen Namen mit griech. τόξον „Bogen". Er kehrt zu der schon von andern vertretenen Etymologie von τόξον zurück, wonach dieses ursprünglich „Eibe" bedeutet hätte, und dieses Wort sodann wegen der häufigen und bei vielen antiken Schriftstellern bezeugten Verwendung des Eibenholzes für die Herstellung von Bogen und Pfeilen auf diese übertragen worden wäre. Aber auch wenn diese Auffassung unzutreffend sein sollte, würde damit die Zurückführung von *tueys* auf griech. τόξον nicht widerlegt sein. Ebensogut wie von „Eibe" zu „Bogen aus Eibenholz" konnte die Bedeutungsentwicklung von „Bogen" zu „Holz, Baum für Bogen" führen.

Zu den westromanischen Pflanzennamen, die durch Massalia vermittelt worden sind, gehören auch die des Klees. Die romanischen Formen scheiden sich deutlich in zwei Gruppen: rum. *trifoiu*, it. *trifoglio* (ganz Italien, s. Penzig 1, 499), campid. *trivullu*, logud. *triọ́dzu*, obeng. *trafœl*, Livinallongo *strafọy* beruhen auf lt. *trifolium* (einzig bei Plinius belegt); pr. *tréule*, fr. *trèfle*, kat. sp. *trébol*, pg. *trevo* weisen auf gr. τρίφυλλον (seit Herodot belegt). Zweifellos ist das lt. Wort aus dem Gr. übersetzt. Es zeichnet sich hier besonders deutlich die Einflußzone von Massalia ab, gegenüber dem das gr. Wort übersetzenden Italien. Wie bei **insertare* hat auch hier das lt. Wort, von Italien kommend, das Gallorom. noch erreicht: neben den oben erwähnten gallorom. Formen stehen noch agask. *trefueill*, mfr. *trefoil*, vereinzelt noch heute durch das ganze occit. Gebiet Formen wie *trefiol*, *trafulẹ́* usw.,

während das fr. Gebiet seit dem 17. Jahrh. ganz frei davon ist. Es haben sich also im Gallorom. lange Zeit die aus Massalia stammende griechische und die später von Italien importierte lateinische Form Konkurrenz gemacht. Dies erhellt die Entstehung der occit. Benennungen der Stechpalme vom Typus des pr. *agréu*. Dieses verlangt eine Grundlage **acrifŏlu* oder **acrifŭlu*. Das Lateinische liefert aber nur eine Form *acrĭfolium* (> it. *agrifoglio*). Man hat schon früher die Vermutung geäußert, *acrĭfolium* sei nach τρίφυλλον zu **acrĭfŭlum* geworden, s. FEW 1, 23. Doch erst die Feststellung, daß in dem occitanischen Gebiet, das den Typus **acrĭfŭlum* geschaffen hat, sehr lange Zeit lt. *trĭfŏlium* und dem Griechischen entnommenes **trĭfŭlum* nebeneinander lebten, macht es verständlich, daß zu *acrifolium* nun auch ein **acrĭfŭlum* entstand.

e) Wohnkultur

Es ist selbstverständlich, daß die Griechen eine ganz andere Wohnkultur mitbrachten als die Einwohner des Landes sie hatten, und daß sie ebenso ihre Niederlassungen anders aufbauten als die Ligurer ihre Dörfer. Daran erinnert ein Wort wie griech. δῶμα „terrassenförmiges Dach eines Hauses", das geblieben ist in aprov. *doma*. Dieses ist im 16. Jahrh. als *dôme* ins Frz. übergegangen[1]. Im Gegensatz zum γυναικεῖον nannten die Griechen das Männergemach ἀνδρών, -ῶνος. Das Wort ging auch ins Lateinische über, obwohl die Belege hier überaus spärlich sind. Nach Vitruv ist *andron* ein Gang zwischen zwei Häusern. Außer im it. *androne* (auch obit. *androna* „cesso" usw.) lebt das Wort weiter in Südfrankreich: aprov. *androna* „Gäßchen, Sackgasse" (Provence, Montpellier), prov. lang. Gévaudan *androuno,* Agen *endroño,* bearn. *androune,* auv. *endrouno,* kat. *androna*. *-a* (resp. *-o*) erklärt sich durch den gr. Akkusativ. Man wird kaum annehmen wollen, daß das wohl aus Unteritalien ins Lat. eingedrungene *andron* dann auch nach Südgallien verbracht worden sei, wo griech. *andron* vorher ausgestorben wäre. Vielmehr leuchtet es ein, daß die südgalloromanisch-katalanische Zone des Wortes der Strahlung von Marseille zu verdanken ist. Man wird kaum fehl gehen, wenn man auch fr. *gond* „Türangel" zu den gr. Lehnwörtern rechnet. Gr. γόμφος „Pflock" ist zwar ins Lat. übergegangen, als *gomphus,* und zwar unabhängig von Marseille: es findet sich aber nur bei Statius, Tertullian und Chalcidius, die aus Neapel, resp. aus Nordafrika stammen. Aber ein Weiterleben hat das Wort nur in fr. *gond,* sowie in apr. *gofon* (Ablt. auf *-one*, die noch heute in den Mundarten lebt), ferner in mallork. *gaufó,* arag. *galfó,* kat. *golf* (Rückbildung des vorangehenden). Das Wort lebt also ausgesprochen im Strahlungsgebiet von Marseille, nirgends sonst (s. FEW 4, 192).

---

[1] Die hier gegebene Deutung des aprov. hapax *doma* ist trotz Lewent Studi Medievali 6, 99 und Spitzer Neuphil. Mitteilungen 1936, 87 aufrechtzuerhalten. S. Schultz-Gora Z 55, 671.

Zu den Wörtern, die mit dem Hausbau zusammenhängen, darf wohl auch der Worttypus *tiblo* „Maurerkelle" gerechnet werden, der im Occit. in einem Gebiet herrscht, das von einem Halbkreis mit Mittelpunkt an der Rhonemündung begrenzt wird. Als Etymon kann kaum etwas anderes in Betracht kommen als das schon von Mistral vorgeschlagene τρύβλιον „Schale, Schüssel", oder eher noch, wegen des Geschlechts, dessen Simplex τρύβλη[1]. Der Verlust des *r* kann auf Dissimilation der beiden Liquiden beruhen[2].

Endlich gehört in das Gebiet des Hausbaus oder doch wenigstens der Holzbearbeitung Ariège *tribo* „Bohrer", der nördliche Fortsetzer von kat. *tribó*. Zugrunde liegt gr. τρύπανον.

Vielleicht stammt aus dem Griechischen auch das aprov. hapax *ganguil* „Türangel", das Diez 374 zu einem griech. κάγχαλος gleicher Bedeutung stellt, für das mir allerdings Belege fehlen[3]. Von den Hausgeräten trägt wohl die Herdkette einen griechischen, von Massilia vermittelten Namen. Er lebt in zwei Haupttypen in der ganzen Galloromania, sowie im Iberoromanischen: einerseits **cremasculum* (Avignon *cremascle*, Wallis *krumaχlo*, kat. *tremascles* usw.), anderseits **cremaculum* (afr. *cremail*, kat. *cremall*, nfr. *crémaillère*), s. die Formen FEW 2, 1312ff. Zugrunde liegt hier gr. κρεμαστήρ „hängende Käsehürde, Hodenmuskel". Die erste dieser Bedeutungen ist offenbar auf die Herdkette übertragen worden, als diese erfunden wurde. Da wir aus dem Altertum keine Nachrichten über eine Herdkette haben, ist es wohl möglich, daß die Erfindung einer Aufhängevorrichtung (gegenüber der älteren Aufstellvorrichtung) erst in die Zeit nach der Gründung von Massilia fällt. Jedenfalls lebt das Wort romanisiert[4] nur im Strahlungsgebiet von Massilia[5]. Die Verschiedenheit der Suf-

---

[1] Ein τρύβλιον hätte vielleicht auch unter dem Einfluß von lt. *trulla* fem. werden können. Doch ist Anknüpfung an ein im Griech. bereits vorhandenes Fem. überzeugender.

[2] Daß das *r* an der Peripherie (St.-Etienne *tribla*, mdauph. *triblo*, ebenso P. 825 und 826 im Ardèche und P. 786 im Dep. Aude) stehen geblieben ist, weist ebenfalls auf das griech. Wort zurück, da man kaum an so auseinanderliegenden Punkten Einfluß von fr. *truelle*, an den man auch denken könnte, wird annehmen wollen. Der oben gegebenen geographischen Umgrenzung widerspricht die Angabe Mistrals, der auch ein lim. *tiplo* verzeichnet. Da aber diese Form in keiner anderen Quelle bestätigt wird, wird man zu der Annahme geführt, Mistral habe hier irrtümlicherweise eine Form aus dem Languedoc dem Limousin zugeschrieben, wohl indem er eine ursprünglich mit l. umschriebene Lokalisierung in lim. auflöste, statt in lang. R 47, 598 wird zu Unrecht gesagt, die Form *tiplo* biete lautliche Schwierigkeiten. Zwischenvokalisch wird die Gruppe *-bl-* in einem großen Teil des Languedoc regelmäßig zu *-pl-*, wofür außer den vielen Adjektiven auf *-ble* bei Mistral (*amable, ourrible* usw.) etwa die Karte *écurie* des ALF einzusehen ist, wo *estaple* „étable" erscheint.

[3] S. auch weiter oben S. 15. Die Form mit *-l* ist dem gr. näher als it. *ganghero*.

[4] Direkt aus dem Griech. stammen kal. *camastre*, dalmat. *camastro*.

[5] Auf die Frage des engad. *plümagl* braucht hier nicht eingegangen zu werden. Sollte es wirklich, wie etwa angenommen wird, auf **cre-*

figierung führt Benoit Z 44, 436 wohl mit Recht auf Vorgänge beim Übergang des griech. Wortes in die Sprache der Nachbarn zurück. Bei der Häufigkeit des Suffixes *-asc* im Ligurischen wurde das gr. *-aster* in *-asculum* umgesetzt. Für den Typus auf *-aculum* ist es wohl nicht notwendig, anzunehmen, daß in den betreffenden Gegenden das ligurische Element weniger stark gewesen sei; es kann genügen, darin einen Romanisierungsvorgang zu sehen, da *-aculum* im Galloroman. so häufig für Werkzeugnamen in Anwendung kommt. Zu den Gegenständen des häuslichen Lebens rechnet auch prov. *gódou* „Becher", das genau dem griech. κότυλος entspricht. Hierher gehört auch die Erhaltung von lat. *amphora*, das ja selber aus griech. ἀμφορεύς entlehnt und eingepaßt ist, und das erbwörtlich nur in prov. (z. B. Nizza) *ambro* „große bouteille où l'on fait macérer des plantes aromatiques avec du vin"[1] erhalten ist. Wahrscheinlich hat das griech. Wort dem lateinischen zu einer besonders starken Verwurzelung verholfen, weil es, ihm vorangehend, Gemeingut der Provence geworden war. Gleich wie bei *ambro* wahrscheinlich beide Sprachen, das Lateinische und das Griechische, beteiligt gewesen sind, gelingt es Bertoldi Col 95, wahrscheinlich zu machen, daß auch das in der ganzen Galloromania lebende *broc* „Kanne" dem Zusammenwirken des Griechischen mit einer anderen Sprache, diesmal dem Gallischen, zu verdanken ist. Gr. βροχίς hat sicher in Gallien gelebt, da auf den Graffiten von La Graufesenque (1. Jahrh.) die Form *broci* erscheint. Lautlich passen aber die romanischen Formen (außer dem galloroman., FEW 1, 549, besonders oberital. und tosk. *brocca*) eher zum gall. Adjektiv *broccus* „herausstehend (von Lippen und Zähnen)". Bertoldi nimmt daher an, das griech. Wort sei zwar aufgenommen, aber mit *broccus* in Verbindung gebracht worden, vielleicht im Zusammenhang mit einer technischen Neuerung, etwa einem vorstehenden Ausguß, der mit einer herausstehenden Lippe verglichen wurde[2]. – Zu den Wörtern aus dem Gebiet des Haushalts gehört auch kat. *calaix* „Schublade" (s. FEW 2, 61), das Brüch Z 64, 391 mit dem griech. Diminutiv καλάθιον „Körbchen" identifiziert. -ϑ- ist hier offenbar bereits als Spirans gesprochen worden, vielleicht sogar schon als *-s-*. Es wurde also *[*kalaϑion]* oder *[*kalasion]* gesprochen. Vielleicht reiht sich hier (oder in den nächsten Abschnitt?) auch das nur in der Provence belegte *cosmar* „achever" ein, das sicher dem griech. κοσμεῖν „in Ordnung bringen" entspricht.

f) Handwerk

Daß die Griechen auch ihre eigenen Handwerker mitbrachten, die den Einheimischen technisch weit überlegen waren, versteht sich von

---

maculum beruhen, das den Stamm unter Einwirkung des Typus **plumacium* „Kissen" gewechselt hätte, so müßte doch auch relativ späte Übernahme aus dem Galloroman. angenommen werden.

[1] Zur Vertretung des *-ph-* durch *-b-* s. noch Claussen RF 15, 829.

[2] Noch nicht restlos abgeklärt ist die Frage, auf welchem Wege die Familie von *bikos* (βίκος), FEW 1, 361, ins Gallorom. gelangt ist.

selbst. Doch sind deren Errungenschaften natürlich später und wiederholt von anderen Neuerungen abgelöst worden, so daß hier wenig Spezifisches erhalten ist. Jud R 50, 609 hat pr. *encadaissar* „mit Weberschlichte bestreichen" mit gr. καταψάω „über etwas wegstreichen" zusammengebracht (s. die galloroman. Formen, unter denen die franz. Ablt. *chas* „Weberschlichte", FEW 2, 492).[1] Das gleiche Verbum lebt noch in siz. *ncatasciari*, kal. *catasciari*, logud. *cadassare*. Es lebt also einerseits im Bereich der unteritalienischen Griechen, anderseits in dem von Marseille. Offenbar haben die Griechen die Webetechnik dadurch verbessert, daß sie die Fäden mit einem Leim überstrichen[2].

In das gleiche berufliche Milieu scheint zu führen fr. *colle* „Leim", apr. *cola*, das mit it. *colla* aus gr. κόλλα „Leim" stammt (kat. sp. pg. *cola* sind aus dem Gallorom. entlehnt). Seltsamerweise ist κόλλα vom Lat. nur in den Zuss., wie σαρκοκόλλα, entlehnt worden, nicht als Simplex, während in Italien und im Gallorom. nur das Simplex volkstümlich weiterlebt. Es darf wohl angenommen werden, daß die griechischen Städte in Unteritalien und an der Küste Galliens dieses den Bewohnern der romanisierten Länder vermittelt haben. Auch das Verbum κολλάω „ich leime" (fr. *coller*, it. *collare*, kat. *collar*) hat dabei vielleicht eine Rolle gespielt.

Vielleicht ist auch die Aufnahme von κόπτειν „schlagen" durch eine technische Bedeutung dieses Verbums verursacht. Franz. aprov. nprov. *cotir* „schlagen, stoßen" ist sehr weitverbreitet und es hat auch zahlreiche sekundäre Bedeutungen entwickelt, wie „(eine Frucht) quetschen", s. FEW 2, 1155 ff. Das Verbum lebt allerdings auch in kat. *cotar* „stoßen", span. *cutir*, sowie, in der Form einer Weiterbildung auf *-iare*, in ital. *cozzare* „mit den Hörnern stoßen". Diese weite Verbreitung läßt es als unsicher erscheinen, daß Massilia die Vermittlerrolle gespielt hat. Wahrscheinlich ist auch *pittacium* „Flicken" durch das Handwerk (oder innerhalb der Sphäre der häuslichen Arbeiten?) ins Gallolatein übergegangen. S. über dieses Wort unten S. 39 ff.

g) Soziale Einrichtungen

Die Verfassung von Massilia ist ziemlich genau bekannt, s. Jullian 1, 433 ff. Weniger wissen wir aber von den Sitten und Gewohnheiten. Vielleicht ist es erlaubt, auf Grund eines im Gallorom. erhaltenen Wor-

[1] Die occit. Formen setzen einen sekundären Typus **catapsiare*, für *catapsare*, voraus.

[2] Nach Blümner Technologie 1², 196 ist die Anwendung einer Schlichte beim Weben im ganzen Altertum nur in der Odyssee VII, 107 zu belegen: καιροσσέων δ᾽ὀθονέων ἀπολείβεται ὑγρὸν ἔλαιον. Sie bestand also aus Öl, wohl, wie Blümner sagt, noch mit Beimischung anderer Substanzen. Es wäre wohl etwas kühn, aus dem Vorkommen in der Odyssee mit der aus dem Sprachlichen zu erschließenden Tatsache in Verbindung zu bringen, daß die Massalioten das Schlichten der Fäden in Gallien eingeführt haben und also darin einen technischen Ionismus zu sehen; doch auszuschließen ist ein solcher Zusammenhang nicht.

tes anzunehmen, daß Massilia, ähnlich wie Athen, in Stämme eingeteilt war. In Athen bestand jede der vier Phylen aus Untereinheiten, Sippen, die man φρατρία nannte. Auf dieses können sehr wohl zurückgehen aprov. *frairio* „religiöse Bruderschaft“, *confrairia* (*confratria* auch im mittellat. seit 9. Jahrh. belegt), afranz. *frarie, confrarie* (bis ins 16. Jahrh.), die nicht romanische Ableitungen von franz. *frère* sein können, auch span. *cofradía*. Das Ital. gebraucht statt dessen Ableitungen des Adj. *fraternus, fraternita, confraternita*.

h) Religion und Aberglauben

Daß von der griechischen Götterwelt nichts übrig geblieben ist, erscheint selbstverständlich. Nicht viel anders ist es ja den römischen Göttern gegangen, von denen nur schwache Spuren in Namen von Kobolden u. ä. geblieben sind. So ist denn auch das einzige Wort, das sich erhalten hat, das griechische χίμαιρα, und zwar nicht in der Bedeutung „Ziege“, sondern insofern, als die Griechen mit diesem Wort eines jener Ungeheuer bezeichneten, mit denen sie ihre Welt bevölkerten, ein feuerschnaubendes Wesen, das vorne Löwe, in der Mitte Ziege und hinten Drache war. Dieses Wort, das ja auch lateinisch geworden war, lebt in zwei Gegenden weiter: in Sizilien (*cimera* „testa pazza“) und in Südfrankreich, hier noch mit unveränderter Bedeutung: Nizza *gimerro* f. „animal imaginaire qu'on croit produit par l'accouplement soit d'un taureau avec une jument ou une ânesse, soit d'un âne ou d'un cheval avec une vache“, dann auch als mask. *jimerre* (prov.), *jemerri* (Aix, Marseille). S. die Formen, die zum Teil unter dem Einfluß von *jument* lautlich verändert worden sind, FEW 2, 636. Vielleicht ist hier auch noch apr. *fantauma* anzuschließen. Gr. φάντασμα ist in zwei Formen ins Romanische eingegangen[1]. Es lebt als **pantasma* in Italien von Genua bis Neapel in der Bed. „Alpdruck“ (gen. *pantasma*, abruzz. *pandazma* usw., s. AIS 812), im logud. *pantásima* „Gespenst“, weit herum in Hispanien (Elche *pantazma* „Popanz“, arag. Salamanca, andal. *pantasma* „Gespenst“). Diese Form ist offenbar ziemlich früh, bevor φ zu *f* wurde, in die Sprache der nichtgriechischen Bewohner der Graecia Magna, etwa der Osker, übergegangen, von ihnen aus gewandert und von den Kolonisten aus Mittelitalien nach Hispanien getragen worden. Die zweite Form ist repräsentiert durch apr. *fantauma*, fr. *fantôme*; sie muß **phantagma* gelautet haben (vgl. *sagma* > apr. *sauma*). Es hat hier innerhalb des Griechischen eine Vertauschung von *-asma* gegen *-agma* stattgefunden. Die gleiche Grundlage wird auch verlangt von lesbisch *fándama*, das, wie Kretschmer Neugriech. Dialektstudien 1, 461 gezeigt hat, ebenfalls nur auf *-agma* beruhen kann. Kollege Manu Leumann macht mich freundlicherweise darauf aufmerksam, daß der Suffixwandel *-asma* zu *-agma* in der neugriechischen Koiné vor sich gegangen sein muß, deren Form sich also einerseits

[1] Lt. *fantasima*, sp. *fantasma* usw. sind natürlich Lehnwörter.

bis Massalia ausgebreitet, anderseits in Lesbos bis ins 19. Jahrh. gehalten hat. Die Wiedergabe von φ durch *f* deutet, wie wir unten sehen werden, darauf hin, daß das Wort spät ins Gallolatein übergegangen ist, daß es also, ähnlich wie χίμαιρα, erst mit der Romanisierung der Griechen selber gallolateinisch geworden ist. Fr. *fantôme* ist also einer späteren Wanderung des occitanischen Wortes nach dem Norden zu verdanken.

i) Körperteile

Unter den griechischen Relikten befinden sich erstaunlicherweise auch zwei Namen von Körperteilen. Der eine ist κάρα „Haupt", das in aprov. *cara,* afranz. *chiere,* kat. span. port. *cara* weiterlebt und das überall „Gesicht" bedeutet (für die weitere semantische Entwicklung s. FEW 2, 348ff.). Für logud. *cara* hat Wagner gezeigt, daß eine Entlehnung aus dem Span. vorliegt. Wohl aber ist ligur. *kā* einheimisch, im Gegensatz zu dem aus dem Franz. entlehnten ital. *ciera.* Κάρα, in Italien und Rumänien sonst unbekannt, lebt also im Strahlungsgebiet von Massilia und kann als ein griechisches Relikt angesehen werden, das dann ins Latein Galliens übergegangen ist und von diesem nach Norden getragen wurde[1]. Was der Grund dieser Übernahme aus dem Griech. gewesen ist (wobei auch der Wandel der Bedeutung zu beachten ist!), bleibt allerdings dunkel[2]. Das Gleiche muß man sagen von dem andern Relikt. Auch dieses Wort bedeutet im Griech. „Kopf". Es ist κόττη. Es lebt weiter in aprov. *cota* „Nacken", Nizza *couota,* das besonders in Ablt., wie prov. *coutet,* Lyon *cotivè* weiterlebt, s. die Formen FEW 2, 1259. Das Wort ist beheimatet im Occitanischen östlich der Rhône und im Frankoprovenz. Die Bedeutungsentwicklung ist allerdings bereits im Griechischen vor sich gegangen, denn die (besonders im Dorischen gebräuchliche) Nebenform κοττίς hat, z. B. bei Galen, bereits die Bedeutung „Nacken".

k) Eigenschaften

Als Bestandteil des technischen Vokabulars ist vielleicht auch das Adj. ἐπικάρσιος „schief" aufgenommen worden, das über **bigassiu* prov. *biais* ergeben hat, welches „obliquité, inclinaison; tournure d'une

---

[1] Ob allerdings auch das Verbum *acabar* „beenden", franz. *achever* als Nachahmung eines entsprechenden griech κεφαλοῦν (zu κεφαλή „Haupt, Ende") angesehen werden darf, wie Bertoldi Col 99 meint, muß bezweifelt werden, weil auch lat. *caput* bereits die Bed. „Ende" hatte.

[2] Schwer zu beurteilen ist die Familie von fr. *charivari,* s. FEW 2, 374. Daß es zu dem einmal in einer Oribasiusrezension belegten *caribaría* „Schwere im Kopf" gehört (s. Svennung 69), das aus gr. καρηβαρία entlehnt ist, scheint kaum bestritten. Ganz unabgeklärt ist aber die Frage, wo und in welchem Milieu der eigenartige Bedeutungswandel stattgefunden hat. Obschon das Wort nur im Galloromanischen weiterlebt und daher Marseille als Vermittler sehr in Betracht kommt, kann es infolgedessen hier nirgends eingereiht werden.

affaire; expédient, habileté" bedeutet und auch ins Französische übergegangen ist, s. FEW 3, 229. Gegen diese von Brüch (zuletzt ZFSL 49, 305) begründete Auffassung ist wiederholt geltend gemacht worden, daß ein Weiterleben von Adjektiven griechischen Ursprungs unwahrscheinlich sei, weil zur Übernahme von Adj. eine viel tiefere Einflußnahme nötig sei, als die Massalioten sie ausgeübt hätten. Dieser Einwand verliert sofort an Kraft, wenn man bedenkt, daß der Übergang wahrscheinlich im Gebiet des Technischen stattgefunden hat, ja daß die Substantivierung des Adj. möglicherweise bereits im Griechischen erfolgt ist. Darüber hinaus wird man anerkennen müssen, daß der Umfang griechischer Reliktwörter so groß ist, daß man die Möglichkeit der Übernahme von Adjektiven wohl nicht mehr, wie dies bisher manchmal geschehen ist, als unwahrscheinlich wird ablehnen dürfen. Gänzlich aber bricht dieses Argument zusammen, wenn man feststellt, daß auch eine ganze Reihe anderer Adjektiva ins Occitanische übergegangen sind. So lebt zweifellos griech. λίσπος ,,glatt" weiter in rouerg. *lispá* ,,glisser", Hérault *alispá* ,,lisser", Tarn ,,caresser de la main". Aprov. *avol* ,,mauvais, méchant, vil", *aul*, noch heute sehr verbreitet, ferner kat. *aul* ,,böse, schlecht", aportug. *avol* führt Spitzer sehr einleuchtend auf griech. ἄβουλος ,,unbesonnen, übelgesinnt" zurück. Auf dem griech. Adj. σχιστός ,,gespalten; was sich spalten läßt", das bereits in Verbindung mit λίθος zur Bezeichnung einer Art Stein gebraucht wird, beruht zweifellos die Gruppe von nprov. *sist* ,,poudingue, agrégat de cailloux", prov. bearn. *sistre*, Rouergue ,,pierre qui se divise en feuillets", Alais *sistrás* ,,rocher friable" usw. FEW 1, 488 wird unter Vorbehalt gask. *brac* ,,kurz" auf griech. βραχύς zurückgeführt. Der Vorbehalt bezog sich darauf, daß das Adj. nur im Gask. belegt ist. Doch haben wir im Verlauf der vorstehenden Darlegungen gesehen, daß so manche Wortzonen nur noch Trümmer früherer Gebiete sind, und so wird man auch hier die Bedenken fallen lassen dürfen. Das aprov. Verbum *abracar* ,,kürzen" ist in den Leys d'Amor belegt, war also wohl in Toulouse im 14. Jahrh. in Gebrauch. Das Adj. καθαρός ,,rein" lebt in dauph. *charâ* ,,laver (la vaisselle)", Mâcon *écharrer* ,,échauder", Hautes-Alpes *cheiriar* ,,lessiver avec la cendre", franz. *charrée* ,,cendres employées pour la lessive", *charrier* ,,toile dans laquelle on met les cendres pour la lessive" usw., s. die Formen FEW 2, 505. Das Wort hat sich offenbar im Zusammenhang mit der Technik des Waschens in Gallien verbreitet. Die Verwendung von Holzasche zur Herstellung von Wäschelauge war schon den Griechen bekannt, und diese haben sie wohl den Einwohnern des Landes vermittelt. Allerdings ist es wohl nicht mehr möglich, festzustellen, welche Form die Wurzel der galloromanischen Wortfamilie geworden ist. Es ist sehr wohl denkbar, daß dies nicht das Adjektiv war, sondern ein vom Adj. abgeleitetes Verbum oder auch ein Subst., in den Bedeutungen ,,Asche auslaugen" oder ,,mit Asche reinigen" oder ,,mit Asche hergestellte Wäschelauge". Mistral führt auch das nprov. *genic, -ico* ,,pur, véritable" auf griech. γεννικός ,,adlig, tüch-

tig" zurück. Im FEW ist diese Herleitung nicht aufgenommen worden, weil das prov. Wort schwer zu trennen wäre von La Baroche *džẽntš* „redevenue saine (d'une main malade); qui a bien poussé (d'une plante)", und weil das Wandern eines solchen Wortes bis in die Vogesen höchst unwahrscheinlich ist. Auf einen eigentümlichen Fall macht Löfstedt, Vermischte Studien 202 aufmerksam (s. auch Salonius, Vitae Patrum 410): spätlat. *intermedium,* als Präp. gebraucht, bedeutet „zwischen", so Vulg. Ps. 103, 10: *inter medium montium pertransibunt aquae.* Er sieht darin eine Nachahmung des griech. ἀνὰ μέσον; diese wäre in der Übersetzungsliteratur entstanden. Da dieses *intermedium* nur in prov. *entremech,* kat. *entremeg* weiterlebt (s. FEW *intermedius*), käme neben der Erklärung von Löfstedt doch auch eine Entstehung des Ausdrucks in Nachahmung des Griechischen in dem zweisprachigen Milieu in Frage, das in und um Massilia bestand.

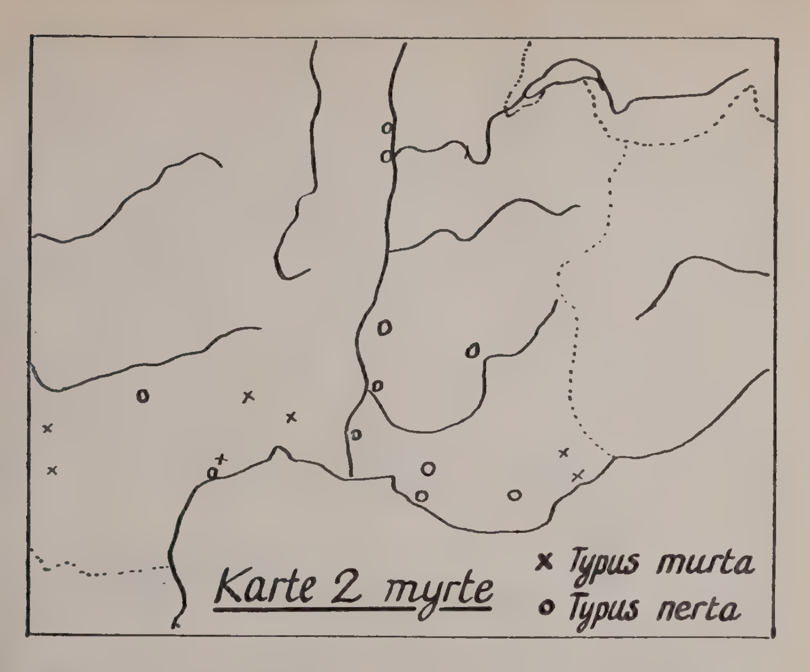
Zu den Eigenschaftsbezeichnungen würde eigentlich auch gehören gr. τάφος „Verwunderung, Staunen", zu dem Mistral mars. *tafo* „peur", Barcelonnette *tafa* stellt. Östlich anschließend noch piem. *tafa.* Doch besteht, abgesehen vom Geschlechtswandel, noch die große Schwierigkeit, daß τάφος nur in den homerischen Gedichten belegt zu sein scheint[1]. Allerdings hätten wir hier einmal, wenn die Gleichung stimmen sollte, einen ausgesprochenen Ionismus.

IV. Fragen der lautlichen Entwicklung
(Griechische und romanische Lautwandlungen)

Über die lautliche Entwicklung der griechischen Reliktwörter läßt sich nicht sehr viel sagen. Das Zusammenleben der Griechen mit einer anderssprachigen Umwelt hat wohl etwa sieben Jahrhunderte gedauert, und in dieser Zeit hat das Griechische selber manche Wandlung mitgemacht, so etwa die Spirantisierung der Affrikaten φ ϑ χ. Es ist daher von vornherein anzunehmen, daß die griechischen Wörter aus sehr verschiedenen Lautstufen heraus ins Ligurische, ins Gallische, ins Lateinische übergegangen sind. Viele Wörter werden erst im Verlauf der Latinisierung der griechischen Städte als Restwörter stehen geblieben sein, gleich wie die gallischen Wörter im Galloromanischen; andere sind Jahrhunderte früher durch die Sprache der benachbarten Völkerschaften entlehnt worden, so wohl etwa manche Ausdrücke des Obst- und Weinbaus. Es gibt Fälle, wie ich glaube, wo sich dieser Gegensatz direkt in der lautlichen Gestalt der betreffenden Wörter aufzeigen läßt. So die verschiedenen Phasen des griech. υ. Bekanntlich wurde dieser Vokal ursprünglich *u* gesprochen und ging dann mit großen zeitlichen Unterschieden je nach der Gegend zu *ü* über. In den

---

[1] Levi Et sieht in *tafa* eine Rückbildung aus dem von Spanien bis Oberitalien weitverbreiteten *tafanari* „Arsch". Doch ist die morphologische Auffassung dieses Wortes, aus der heraus eine solche Rückbildung hätte stattfinden können, nicht klar.



beiden Wörtern, welche diesen Tonvokal aufweisen, zeigt sich deutlich eine Differenzierung: μύρτος sowohl als auch πῦρ erscheinen zum Teil mit *ü*, zum Teil mit *e*. Vgl. aprov. *murta* aus Béziers (ca. 1300), Alpes-Mar. *mürta* (P. 898 und Nizza), Alais *murtro*, Montpellier *murtra*, Nîmes *multre* (16. Jahrh.), Toulouse *multre* gegen aprov. *nerta* (Provence, Maguelonne 14.–15. Jahrh.), Var, Bouches-du-Rhône, Vaucluse, Drôme *nerto*, Montpellier *nerta*, Lyon, Couzon *nerta*, Grenoble *nertha* (17. Jahrh.). Wenn man die Gegenden des Südens betrachtet, zeigt sich, daß der Typus mit *ü*, von Marseille aus gesehen, auf der äußeren Linie liegt, der Typus mit *e* auf der innern, wobei die Formen aus der Dauphiné und aus dem Lyonnais als spätere Ableger der provenzalischen Form gelten können, die in jüngerer Zeit weiter nach Norden verschleppt worden sind. S. Karte 2. Der Gegensatz zwischen *ü* und *e* läßt sich folgendermaßen verstehen: der griechische Vokal ist zuerst als *u* in die Sprache der umliegenden Völkerschaften aufgenommen worden. Als aber später im zweisprachig gewordenen Massilia (Griechisch und Latein) die lateinisch sprechenden sich das Vokabular der Mitbürger griechischer Zunge aneigneten, ersetzten sie das im Lateinischen nicht bestehende *ü* durch ein *œ*, und dieses wurde im spätern Latein zu *e*. Ähnlich liegt es bei πῦρ. Die von der Küste entfernteren Gebiete haben den Vokal *ü*, die andern *e*, vgl. auf Karte 1721 *ẽmpezá* in Punkt 777, 778, 779, 861, 871, 851, 862, 863 (diese beiden Rhoneaufwärts), den Typus *ẽmpürá, -zá* aber im weitern Hinterland (P. 852, 841, 840, 759, 758, Aveyron, Lozère, Ardèche,



Drôme, Hautes-Alpes). Daß bei diesem Wort nicht nur der Ostrand der Provence, sondern diese fast ganz *ü* hat, zerstört das Bild der innern Linie für die Form mit *e* nicht. Diese Punkte mit *e* sehen aus wie an den Wasserwegen stehen gebliebene griechische Feuerwachen. S. Karte 3. Eine dritte Wiedergabe des υ haben wir in pr. *tiblo* < τρύβλιον, die gleicherweise auch in Ariège *tribo* „Bohrer", aus τρύπανον (angelehnt an kat. *tribó* usw.) wiederkehrt. Man möchte annehmen, daß dieses *i* auf eine Zeit hinweist, in der es die Griechen im wesentlichen noch mit gallischen Nachbarn zu tun hatten; diese hatten das gr. *ü* mit *i* wiedergegeben. Wenn diese Auffassung das Richtige trifft, was noch erhärtet werden muß, so wäre in einer ersten Periode gr. υ, *u* gesprochen, als *u* ins Gallische und Ligurische übergegangen[1], in einer zweiten, *ü* gesprochen, als *i*, in einer dritten, ebenfalls *ü* gesprochen, als *œ* ins Lat. der Narbonensis übergegangen und mit lat. *œ* zu *ẹ* geworden[2].

Auch die Spirantisierung der ursprünglichen Affrikata φ spiegelt sich in den griechischen Reliktwörtern wieder. Während prov. *tubar* „rauchen" und lothr. *emper* „pfropfen", zu ἔμφυτα, auf die alte Aussprache

[1] Als weiteres Beispiel hierfür würde auch norm. *truble* < τρύβλιον stehen.

[2] Hätten wir nur den Fall von *nerto* < μύρτος, so könnten wir auch eine andere Erklärung in Betracht ziehen, daß nämlich kurzes υ, als ŭ gesprochen, durch ĭ wiedergegeben worden wäre, und daß dieses ĭ wie diejenigen in lateinischen Wörtern zu ẹ̄ geworden wäre. Dem widerspricht aber πῦρ zu *empẹzá*, da es sich hier um ein langes υ handelte.

des Konsonanten hinweisen, tritt er uns in *nefo* „Wolke" in der jüngeren Aussprache entgegen.

Es zeigt sich also, daß unzweifelhaft manche Wörter in älterer und in jüngerer Form haben nebeneinander leben müssen. Es ist kaum anzunehmen, daß τύφειν dem Wechsel der Aussprache zu *f* im Griechischen von Marseille entgangen ist. Wenn die Formen mit *b* (aus *p*) gleichwohl so kräftig daneben stehen, so müssen sie sich anderswo als in Marseille und seinen Filialen gehalten haben. Als Bewahrer der alten Aussprache kommt wohl nur die Sprache der gallischen (und ligurischen) Nachbarn in Frage. Diese Wörter sind also aus dem Griechischen von Marseille in die Mundarten der gallischen Stämme im Mittelmeerraum übergegangen und von diesen treu bewahrt worden, bis sie der Latinisierung verfielen. Sie sind dann beim Übergang zum Latein beibehalten und so ins Romanische Südfrankreichs hinübergerettet worden. Wenn man die Dinge auf die Spitze treiben wollte, müßte man sagen: im Gallischen waren diese Wörter Lehnwörter aus dem Griechischen, im Romanischen sind sie Reliktwörter aus dem Gallischen. Andere Wörter hingegen sind nach der Einverleibung der Provincia Narbonensis ins Römische Reich und nach der anschließenden Latinisierung dieses Landes direkt in das provinzielle Latein übergegangen. Diese sind eigentliche griechische Relikte im engern Sinne. Eine Ausscheidung der beiden Gruppen ist nicht durchgehends möglich. Manchmal sprechen das Liegenbleiben an der Küste und die streng an das Technische gebundene Bedeutung eindeutig dafür, daß es sich um Relikte handelt. Dahin ist etwa apr. *naulejar*, zu ναῦλον, zu rechnen. Andere Wörter aber, wie die der Gartenbauterminologie angehörigen, sind wohl mit den griechischen Anbaumethoden und anderweitigen Anregungen auf die Gallier, oder gar schon auf die Ligurer übergegangen. Auch aus der Marineterminologie stammende Wörter wie δελφίς oder τῦφος, die eben mit ihren Bedeutungen über den Bereich der Marine hinausgehen, gehören wohl dieser Klasse an. – Ähnlich wie φ zu *f*, war griech. ϑ zu ϑ (= engl. *th*) geworden. Eine Spur davon finden wir in occit. *arsenizo* „armoise", wozu s. oben S. 23, sowie in kat. *calaix* (aus **calassiu* für καλάϑιον).

Vielleicht darf man auch in den verschiedenen Formen, die dem lat. *spelunca* „Höhle" in den romanischen Sprachen entsprechen, die Auswirkung eines griechischen Lautwandels sehen. Bekanntlich erscheint dieses Wort in zwei Typen, von denen der eine genau dem lateinischen Wort entspricht, der andere aber eine Grundform **spēlūca*, vereinzelt gar **spēlūcca* verlangt. Die Verteilung der beiden Typen ist sehr seltsam: *spelunca* herrscht in Italien von Sizilien bis nach Lucca und in dem emilianischen Apennin (siz. *spilunca*, altlucch. *spiloncha*, Loiano *šplonka* AIS 531), ferner auch im amail. *speronca*, in Bassano *spenuntše* pl., frl. *spilundža*, sodann im westlichen Hocharagon (Ansó, Hecho usw.) *espelunga*, sowie nördlich daran anschließend in Cauterets, Aspe *espelungue*. **Speluca* hingegen lebt auf italienischem Boden in veron. *spiuga* „Abgrund", altvicent. *sperugia* „Höhle", als

Mask. im Sopraceneri (*sprüg* usw.), in Ortsnamen in allen Bündnertälern, die nach Süden abfallen, ferner in der Gegend von Lucca *Spiluca, alla Spruca,* altgen. *speruga, La Sprugola,* Name einer Ortschaft bei La Spezia (im 14. Jahrh. *Sperugola*), in mlt. Dokumenten aus Monaco *speluga* „geschützte Meeresbucht, die sich für den Fischfang eignet", Bas-Dauphiné *espelütso* „Höhle", Périgord *espelucho* (auch in Ortsnamen), im östlichen Teil der gaskognischen Pyrenäen *espelugue, espugue*[1], anschließend auf der andern Seite der Pyrenäen *espluka* (z. B. in Bielsa), kat. *espluga.* Daß die Doppelform im Griechischen entstanden ist, hat zuerst Brüch erkannt (Zeitschrift für rom. Philologie 40, 648), nach ihm auch Scheuermeier, Einige Bezeichnungen für den Begriff Höhle S. 24ff. und Corominas, Anales del Instituto de Lingüística (Universidad Nacional de Cuyo) 2, 132 ff. In den Suffixen – -υγξ und -ιγξ ist vielfach der Nasalkonsonant gefallen; so heißt der Genitiv zu φάρυγξ bei den attischen Dichtern meist φάρυγος, für älteres φάρυγγος. Es macht daher keine Schwierigkeiten, neben der normalen Form σπήλυγγα (Akkus.) ein jüngeres *σπήλυγα anzunehmen. Kompliziert ist aber die Frage, in welcher Reihenfolge die Formen sich ablösen. In Italien besitzen die Rom nähern Gegenden die Form *spelunca,* die entlegeneren **speluca;* das gilt sogar auch im Kleinern: so hat das Alpenlombardische den Typus **speluca,* Mailand aber *spelunca.* Im Westen aber liegen die beiden Schichten offenbar umgekehrt: die Form *spelunca* lebt hier in den westlichen Pyrenäen, **speluca* östlich anschließend bis in die Provence und darüber hinaus in Ligurien. Man darf sich wohl auf Grund dieser Lagerung folgendes Bild von der Übernahme und der Aufeinanderfolge der beiden Typen machen: Die Massalioten brachten selbstverständlich die Form σπήλυγγα mit und propagierten sie nach allen Seiten, im Westen bis an den Golf von Biscaya. Als später, vielleicht um 300, im Mutterland die Form *σπήλυγα aufkam, übernahmen sie die Massalioten ebenfalls, und, ihrem Beispiel folgend, vertauschten die Bevölkerungen, die die erste Form angenommen hatten, diese mit der zweiten. Nur kam diese nicht ganz so weit, und beidseits der Pyrenäen blieb ein westlicher Rand mit *-ng-* stehen. In Italien wurde die neue Form, vielleicht von dem von Massalioten abhängigen Ligurien aus, vielleicht aber auch, wenigstens zum Teil, von der Adria aus[2], wohl verbreitet, bevor das La-

---

[1] Sehr bemerkenswert ist, daß hier das griechische υ gleich behandelt wird wie lat. *ū,* also *u* ergibt südlich der Pyrenäen, *ü* nördlich derselben. Damit befindet sich der Worttypus *σπήλυγα in Übereinstimmung mit den Ergebnissen von μύρτος. Coromines will dieses *u* erklären durch den Einfluß der Wörter auf *-uca* (*festuca, lactuca* usw.). Eine solche lautanalogische Wirkung ist an sich durchaus möglich. Im vorliegenden Fall aber stößt sich diese Erklärung an der Tatsache, daß auch die westromanischen Formen auf *-unca* auf langes *ū* hinweisen. Es zeigt sich, daß sowohl in griech. σπήλυγγα, als auch in *σπήλυγα υ gleich behandelt wurde wie lat. *ū,* in Übereinstimmung mit der Behandlung in μύρτος.

[2] Dieser Einfluß vom Adriatischen Meer wird wohl seinen Brenn-

teinische aus dem Griechischen Unteritaliens die Form mit *-n-* aufnahm. Hier ist es dann die Sprache Roms gewesen, welche das unterdessen lateinisch gewordene *spelunca* als in diesem Falle jüngeres Wort weitergab und damit den Raum des hier ältern vulgärgriechischen *σπήλυγα einengte. In der Sphäre von Massalia ist also die Aufeinanderfolge griech. σπήλυγγα – jüngeres dialektisches *σπήλυγα, in dem von Rom direkt beherrschten Raum aber *σπήλυγα – lat. *spelunca*. (s. Karte 4). Es bestätigt sich so, daß Massalia auch sprachlich mit dem eigentlichen Hellas in Kontakt blieb und die dort vor sich gehenden sprachlichen Veränderungen weitgehend mitmachte[1].

Mit Bezug auf die Sprache sagt Livius von Marseille (XXXVII 54, 21): *Massilienses in eo honore, in ea merito dignitate . . . esse ac si medium umbilicum Graeciae incolerent: non enim sonum modo linguae vestitumque et habitum.* Sie fallen also auf durch die Korrektheit ihrer Sprache. Bei einem so traditionsbewußten Volk wie den Hellenen kann das nichts anderes bedeuten, als daß die Massalioten die Entwicklung der gemeinsamen Sprache mitmachten – nicht umsonst sind die Spuren ihrer Rede fast immer im Einklang mit der Koiné, daß sie aber wohl den Veränderungen des Griechischen im Mutterland mit einem gewissen Abstand folgten und so den Eindruck eines vornehmen Konservativismus hervorriefen. Ähnlich verhielten sich die Massalioten in den andern Gebieten des Lebens, in Architektur und Skulptur, in Sitten und Gebräuchen, ja auch in der politischen Organisation, in der die demokratischen Tendenzen sich langsamer und mit sehr viel mehr Mäßigung durchsetzten als in Griechenland selber. Vgl. hierzu vor allem Camille Jullian, Histoire de la Gaule (Paris 1908) 1, 429 ff.

V. Die Auseinandersetzung zwischen Griechisch und Lateinisch

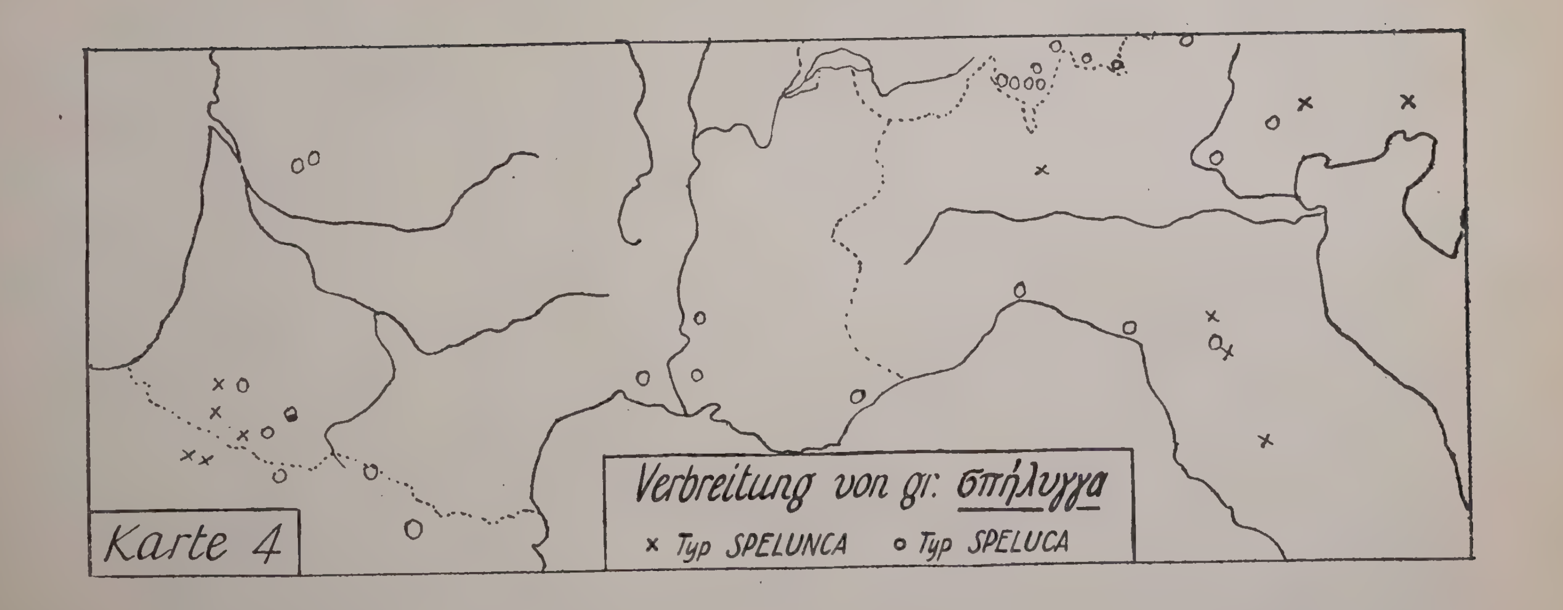
Wenn das Griechische, trotzdem es viele Jahrhunderte an der Mittelmeerküste Galliens gelebt hat, doch nur eine beschränkte Zahl von Spuren hinterlassen hat, so liegt das an der gewaltigen Macht, mit der seit 128 v. Chr. das Lateinische ins Land einzog.

Es wäre nun reizvoll gewesen, zu untersuchen, wie und auf welchen Wegen die griechischen Wörter von lateinischen abgelöst oder bei-

---

punkt in der griechischen Kolonie Atria gehabt haben. Man wird kaum fehl gehen mit der Annahme, daß darauf z. B. judik. *delfinar* „blitzen", Brescia *dalfiná* beruhen, die ebenso auf gr. δελφίς, -ῖνος zurückgehen, wie das oben erwähnte Ariège *dalfí* „Blitz". Die sprachliche Auswirkung der Griechen von Atria ist selbstverständlich um ein vielfaches geringer als die derjenigen von Marseille. Man wird aber diese Möglichkeit in Zukunft doch im Auge behalten müssen.

[1] Inwieweit die Rückschlüsse aus den westromanischen Formen erlauben, das Massaliotische innerhalb des Gesamtgriechischen zu charakterisieren, muß der Romanist dem Indogermanisten zu beurteilen überlassen.


Verbreitung von gr. σπήλυγγα
× Typ SPELUNCA
o Typ SPELUCA
Karte 4

seite geschoben wurden. Doch ist diese Frage im einzelnen Fall schwer zu verfolgen. Es handelt sich meist nicht um Wörter, die allgemein täglich gebraucht werden, wie es etwa Ausdrücke für ,,essen" oder die Verwandtschaftsnamen wären. Auch sind die alten Verhältnisse oft heute so verwischt, daß das Auge kaum die Vorgänge jener Frühzeit zu erreichen vermag. Die Verzahnung griechischer Wörter mit ihren eventuellen lateinischen Nachfolgern ist daher nur in wenigen Fällen mehr zu erfassen. Einige derselben sind in Kapitel 2 kurz besprochen, ebenso in Kapitel 4 z. B. die Aufeinanderfolge der griechischen und der lateinischen Formen von σπήλυγγα. Besonders deutlich zeichnet sich das Eindringen von lt. *insertare* ,,pfropfen" ab, welches, offenbar von Unteritalien kommend, die Pyrenäenhalbinsel und einen großen Teil von Südgallien erobert hat, aber doch nicht mehr nach Nordgallien gelangte, wo **imputare* sich hielt, und auch einen großen Teil Südgalliens dem Typus **impeltare,* ebenfalls griechischen Ursprungs, lassen mußte. Sicher darf man annehmen, daß die Latinisierung des schmalen griechischen Küstenstreifens von Narbonne, der römischen Kolonie und Hauptstadt der Gallia Narbonensis ausgegangen ist. Es wäre daher besonders interessant gewesen, wenn bei diesem Ersatz der griechischen Wörter durch lateinische diese Rolle von Narbo greifbar geworden wäre. Das ist nun im allgemeinen nicht der Fall. Immerhin gibt es ein Wort, bei dem sich der Gegensatz Marseille-Narbonne abzuzeichnen scheint. Es ist gr. πιττάκιον ,,kleines Stück Stoff oder Leder (besonders zum Flicken)". Dieses ist als *pĭttacium* ins Latein übergegangen, wo es seit etwa 50 v. Chr. in der gleichen Bedeutung belegt ist, sich aber später semantisch reich entfaltet hat. Im Romanischen lebt das Wort in zwei Typen, mit *-tt-* und mit *-t-*. Auf der Form *-tt-* beruhen die in Italien erhaltenen Vertreter: *pettacciare* ,,flicken", Piacenza, Firenzuola *ptas* ,,Kürbiskerne", Mailand, Bergamo *petaš* ,,Kutteln" (eigentlich = Fetzen, was zum Aussehen der als Speise zubereiteten Gedärme sehr gut paßt), Mailand *andá in petasc* ,,brüchig werden (vom Hanf)", neap. *petaccia* ,,Fetzen (Tuch usw.)"[1], auf der Form mit einfachem *-t-* beruhen die iberorom. Formen, kat. *pedas,* sp. *pedazo,* pg. *pedaço.* Die Galloromania ist geteilt: hier bestehen zwei geschlossene Zonen mit *-t-,* einerseits die Gaskogne und ein schmaler Streifen im Ariège, die nördlich an das Iberorom. anschließen, anderseits das Occitanische östlich der Rhone, das Frankoprovenzalische und ein großer Teil der Franche-Comté. Die Form mit *-tt-* hält die occit. Mittelmeerküste westlich der Rhone besetzt, sowie deren gesamtes Hinterland zwischen Garonne und Loire[2]. Das Verhältnis der beiden Typen mit *-tt-* und *-t-* findet im Lateinischen kaum eine Erklärung. Hingegen hat das Griechische etwa im 3. Jahrh. v. Chr. seine Geminaten

---

[1] In Unteritalien wird manchmal in jüngerer Zeit *-tt-* vor dem Akzent zu *-t-*, vgl. Sora *matina* ,,mattina", s. Merlo, Fonologia del dialetto di Sora 104, sowie die dort verzeichnete Literatur.

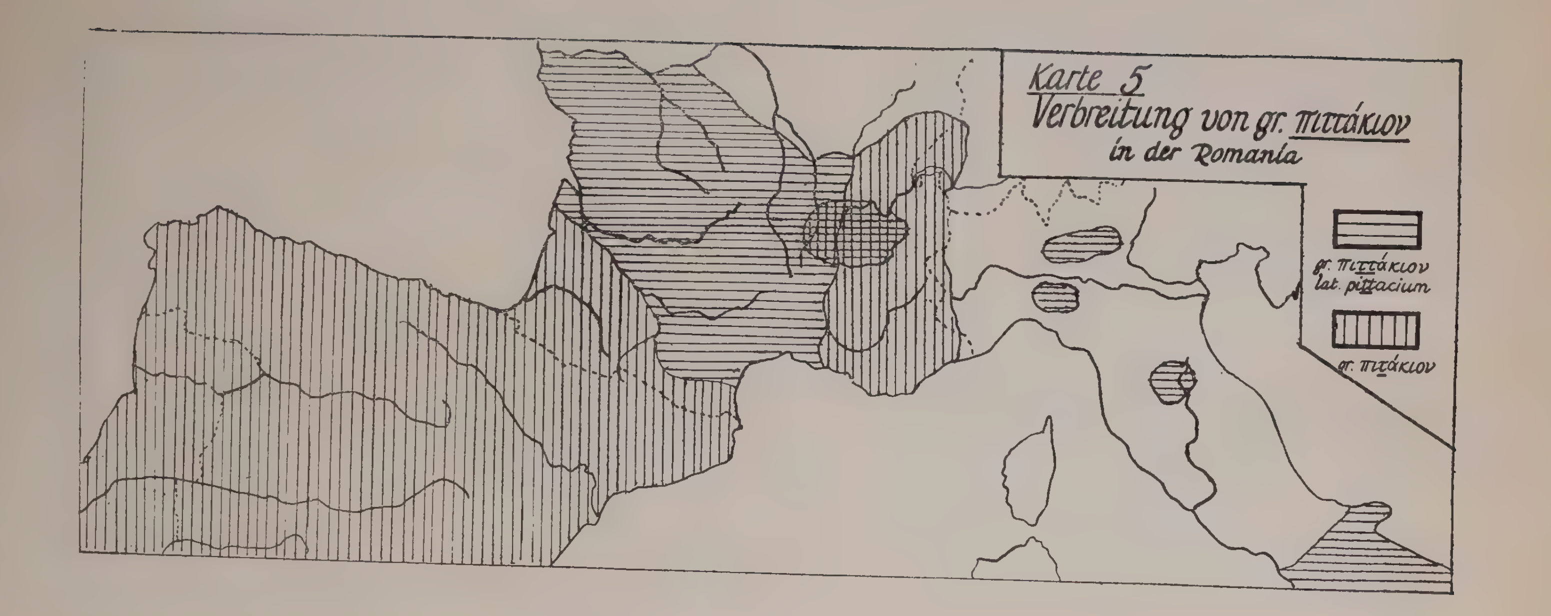
[2] In den Dep. Rhône, Loire und Isère leben beide Typen nebeneinander (for. *piat* ,,morceau d'étoffe", *petas* id.).

vereinfacht, s. Schwyzer, Griech. Gramm. 1, 230. Diese Vereinfachung hat sich aber nicht überall durchgesetzt; die griech. Dialekte in Unteritalien, in Kappadokien und andern konservativen Gegenden sind bei den Geminaten geblieben. Es bestand also nach dem 3. Jahrh. v. Chr. neben gemeingriechischem πιτάκιον ein unteritalisches πιττάκιον. Offenbar hat nun Massalia diese Veränderung mitgemacht; in seinem Machtbereich ist πιτάκιον in die Sprache der Eingeborenen aufgenommen worden, also in Südgallien und Hispanien. Im 1. Jahrh. v. Chr. entlehnte Rom die in Unteritalien weiterlebende ältere Form πιττάκιον. Das so entstandene lt. *pĭttacium* lebt natürlich weiter in Italien. Aus Rom wurde es auch nach Narbo verpflanzt; es überdeckte hier die ältere griechische Form πιτάκιον im Bereich der Kolonie Narbo und in deren Hinterland und zersprengte so die ursprüngliche Einheit des Westens[1]. S. Karte 5. Auf den ersten Blick wird man sich wundern, daß der einzige Ausdruck, für den Narbo an die Stelle der massaliotischen Form die von Rom gesetzt hat, uns in die Domäne der den Haushalt sorglich umhegenden Frau führt, die ja doch sonst eher ältere Wortelemente festhält. Das hängt wohl damit zusammen, daß *pittacium* im Lat. seit dem 1. Jahrh. verschiedene privat- und öffentlich-rechtliche Bedeutungen annahm, wie „öffentlicher Anschlag; Vertrag; amtliches Verzeichnis". In diesen Bedeutungen ist wohl die römische Form durchgedrungen, und da die semantische Zusammengehörigkeit mit *pitacium* „Flicken" sicher empfunden wurde, konnte die Sprache nicht zwei Formen nebeneinander dulden; sie dehnte daher *pittacium* auch auf die Bed. „Flicken" aus. So spiegelt die Verteilung der beiden Worttypen die Geschichte des Niedergangs Massalias gegenüber den von Narbo ausgehenden neuen Kräften wieder.

VI. Schlußbetrachtung

Deutlich tritt uns so in den griechischen Lehn- und Reliktwörtern das Bild des Einflusses entgegen, den die Griechen ausgeübt haben. Er macht sich vor allem geltend im südlichen Gallien, wo die heutigen occitanischen Mundarten noch heute so viele Relikte bewahren; er erreicht aber oft auch Nordgallien, besonders dann, wenn eine bedeutsame Neuerung kultureller Art mit dem Wort zusammen wandert (wie z. B. das Propfen der Obstbäume). Weniger stark, aber doch auch noch deutlich nachweisbar ist das griechische Element im Iberoromanischen. Hier ist es eingedrungen einerseits von den massaliotischen

[1] Es ließe sich auch eine andere Interpretation des Kartenbildes denken. Nämlich daß Massalia zuerst das ältere πιττάκιον propagiert hätte, und daß das jüngere πιτάκιον seit dem 3. Jahrh. v. Chr. das Gebiet um Narbo nicht mehr erreicht hätte. Dem widerspricht aber die Tatsache, daß das Iberorom. und die Gaskogne πιτάκιον fortsetzen, während diese Gebiete sonst, wie in Kapitel 2 und 4 durch verschiedene Beispiele dargelegt ist, die ältern Formen festhalten. Auch im Gallorom. ergibt die geographische Verteilung der ältern und der jüngern Formen ein ganz anderes Bild.


Karte 5
Verbreitung von gr. πιττάκιον
in der Romania
gr. πιττάκιον
lat. pittacium
gr. πιτάκιον

Kolonien in der Nordostecke, anderseits, in Verlängerung des Handelsweges Agde-Seuil de Naurouze-Garonne, längs der Küste des Golfs von Biscaya.

Der griechische Einfluß zeigt sich vor allem in der Schiffahrt, im Gebiet der für die Schiffahrt wichtigen meteorologischen Beobachtungen, im Fischfang, im Anbau von Rebe und edlerm Obst, bei einigen Heilpflanzen. Der ursprünglich wohl starke Einfluß in Städte- und Wohnungsbau, sowie im Gewerbe hat anfänglich wohl ein bedeutendes Ausmaß; er ist dann aber durch die spätere sächliche Entwicklung dieser Gebiete wieder verschüttet worden und geblieben sind nur wenige Reste. Die Aufnahme eines Wortes wie *kara* und einer ganzen Reihe von Adjektiven zeigt, daß der griechische Einschlag recht bedeutend gewesen sein muß. Wieviel davon erst im Mittelalter verlorengegangen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Aber noch aus dem, was die langen Jahrhunderte seit der endgültigen Latinisierung der einst so stolzen Griechenstadt Massilia und ihrer Filialen haben stehen lassen, ergibt sich uns das Bild einer großzügigen Kulturvermittlung. Es läßt noch das Volk erkennen, das einst den Handel des Abendlandes beherrschte und Karthago die Meerherrschaft streitig machte und das mit seinem klaren Blick den Völkern des westlichen Mittelmeers den Weg wies zur Erkenntnis der Phänomene dieser Welt und zu einer veredelten Form des Lebens[1].

---

[1] Mit der Latinisierung von Massalia, die wohl im 1. Jahrh. n. Chr. vollständig geworden ist, schließt die Zeit ab, da von diesem Gemeinwesen griechische Elemente dem Latein und den anderen in der Westhälfte des Römischen Reiches gesprochenen Sprachen vermittelt wurden. Fast gleichzeitig oder wenige Generationen nachher beginnt für den griechischen Einfluß eine neue Epoche, dank zweier Elemente: die starke Wanderbewegung im Innern des Reiches führte zahlreiche Menschen griechischer Sprache, besonders Kaufleute und Sklaven, nach dem Westen und schuf in allen größeren Städten griechische Kolonien. Und sodann ging von der christlichen Mission, deren Sprache ja zuerst das Griechische war, ein starker lexikalischer Einfluß aus. Mit diesen beiden griechischen Gruppen, deren Auswirkung einen andern Charakter hat und, besonders bei der zweiten, sachlich genau umgrenzt ist, hat sich dieser Aufsatz nicht mehr zu befassen.

W. v. Wartburg

VII. Wortregister

Probleme des korsischen Konsonantismus

Phonologische Darstellung

von

Helmut Schmeck

Vorliegende Arbeit will eine Zusammenfassung der wichtigsten phonologischen Ergebnisse aus meiner Diss. ‚Der Konsonantismus des Korsischen', Bonn 1949 (notfalls *Kons.* zitiert) geben, die bisher aus drucktechnischen Gründen nur einigen Universitätsbibliotheken zugänglich gemacht werden konnte. Darüber hinaus sind manche neue Anregung und mancher neue Gedanke verwertet worden[1]. — Die Phonologie[2] ist bisher von der romanischen Sprachwissenschaft fast stiefmütterlich behandelt worden[3]; und gewiß ist sie nur eine

---

[1] Besonders hat das Werk von Gerhard Rohlfs, *Historische Grammatik der ital. Sprache und ihrer Mda.*, I Lautlehre, Bern 1949 viel zur richtigen Einordnung des Kors. in den ital. Sprachraum beigetragen. — Zur genaueren Orientierung über die phonetischen Probleme verweise ich auf meinen Aufsatz *'Zur historischen Phonetik des Korsischen: Spezielle Ergänzungen zu G. Rohlfs, Italienische Grammatik I Lautlehre'*, demnächst in dieser Zeitschrift.

[2] Ich verweise auf die Arbeiten des eigentlichen Entdeckers N. Trubetzkoy: *Allgemeine Theorie der phonol. Vokalsysteme*, Travaux du Cercle linguistique de Prague (= TCLP) I (1929), 39—67. — *Die phonol. Systeme*, TCLP IV (1931), 96—116. — *Anleitung zu phonol. Beschreibungen*, Brünn 1935. — *Grundzüge der Phonologie*, Prag 1939. — Vgl. auch E. Otto, *Phonologie und Phonetik*, IF 55 (1937), 17—24.

[3] Von romanistischer Seite machte zuerst E. Richter, *Die Entwicklung der Phonologie*, NSp 38 (1930), 529—543 darauf aufmerksam. — Weniger zu unterstreichen war der Aufsatz von S. Pușcariu, *Phonetisch und Phonologisch*, VKR 3 (1930) 16 ff. — Vgl. ferner E. Richter, *Beiträge zur Geschichte der Romanismen*, Beih. ZRPh 82, Halle 1934, G. Gougenheim, *Éléments de Phonologie Française*, Paris 1935. Der phonol. Methode entsprechen weitgehend die Arbeiten von G. Rohlfs, W. v. Wartburg, Fr. Schürr, M. L. Wagner, auch ohne terminologische Erwähnung und Systematisierung. — Für die Dialektforschung wie auch für die allgemeine rom. Linguistik hat die Phonologie nutzbar gemacht H. Lausberg: *Die Mundarten Südlukaniens*, Beih. ZRPh 90, Halle 1939; *Vergleichende Charakteristik der it. und span. Schriftsprache*, RF 60 (1947), 106 ff.; *Zum romanischen Vokalismus*, RF 60 (1947), 295 ff.; *Zum französischen Vokalismus*, RF 60 (1947), 308 ff. und neuerdings *Détresse phonologique und Mehrlautphoneme*, AStNSp 187 (1950), p. 66 ff.

Komponente im Zusammenwirken der vielen Spezialuntersuchungen, die bei gründlicher Dialektforschung erforderlich sind. Ausgangspunkt phonologischer Betrachtung muß das sorgfältig durchgearbeitete phonetische Material z. B. einer Mundart, eines Idioms sein[4]. Die Phonetik liefert die sauber behauenen Bausteine lautphysiologisch-mechanischer Erklärung, aus der die Phonologie ihre Schlüsse über die funktionelle Verwertung der Laute im System der Sprache ziehen kann. Sie erhält in der Aufstellung phonol. Reihen und Systeme die Möglichkeit, lautlich-funktionelle Verschiedenheiten und Besonderheiten festzustellen, die die klare Trennung von Mda. und ihre Einordnung in größere Zusammenhänge erlauben. Sie muß daher am Ende jeder ersten dialektalen Forschung stehen[5].

Die folgende Zusammenstellung mag zeigen, welche Schlüsse sich aus systematischer phonol. Betrachtung ergeben. —

§ 1. Aus dem phonetisch durchgearbeiteten Wortmaterial der 2000 Karten des ALEIC (G. Bottiglioni, *Atlante linguistico etnografico italiano della Corsica*, Pisa 1933—39) ergibt sich eine provisorische Einteilung Korsikas in **Nordzone** (lt. intervok. Tenues werden zu Medien sonorisiert[6], z. B. *-p- > b:* caput > *k a b u*), **Mittelzone** (lt. intervok. Tenues werden teilsonorisiert, z. B. *-p-* > $\overset{b}{p}$, $\overset{p}{b}$: *k a* $\overset{b}{p}$ *u*, *k a* $\overset{p}{b}$ *u*)[7] und **Südzone** (lt. intervok. Tenues bleiben erhalten, z. B. *k a p u*), s. Skizze I[8]. (Vgl. *Kons.* §§ 1—172.) — Diese phonetisch gewonnene Einteilung muß der Aufstellung der phonol. Systeme zunächst zugrunde gelegt werden.

---

[4] So ist das Rohmaterial der Phonologie zunächst aus der synchronischen Forschung zu gewinnen, wenn auch die Ergebnisse Schlüsse in Chronologie und Geschichte gestatten. Daher die Schwierigkeiten einer 'diachronischen Phonologie', die leicht in die ausweglosen Irrwege der Spekulation geraten kann. Vgl. die Darstellung von R. Jacobson, *Prinzipien der historischen Phonologie*, TCLP IV (1931), 247 ff. und ders., *Remarques sur l'évolution phonologique du russe*, TCLP II (1929).

[5] Vgl. E. Richter, NSp 38 p. 540 (s. Anm. 3) „darüber kann jedoch kein Zweifel sein, daß die erste Aufstellung eines phonol. Systems zu den bedeutungsvollsten Anregungen der letzten Zeit gehört und eine der wertvollsten Bereicherungen auf linguistischem Arbeitsgebiet darstellt. Wo die Junggrammatiker 'Lautgesetze' sahen, wird jetzt das 'phonol. Bewußtsein des Sprechenden' erkannt. Damit ist der sprachliche Vorgang dort eingeordnet, wo er hingehört: in die Psychologie." — Ich vermeide im folgenden die oft schwierige und nicht leicht verständliche Terminologie Trubetzkoy's.

[6] Damit ist nur das phonet. Hauptcharakteristikum herausgestellt. Vgl. die phonet. Realisierungen in den phonol. Tabellen.

[7] Daß es sich bei dieser 'Zone' nur um eines der an allen charakteristischen Mundartgrenzen sich findenden Kompromißgebiete handelt, scheint offenbar. Doch muß bei der phonet. Erfassung die lautliche Erscheinung zunächst vermerkt werden. Für die phonol. Betrachtung ist sie ohne Belang, s. § 2. Vgl. aber § 22.

[8] Die Zugehörigkeit von S. Pietro di Tenda (8) zur phonet. Mittelzone ist ungeklärt.

a) Nordzone (Bsp. Punkt 15: Galéria):

p (-b-)[9]	*b (-ụ-)*	*m (-mm-)*	*t (-d-)*	*d- (-δ-)*	*n*	*k (-g-)*	*g (-ị, ụ-)*
perké (95)[10]	*bonu (1636)*	*(una)menti (65)*	*tanti (43)*	*dente (97)*		*koza (207)*	*n gomfịa (1114)*
a bena (15)	*a ụokka (126)*	*ommu (17)*	*u ḍronku (6)*	*a δonna (5)*		*u gabu 15*	*u ịattu (1237)*
kabu (14)	*dué (duụé) (216)*		*dide (209)*	*koδa (89)*		*logu (203)*	*(u ụattu)*[11]
p p[12]	*b b*	*m m*	*t t*	*d d*	*n n*	*k k*	*a ụola (592)*
					- ń ǧ -		*faịu (1046)*
					puńǧu (18)		*g g*
f (-v-)			*ts (- | dz-)*		*uńǧe (267)*	*ć (-ǵ-)*	
fịore (563)			*tsuttu (234)*			*ćerte (1012)*	
mi vaǵi (6)			*i dzókkuli (1438)*			*u ǵegu (82)*	
muvrone (1359)			*tts*	*- d d z -*		*faǵe (14)*	
f f				*liddzuli* 'reste' *(859)*		*ć ć*	
l	*r*		*s (-z-)*			*č (- | ǧ -)*	*ǧ (- | ị -)*
l l: balla (87)	*rotti (240)*		*sentu (232)*			*ń čokku (42)*	*uń ǧiru (1356)*
l': mural'a (21)	*é rottu (65)*		*u zale (16)*			*a ǧokka (19)*	*a ịeụa (848)*
	kore (49) 'corre'		*kazu (233)*			*u ǧuku (524)* 'piccolo'	*- | ira* 'ghiro' *(1356)*
			s s			*č č*	*ǧ ǧ*
						očču (73)	*biǧǧa* 'vegliare' *(497)*
						- š š -	*- ž -*
						kreššikore (225)	*kažu (1163)*
							čeža (1864)

(Fußnoten Seite 52)

b) Mittelzone (Bsp. Punkt 24: Vènaco [*Serràggo*])[13]: Das System der Mittelzone stimmt mit dem der Nordzone überein. Nur werden die Tenues und stimmlosen Palatalaffrikaten zwischen Vokalen, ursprünglich und satzphonetisch, teilsonorisiert (mit Ausnahme des Phonems *č*, das ursprünglich intervok. nicht vorkommt). Damit verändert sich das System nur in folgenden Phonemen:

p (-$\overset{p}{b}$, $\overset{b}{p}$-)	*t* (-$\overset{d}{t}$, $\overset{t}{d}$-)	*k* (-$\overset{g}{k}$, $\overset{k}{g}$-)
a $\overset{b}{p}$*ena*, $\overset{p}{b}$*ena* (95)	*u* $\overset{d}{t}$*ronku*, $\overset{t}{d}$*ronku* (6)	*u* $\overset{g}{k}$*a*$\overset{b}{p}$*u*, $\overset{k}{g}$*a*$\overset{p}{b}$*u* (15)
ka$\overset{b}{p}$*u*, *ka*$\overset{p}{b}$*u* (15)	$\overset{d}{t}$*ite*, *di*$\overset{t}{d}$*e* (209)	*lo*$\overset{g}{k}$*u*, *lo*$\overset{k}{g}$*u* (203)
ć (-$\overset{ǵ}{ć}$, $\overset{ć}{ǵ}$-)	*č* (- | $\overset{ǧ}{č}$, $\overset{č}{ǧ}$-)	
u $\overset{ǵ}{ć}$*e*$\overset{g}{k}$*u*, $\overset{ć}{ǵ}$*e*$\overset{k}{g}$*u* (82)	*a* $\overset{ǧ}{č}$*okka*, $\overset{č}{ǧ}$*okka* (19)	
fa$\overset{ǵ}{ć}$*e*, *fa*$\overset{ć}{ǵ}$*e* (14)	*u* $\overset{ǧ}{č}$*u*$\overset{g}{k}$*u*, $\overset{č}{ǧ}$*u*$\overset{k}{g}$*u* (524)	

[9] In Klammern werden phonet. Realisierungen mit ihren satzphonetischen Bedingungen gesetzt, z. B. *t* (-*d*-) = *t* wird intervok. inl. als *d* realisiert, usw. Satzphonetische Zeichen ohne Klammer bedeuten, daß das Phonem nur in dieser Stellung vorkommt, aber phonol. Gültigkeit besitzt.

[10] Die geklammerte Zahl hinter dem Beispielwort bezeichnet die betr. Karte (K.) des ALEIC.

[11] Es ist auffallend, daß *ṷ* vor *a* nur in der *g*-Zone (s. Skizze III) begegnet, wo *ṷ* vor *o*, *u* immer erscheint. Man denkt an eine einfache Übertragung der gewohnten Artikulation vor *o*: *ṷ o m f i̯ a* — *ṷ a m b a*. — Im absoluten Anlaut gehören *ǧ a t t u*, *ǧ a m b a*, *ǧ a l l i n a* phonol. unter die Beispiele unter *ǧ*.

[12] Lateinische (erbwörtliche) Geminaten bleiben im Kors. generell geminiert. Ausnahme Nordzone: *rr* > *r*!

[13] Als einziger Punkt der Mittelzone kennt Vènaco auch eine teilsonore Realisierung der stimmlosen Frikativa *f* (-*f*ᵛ, *v*ᶠ-: (*m i f*ᵛ*a* $\overset{ǵ}{ć}$*i*, *v*ᶠ*a ǵ*ᶜ*i* (6), *m u f*ᵛ*r o n e*, *m u v*ᶠ*r o n e* (1359).

[14] P. 43 bildet eine Ausnahme bei der der Südzone eigenen Entwicklung von -*m*- (> *m*), indem dort -*m*- zu *mm* verdoppelt wird, ist aber sonst Vertreter des südkors. Normaltypus. —

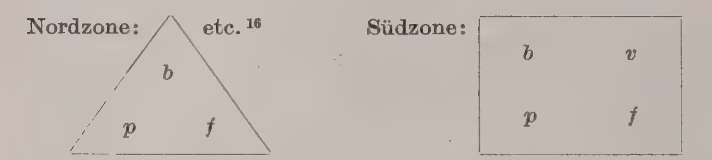
[15] -*ll*- und -*li̯*- sind unter *ḍḍ* völlig zusammengefallen, während sie in der Anschlußzone (s. § 6) phonologisch geschieden und quantitativen Änderungen unterworfen sind.

c) **Südzone** (Bsp. Punkt 43: Livìa):

p	*b (- | β -)*	*m* [14]	*t*	*d (- δ -)*	*n*	*k*	*g (- i̯, u̯ -)*
parké (95)	*bonu (1636)*	*(una)menti (65)*	*tanti (43)*			*koza (207)*	
a pena (15)	*a βokka (126)*	*omu (17)*	*u tronku (6)*	wie a)		*u kapu (15)*	wie a)
kapu (14)	*dué (duu̯é) (216)*	*(ommu P. 43)*	*dite (209)*			*loku (203)*	
p p	*b b*	*m m*	*t t*	*d d*	*n n*	*k k*	*g g*
					- ń ğ -		
					wie a)		
f (- v -)	*v (- u̯ -)*		*t s (- d z -)*			*ć*	
fi̯ore (563)	*voḍḍu (86) 'voglio'*					*ćerte (1012)*	
mi vaći (6)	*(a)u̯ena (11), ći u̯ole (11)*		wie a), doch s. § 7			*u ćeku (82)*	
muvrone (1359)	*trau̯ertsu (89), lau (256) 'lavo'*					*faće (14)*	
f f	*v v*		*t t s*	*- d d z -*		*ć ć*	
				wie a), doch s. § 7			
			s (- z -)			*č*	*ğ (- i̯ -)*
						ń čokku (42)	
l	*r (- | r r -), r r*		wie a)			*a čokka (19)*	wie a)
(´ | l l -):	*rotti (240)*						
(á)llikkatu (1243)							
- ḍ ḍ - [15]	*(i)rreni (293)*		*s s*			*č č*	*ğ ğ*
koḍḍu (88) 'collo'	*korre (49)*					wie a)	wie a)
ćiḍḍa (76) 'ciglia'							
						- š š -	*- ž -*
						wie a)	wie a)

(Fußnoten Seite 52)

§ 2. Der Vergleich der phonol. Systeme a), b) und c) ergibt völligen Zusammenfall von a) und b), so daß die rein phonet. Natur der Mittelzone bewiesen ist. — Phonologisch scharf geschieden sind nur eine phonol. Nordzone und eine phonol. Südzone (s. Skizze II). Dabei umfaßt die phonol. Nordzone die phonet. Nord- und Mittelzonen. — Trennendes Element ist praktisch der Betazismus der Nordzone. Diese besitzt ein zweistufiges *Dreiecksystem*, während das der Südzone bei gleicher Anzahl der Korrelationen ein *Vierecksystem* ist.



§ 3. Die Grenze verläuft von der Westküste südlich P. 33 (Calcatòggio), nördlich P. 30 (Ghisoni) und P. 31 (Aléria) südlich zur Ostküste. Sie ist eine konsequente Trennung von Nord und Süd. Notwendig hat darum nicht nur der Betazismus hier seine Grenze: Wie der Vergleich der Systeme in § 1 ergibt, scheiden sich hier auch die Entwicklungen von *-b-*, *-k-* (vgl. S. 64), *-ť-*; mit geringen Modifizierungen *-ll-*, *-|r-*, *-rr-* (notwendig im Zusammenfall mit dem *rr*-Gebiet *rn* > *rr*, vgl. S. 58) und die Sonorisierung von *-p-*, *-t-*. Hinzu kommt noch in der gleichen Grenze *-d-* (s. § 6). — Mit einiger Abweichung, wahrscheinlich aber auch phonol. abhängig: *ns (pensà)*, *rs (persu)* > *nts (pintsà)*, *rts (partsu)* in der Südzone und die Entwicklung von *-m-*. — Die phonol. Grenze trennt somit *Nord-* von *Südkorsisch!* Vgl. § 11.

§ 4. Nach der grundlegenden Arbeit von Parodi[17] läßt sich mit Sicherheit sagen, daß auch die Nordzone Korsikas mit Sardinien u. a. zu den Gebieten gehörte, in denen lat. anlautendes oder nach Konsonanz (stimmlos oder *m*, *n*, *r*, *l*) stehendes *v* zu *b* wurde und erhalten blieb, während die meisten Idiome der Romania *v* restituierten. In Sardinien (vgl. Wagner, *Lautl.*[18] § 146 ff.) sind die Verhältnisse durch äußere Einflüsse zum Teil gestört; Korsika aber kann ein völlig geschlossenes und grundsätzlich konsequentes *b*-Gebiet aufweisen. M. E. läßt sich also für die Nordzone Korsikas ein ebenso alter Betazismus postulieren wie in Sardinien (vgl. Wagner, *Lautl.* § 159). Schwierigkeit bereitet die Südzone! Herrschen hier doch Verhältnisse, die ebenso mit dem Tosc. wie mit dem Gall.-

---

[16] Bei den Dentalen und Palatal-Velaren ist das System nicht voll ausgebildet. Vgl. § 1.

[17] E. G. Parodi, *Del passaggio di V in B e di certe perturbazioni fonetiche nel latino volgare*, R XXVII, p. 177—240 (Forts.).

[18] M. L. Wagner, *Historische Lautlehre des Sardischen*, Halle 1941.

Sass. übereinstimmen (Guarn. *S. G. C.*[19] §§ 131 ff. hatte diesen Umstand übersehen, von Bott. *Pen.*[20] §§ 39, 40 richtiggestellt). Daß diese Übereinstimmung aber nur eine scheinbare ist, zeigt die Entwicklung des intervok. *-v-*, die von der Toscana merklich differiert und ihren Grund in der phonol. Verschiedenheit der tosc. und südkors. Konsonantensysteme hat.

Die auffällige Erscheinung, daß die Südzone *v-* erhält, bringt Bott. *Pen.* § 62 zu der Annahme, daß eine zweite tosc. Einflußwelle dem Süden *v-* zurückgebracht habe. Ausgerechnet der Südzone unter sauberer Umgehung der Nordzone?! — Es handelt sich hier niemals um tosc. *v:* Die Südzone unterliegt nicht dem Betazismus der Nordzone; das zeigt die Entwicklung von - | *b-* > *β!* Gewiß ist die Tatsache auffällig, daß die Südzone hier einen ganzen Gebietsteil aus der sard.-kors. Einheit herausbricht. Aber sie findet Entsprechungen im Bittesischen (s. § 10), wo heute ebenfalls noch *v-* als *v* erhalten ist (vgl. Wagner, *Lautl.* § 151). Dieses *v-* ist ohne Zweifel vom Betazismus des Vulgärlateins unberührt geblieben. Warum nicht in Südkorsika ebenso? — Hier kommt noch die fast bei jedem Kons. auftauchende Grenze zwischen Nord- und Südzone hinzu. Zwingt das nicht zu der Annahme, daß es sich hier auch um zwei linguistische Schichten handelt? Wenn z. B. zwei kons. Erscheinungen wie *-p-* > *b* und *v-* > *b* die gleiche Trennungslinie A aufweisen, so kann keine andere Lösung in Frage kommen. Die Scheidung in Nord- und Südzone hat demnach ihre Ursache nicht nur in Sonorisierungseinflüssen von Nordosten, sondern geht auf eine tiefere linguistische Trennung zurück, deren Erforschung erst nach besserer Kenntnis der Substratbedingungen möglich ist.

§ 5. Bott. möchte, daß die Trennung von Nord und Süd durch die Toscana auf der einen und Sardinien auf der anderen Seite bedingt sei (*Pen.* § 64). Es hängt dies mit seiner Auffassung zusammen, daß das Sass. und Gall. stark sardische Mda. seien. Dagegen vertreten Wagner, Bartoli, Campus u. a. die Meinung, daß das Sass.-Gall. mit dem Kors. enger zusammenhänge, z. T. von der Toscana beeinflußt (?). Vgl. Wagner, *Stell.*[21] p. 247. Wagner nennt die Palatalisierung, *l'* und *ǧ* wichtige lautliche Erscheinungen, die das Sass.-Gall. mit dem Kors. gemeinsam hat (Wagner, *Stell.* 146 p. 98 ff., 101). Wie die Verhältnisse in Wirklichkeit liegen, zeigt die phonol. Gegenüberstellung, s. § 9. Wenn Bott. *Pen.* §§ 44, 62 behauptet, daß die Gallura auf die Erhaltung der stimmlosen Verschlüsse entscheidenden Einfluß gehabt habe, so dürfte gerade hier der Weg sicherlich umgekehrt sein.

---

[19] P. E. Guarnerio, *I dialetti odierni di Sassari, della Gallura e della Corsica*, AGI XIII, 125—140, XIV, 131—200, 385—436. Torino 1898.
[20] G. Bottiglioni, *La penetrazione toscana e le regioni di Pomonte nei parlari di Corsica*, ID II, 156—210, III, 1—69, Pisa 1926/27.
[21] M. L. Wagner, *Zur Stellung des Galluresisch-Sassaresischen*, AStNSp 145, p. 239—249, AStNSp 146, p. 98—112, 223—228.

Überhaupt zeigt sich im Konsonantismus deutlich, daß keine *Beeinflussung* von Sardinien vorliegt, sondern eine alte *G e m e i n s a m k e i t*, die heute nur in Korsika z. T. zerstört ist. —

§ 6. Die Südzone[22] zeigt noch zwei wesentliche Modifikationen, wenn auch hauptsächlich in der phonetischen Realisierung:

I. Das gleich unter der Nordgrenze anschließende Gebiet bis zur Höhe von P. 37 (‚A n s c h l u ß z o n e') hat folg. System: (Bsp. P. 37: Cavro; s. Skizze II)

<table>
<tr><td>p</td><td>b</td><td>m</td><td>t</td><td>d</td><td>n</td><td>k</td><td>g (-i̯, u̯-)</td></tr>
<tr><td></td><td>bonu (1636)</td><td></td><td></td><td>denti (97)</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>wie c)</td><td>a bokka (126)</td><td>wie c)</td><td>wie c)</td><td>a donna (5)</td><td></td><td>wie c)</td><td>wie c)</td></tr>
<tr><td></td><td>dué (du̯é) (216)</td><td></td><td></td><td>koda (89)</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>p p</td><td>b b</td><td>m m</td><td>t t</td><td>d d</td><td>nn</td><td>k k</td><td>g g</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td>- n ň - (ń ń)[23]</td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>f (-v-)</td><td>v (-u̯-)</td><td></td><td>ts (- d z -)</td><td></td><td>puňňu (18)</td><td>ć</td><td></td></tr>
<tr><td>wie c)</td><td>wie c)</td><td></td><td>wie c)</td><td></td><td>(puňňu [218])</td><td>wie c)</td><td></td></tr>
<tr><td>f f</td><td>v v</td><td></td><td>t t s</td><td>- d d z -</td><td></td><td>ć ć</td><td></td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td></td><td>wie c)</td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td>s (-z-)</td><td></td><td></td><td>č</td><td>ǧ (-i̯-)</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td>wie c)</td><td></td><td></td><td>wie c)</td><td>wie c)</td></tr>
<tr><td></td><td></td><td></td><td>s s</td><td></td><td></td><td>č č</td><td>ǧ ǧ</td></tr>
<tr><td>l</td><td></td><td></td><td>r (- | r r -)</td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
<tr><td>(-́ | l l -): (á)llikkatu (1243)</td><td></td><td></td><td>r r</td><td></td><td></td><td>- š š -</td><td>-ž-</td></tr>
<tr><td>-ḍ-: koḍu (88)[24]</td><td></td><td></td><td>wie c)</td><td></td><td></td><td>wie c)</td><td>wie c)</td></tr>
<tr><td>-l'-: ćil'a (76)</td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td><td></td></tr>
</table>

Der ersten Beobachtung fällt die weitgehende Übereinstimmung der Verschlußlaute mit dem phonol. System des Ital. auf (vgl. L a u s b e r g , *Vergleichende Charakteristik der it. und span. Schrift-*

---

[22] Die phonetischen Modifikationen der Nordzone, die phonologisch n i c h t unterschieden sind (Ausn. *g n* > *ń ń*), siehe § 11.

[23] Die Punkte 33 (Calcatòggio), 34 (Bastélica), 36 (Aiàccio), 37 (Cavro) besitzen für lat. *-gn-* den Laut *ňň*, den Bottiglioni, *Introduzione* p. 133 als 'intermedio fra *ńń* e *ńǧ*' bezeichnet. (Vgl. dazu den ausführlichen Kommentar von W. Paulyn, *Das phonet. Transkriptionssystem des ALEIC*, Arch. f. vergl. Phonetik, Bd. 6, Heft IV, p. 141, Berlin 1943.) Mit den Punkten 29 (Cargese) und Bocognani (32), die tosc. *ńń* haben, bilden sie ein geschlossenes Gebiet (Aiàccio!) mit typisch tosc. Gepräge!

[24] Es ist kein Zufall, daß im Gebiet der Anschlußzone einquantitatives *ḍ* < *ll* vorliegt, während die übrige Südzone zweiquantitatives *ḍḍ* besitzt. Es ist auch dies eine Besonderheit des Systems. Vgl. die ebenfalls einquantitativen *ḍ* in der oberen Garfagnana: *k a v a ḍ o* , *s t e ḍ a* , *b e ḍ o*. Vgl. Rohlfs, ZRPh 62 (1942), p. 81 ff. — Hierher gehört auch die lexikalische Übereinstimmung der '*vernacoli della Toscana*' mit kors. Wortgut. Vgl. Rohlfs, *L'italianità linguistica della Corsica*, Wien 1941, p. 24 ff. — Lingua nostra, N. 2, Marzo 1943—XXI, p. 29 f.

sprache, RF 60 (1947), p. 109). Bottiglioni hätte hier einen scheinbaren Anhalt für seine südzonale Toskanisierung gefunden (s. o.). Sollte die tosc. Beeinflussung tatsächlich in den Berggegenden Korsikas (Mittel-) es vermocht haben, die Spirantisierung der Medien *d* und *b* aufzuheben, während die Nordzone grundsätzlich widerstand? (Anders bei *l'*, das mit der Nordzone bis zur Höhe von P. 38 (Zícavo) zusammenfällt! S. Anm. 14.) Wie erklärt sich bei *d* und *k* der Zusammenhang mit den südlichsten Punkten (vgl. § 8)? — Meines Erachtens läßt sich die Erklärung von § 18 weiterhin aufrecht halten, bleibt ja z. B. bei *g* die Spirantisierung, die tosc. Einfluß kein Hindernis gewesen wäre, im phonol. System dieses Gebietes jedoch ein — von mir angenommenes — Ausweichen verhinderte durch die Verbindung mit *ǧ* *(-i̯-)* und *v* *(-u̯-)*, s. o.[25]! — Die phonol. Trennung *l l* *(ḍ)* und *l'* *(l')*, wie auch *gn* *(ń ń , ň ň)* s. Anm. 23, könnten dagegen ein Indiz für nördlichen Einfluß und Toskanisierung sein. Man vergleiche: Nordzone: *l l* — *l'*; Südzone (Anschlußzone): *ḍ* — *l'*; Südzone (Hauptgebiet): *ḍ ḍ* — *ḍ ḍ*! Die phonematische Trennung *ḍ* — *l'* im Vergleich zu *ḍ ḍ* — *ḍ ḍ* macht tosc. Umgestaltung wahrscheinlich[26]. — Sollte die Verschiedenheit im System der Südzone noch einmal tiefere linguistisch-strukturelle Ursachen haben? — Vgl. die Übereinstimmung mit dem Gall. § 9!

§ 7. Das an die Anschlußzone südlich folgende Gebiet von Z í c a v o (38) - entsprechend mit geringerer Konsequenz die Mda. von Conca (42), Petreto (40), Propiano (44) und Sartene (45) - besitzt wiederum ein besonderes System, das ich als das altertümlichste der Südzone ansprechen möchte (‚U r z o n e‘):

---

[25] Hätte tosc. Einfluß die spirantisierten Medien entspirantisiert, so wäre ihm bei *g* *(-i̯, u̯-)* die Sprache entgegengekommen. Dadurch wäre nämlich der Zusammenfall der phonematisch geschiedenen, in der phonet. Realisierung jedoch gleichen Laute fortgefallen. Was so äußerer Einwirkung möglich gewesen wäre, mußte bei inneren Umformungsprozessen (so § 18) ein starkes Hindernis sein.

[26] Es ist damit eine chronologische Unterscheidung gegeben: *l l* > *ḍ ḍ* , das mit ziemlicher Sicherheit für die ganze Insel anzunehmen war (vgl. in der Nordzone: *nulla* > *n u n d a* über * *n u ḍ ḍ a* , * *n u d d a (409)*, die Ergebnisse von *in illum* und *non illum* > *n ḍ* , *n d* (21 u. 29), das Ausweichen des Nexus *l d* > *l l*: *k a l l u* , *k a l̦ l̦ u* *(586)* über *d d* , *ḍ ḍ*) hat sich dem tosc. Einfluß weit länger widersetzt als *l i̯* , dessen erstes Ergebnis (wahrscheinlich, zumindest in der Südzone, *y* wie im Log., überhaupt im Sard., vgl. Wagner, *Lautl.* § 235) schwer zu erschließen ist. — Klar wird jedenfalls, daß das Ergebnis *ḍ ḍ* in der Südzone weder auf dem Zusammenfall von *l l* und *l i̯* auf der gemeinsamen Stufe *l l* (so *B o t t. Pen.* § 28, p. 209 ff.) noch *ḍ ḍ* (so *G a m i l l s c h e g* , VKR 1 (1928), 353 f.) beruht: Der Zusammenfall mit *ḍ ḍ* (aus *l l*) trat im Hauptteil der Südzone erst dann ein, als durch festländische Überlagerung die alten Phoneme (?) gezwungen waren, andere Gestalt anzunehmen!

p (- p p -)	*b (- | β-)*	*m*	*t (- t t -)*	*đ (-δ-)*	*n*	*k (-γ-)*	*g (-i̯, u̯-)*
parké (95)			*tanti (43)*			*koza (207)*	
a pena (15)	wie c)	wie c)	*u tronku (6)*	wie c)		*u γappu (15)*	wie c)
kappu (14)			*ditte (209)*				
						poγu (975)	
p p	*b b (p p)*	*m m*	*t t*	*đ đ*	*n n*	*k k*	*g g*
	stappi̯u (1136)						
	suppittu (87)				*ń ǧ*		
					wie c)		
f (-v-)	*v (-u̯-)*		*t s*			*ć*	
wie c)	wie c)		*tsuttu (234)*			wie c)	
f f	*v v*		*i ttsókkuli (1438)*			*ćć*	
			t t s (< d d z)				
			mettsu (812)			*č*	*ǧ (-i̯-)*
			littsuli (859)			wie c)	wie c)
l (∸ | l l -)	*ṙ (- | r r -)*					*čč*	*ǧǧ*
- ḍ ḍ -	*r r*		*s (-z-)*				
(< l l, l i̯)							
wie c)	wie c)		wie c)			*- š š -*	*-ž-*
			s s			wie a)	wie a)

Auffällig ist die Verringerung der stimmhaften Phoneme. Sie besitzen nur noch die gleiche Anzahl wie die stimmlosen (17 : 17), gegenüber 17 (stimmlos) : 21 (stimmhaft) in den nördlichen Zonen (Anschlußzone und Nordzone!) — Die Mda. von Zícavo ist demnach stark desonor: Sie verdoppelt intervokale *p* und *t* zu *p p*, *t t* (bei *k* (-*γ*-) ist das System gestört, läßt jedoch den Schluß auf früheres *k* (-*k k*-) zu[27]. Sie desonorisiert -*b b*- (meistens durch Ausweichtendenzen aus fremdwörtlichem -*b*-, da altes -*b*- über *v* zu *u̯*, vgl. *Kons.* §§ 15 ff., 142) und —*d d z*— (vgl. *Kons.* § 131) zu *p p*, *t t s*[28].

Diese Zone ist niemals sonorisiert worden und konnte deshalb als desonores Zentrum Vorstöße der Sonorisierung in die nördlich anschließende Zone rückgängig machen. Vgl. § 18.

§ 8. Die südlichsten Punkte der Südzone (besonders 47, 48) könnten noch einmal zu einer besonderen Gruppe zusammengeschlossen werden. Vor allen Dingen hinsichtlich des Vokalismus: *ĭ*, *ŭ* = *i*, *u*;

---

[27] Die von G u a r n. *S. G. C.* § 158, p. 167 für Zìcavo verzeichnete Verdoppelung: *l o k k u*, etc. muß Erstaunen erregen. Wenn G.s Feststellung auf Tatsachen beruht (es liegen immerhin wenigstens 30 Jahre zwischen seiner Arbeit und den Aufnahmen zum ALEIC), so ist die von B o t t. daran geknüpfte Vermutung, daß die Spirans eine noch junge Erscheinung sei, durchaus zu unterstreichen. — Zu der hochinteressanten phonet. Entwicklung s. Exkurs II, S. 64.

[28] Diese Tendenz zur Desonorisierung läßt den Schluß auf etruskisches Substrat zu. — Vgl. die Desonorisierungen, die K. v. Ettmayer, IdgF 43 (1926), 10 ff. auf etrusk. Vermittlung zurückführt: sabinisch *t e b a* > rom. *t i p p a*, gr. *ϱωγή* > *r o k k a*, gr. *ναππή* (?) > *n a p p a*.

kurze betonte *ẹ́*, *ọ́* in gedeckter Stellung zu *ę*, *ǫ*. Konsonantisch entsprechen sie in der Erhaltung von *-d-* als *d* und *-k-* als *k* vielfach der Anschlußzone, von der sie aber wieder Spirantisierung des *b* und *li̯* > *ḍ ḍ* trennen. Zudem ist die Nichtspirantisierung von *d* an bestimmte Wörter gebunden und kann *δ* ebenso häufig sein[29]. Die Erhaltung des *k* aber ist durch den nachweislich jungen Einbruch des *γ* für den Konsonantismus nur von geringem Wert.

§ 9. Sardische Konsonantensysteme. Zum Vergleich sei hier eine kurze Charakteristik der Konsonantensysteme der wichtigsten sard. Mda. angeführt, die ich nach den Angaben des AIS[30] und der Lautlehre Wagners (s. Anm. 18) aufgestellt habe, in der leider diese wichtige Zusammenstellung vermißt wird.

Zunächst sei die Zwischenstellung der galluresischen und sassaresischen Mda. phonologisch aufgehellt[31]:

Ohne Schwierigkeit kann man die f a s t v ö l l i g e Ü b e r e i n s t i m m u n g des G a l l. m i t dem S ü d k o r s. — bezeichnenderweise mit dem System der Anschlußzone und der Randgebiete, womit der übernommene Charakter gekennzeichnet wird — feststellen. — Das Sass. dagegen hat einen von allen kors. Mda. stark abweichenden Konsonantismus, der stärker zum Sard. gehört, jedoch auch dort keine Parallele findet. Auffallend ist die fast vollständige Ausbildung des zweistufigen Vierecksystems. —

Sassari:

p (-bb-)	*b (-β, v-)*	*m (-mm-)*	*t (-dd-)*	*d*	*n*	*k (-gg-)*	*g (-i̯-)*
f (-v-?)	*v (-×-?)*[32]		*-ϑ̣ϑ̣-*			*-χχ-*	*j*
					ńń		
			ts	*dz (< kᵉ)*		*ć (< kl-)*	*ǵ (-i̯-)*
			tts (< -kᵉ-)			*ćć (< -kl-)*	*ǵǵ*
l		*r*					
l'		*rr*	*s (-z-)*			*(-š-)*	*-ž-*
ḍḍ (< ll)			*ss*				

Gallura:

p	*b*	*m*	*t*	*d*	*n*	*k*	*g (-u̯-)*
f (-v-)	*v (-×-)*				*nn*		
					ńǧ̌	*ć*	
			ts (tts)			*ćć*	
l		*r*	*s (-z-)*			*č̌*	*ǧ̌ (-i̯-)*
ḍḍ (< ll, li̯)		*rr*	*ss*			*č̌č̌*	*gǧ̌*
							-ž-

[29] Vgl. *Kons.* (Dokumentation *-d-*). § 49.

[30] K. Jaberg-J. Jud, *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz*, Zofingen 1928—40 (8 Bde.).

[31] Da es sich nur um einen Vergleich der reinen Systeme handelt, glaube ich auf Angabe von Beispielen verzichten zu dürfen.

[32] x bedeutet Schwund der betr. Konsonanten in der angegeben (satz)phonetischen Stellung. — Verdoppelung aller lat. Kons. kann im Sard. generell eintreten, kann daher in der Aufstellung ausgelassen werden, soweit kein besonderes genetisches Interesse vorliegt: Vgl. *m a m m a , g a t t u* , aber *p u n n u* < *p u g n u*.

§ **10.** Konsonantensysteme der wichtigsten sard. Dialekte:

Bitti (Nuoro): [33]

p	*b (-β, v-)*	*m*	*t*	*d (-δ-)*	*n*	*k*	*g (-γ, v-)*
f (-χ-)	*v*		*ϑ*				*j, ǧ (-i̯-)*
					nn		
			ts (< li̯)				

l	*r*	*s (-z-)*
dd (< ll)	*rr*	*-s- (< si̯)*
		ss

(*p f* / *b v*)

Allg. logud.:

p (-β-)	*b (-χ-)*	*m*	*t (-δ-)*	*d (-χ-)*	*n*	*k (-γ-)*	*g (-χ-)*
f (-v-)							
			tt		*nn*		
					-ndz-		
			s (-z-)	*-dz- (< li̯)*			

l	*r*	*-s- (< si̯)*
dd (< ll)	*rr*	*ss*

(*b* / *p f*)

Camp.:

p (-β-)	*b (-χ-)*	*m*	*t (-δ-)*	*d (-χ-)*	*n*	*k (-γ-)*	*g (-χ-)*
f (-v-)							
			tt		*nn*		
			ts	*-dz-*	*-nǧ-*	*ć (-ž-)*	*ǧ (-χ-)*
						ćć	*-ǧǧ- (< li̯)*

l (-β, w-)	*r*	*s (-z-)*	
dd (< ll)	*rr*	*-s- (< si̯)*	*-š-*
		ss	

(*b* / *p f*)

Die Zusammenstellung ergibt, daß eine phonologische Durcharbeitung des Sard. neue Resultate in Chronologie und Zuordnung ergeben würde. — Es zeigt sich z. B. *weitgehende Übereinstimmung des Bitt. (Nuor.) mit den zentral-südkors. Mda. bezgl. Desonorisierung und Vierecksystem. Der genetische Zusammenhang kann als gesichert gelten.* — Von den übrigen Mda. weist nur das Camp. gewisse Übereinstimmung mit dem Nordkors. auf. Doch gestatten die andersartigen Folgen der Palatalisierung keine weiterreichenden Schlüsse.—

§ **11.** Aus den Ergebnissen der phonol. Darstellung ergibt sich folgende dialektgeographische Einteilung Korsikas:

a) Das **Nordkorsische:** Es wird in der Nordzone gesprochen und kennzeichnet sich durch: Betazismus, Sonorisierung der stimmlosen

[33] Nur in Bitti werden *b* und *v* unterschieden. In Nuoro fallen sie in *b* zusammen, werden intervokal aber beide zu *β* (Wagner, *Lautl.* § 153). Das Nuor. ist jedoch bezeichnend für die Erhaltung der stimmlosen Verschlüsse auch im Inlaut (vgl. Wagner, *Lautl.* § 103).

Verschlüsse, *li̯* > *l'*, *rr* > *r*, *-m-* > *mm*. — Untermundarten des Nordkors. sind (phonet., phonol. nicht unterschieden):

1. Das *Nordwestkors.: - | br, gr- > r (r a č č u* (236), *r a n u* (956)*); -bl, gl- > i̯ (i̯ a n d a* (85), *i̯ a r g̈ u* (703)*); ṭṛ, ḍṛ, ḷṭṛ, ṣṭṛ (ṭ ṛ o p p u* (372), *a ḷ ṭ ṛ i* (35), *n o ṣ ṭ ṛ u* (224)*)*; [34]

2. Das *Nordostkors.* (tosc. Zone): *l + Kons. > r + Kons. (k o r p u* (241)*); ld > ll (k a l l u* (586)*); gn > ńń (p u ń ń u* (249)*); st, str > śt, śtr (t e ś t a* (16), *ś t r i n t u* (94), *n o ś t r u* (224)*)* vgl. Anm. 40.

b) Das **Südkorsische:** Es wird in der Südzone gesprochen und kennzeichnet sich durch: Erhaltung und Trennung von *b* und *v*; Erhaltung der stimmlosen intervokalen Verschlüsse; *- | b- > β*; *ll (li̯) > ḍḍ*; *- | r, rr, rn > rr (k o r r u* (929)*); -m- = m; ns, rs > nts, rts (p e n t s à* (35), *v a r t s u* (826) *'trabocca')*; *-e > i*. —

Im Südkorsischen müssen folg. (phonol. unterschiedenen) Unterteilungen genannt werden:

1. *Mda. der Anschlußzone* (s. § 6): Generell wie Südzone, aber *-d-*, *- | b-* nicht spirantisiert, *-k-* bleibt *k*, *ll > ḍ*, *li̯ > l'*; —

2. *Mda. der Urzone* (s. § 7): Generell wie Südzone, aber *-p-*, *-t-* > *pp*, *tt*; *bb > pp*; *ddz > tts*; *ḗ*, *ṓ* > *ẹ ọ*; —

3. *Südlichste Mda.* (s. § 8): Generell wie Südzone, aber *-d-* wortweise nicht spirantisiert, *-k-* bleibt *k*; *ḗ*, *ṓ* in gedeckter Stellung > *ę*, *ǫ*; *ĭ*, *ŭ* = *i*, *u*. —

§ 12. Sprachlich-geographische Beziehungen. — Über die alte **sprachliche Einheit Korsikas, Sardiniens, Siziliens und Unteritaliens** kann kein Zweifel mehr bestehen [35]. Vielleicht könnte die Erfassung des gesamten Materials noch zur Vervollständigung des Bildes beitragen [36]:

---

[34] Den Theorien, die Millardet (G. Millardet, *Sur un ancien substrat commun à la Sicile, la Corse et la Sardaigne*, RLiR IX (1933) p. 349—369) über das gemeinsame Substrat Korsikas, Sardiniens und Siziliens auf Grund gemeinsamer cerebraler Artikulationen aufgestellt hat, soll hier nicht weiter nachgegangen werden. Es liegt in Korsika eine Schwierigkeit in der losen Verbindung südzonaler Erscheinungen (z. B. *ll > ḍḍ*, *r > rr*, *rn > rr*) und nordzonaler Erscheinungen (z. B. *ṭṛ*, *ḍṛ* usw.). Die gebietsmäßige Übereinstimmung des Schwundes von *b* und *g* in den *br*, *gr*, *bl*, *gl*-Gruppen und der apikalen Artikulation von *tr*, *ltr* usw. ist jedenfalls nicht zufällig, obwohl ich den Schwund von *b*, *g* als jüngere — aber substratmäßig gebundene (s. Übereinstimmung Unteritalien-Sardinien-Korsika) — unabhängige Entwicklung ansehen möchte. Auffällig ist zudem, daß sich *ṭṛ*-Gebiet und *ḍḍ*-Gebiet praktisch (wenigstens heute, s. Anm. 26) ausschließen.

[35] Vgl einige der wichtigsten Abhandlungen: Bott. *Pen.* (s. Anm. 20); C. Merlo, *Concordanze corse-it.-centromeridionali*, ID I (1925), p. 238 bis 251; G. Rohlfs, *Sprachliche Berührungen zwischen Sardinien und Süditalien*, Donum natalicium Carolo Jaberg, Romanica Helvetica IV, Zürich u. Leipzig 1937, ders. *L'italianità linguistica della Corsica*, Wien 1941. —

[36] Zu der folgenden Zusammenstellung vergl. die Beispiele in den phonol. Tabellen (§§ 1—7).

- | *b-*, *-d-*, *-g-* > *β* (außer nordkors.), *δ*, *i̯* (*i̯*, *u̯*).

bl > *i̯:* außer nordostkors., südkors.

- | *br-* > *r:* nur mit dem Nordwestkors.

gr > *r:* die Entwicklung zeigt sich in Sardinien durchweg im Inlaut, während die sard. und kors. Zentraldialekte *gr* meistens erhalten. Im absoluten Anlaut *r* nur mit dem Nordwestkors.

-f-, *-s-* > *v*, *z:* in Süditalien nur mit einzelnen Gebieten der Marken und Südsiziliens, mit Nordkalabrien und Lukanien.

v- > *b:* außer südkors.

g^e^, *j*, *di̯* > *i̯* (anl. *ǧ*): außer sard. [37].

gl > *ǧ* (*-i̯-*)*:* außer sard.

- | *gu̯-* > *u̯* (anl. *v*, bzw. in betazierten Gebieten *b*): der Zusammenhang mit den südit. und insularen Mda. ist wahrscheinlicher als mit Oberitalien, wo - | *gu̯* > *v*, *w* die übliche Erscheinung ist.

-ll- > *ḍḍ:* außer nordkors.

ls, *rs*, *ns* > *lts*, *rts*, *nts* — *rts*, *nts* außer nordkors.: da der Wandel auch in mittelit. Mda. (z. B. im Senes., vgl. ZRPh IX, 560) vertreten ist, darf er als gemeinaltital.-insular angesehen werden.

- | *r-* > *rr:* nur mit dem Sard., außer nordkors.

rr = *rr:* außer nordkors.

rn > *rr:* außer nordkors. [38]. Von Süditalien nur einige Mda.; aber auch im Albanischen und Mazedorum.

rv > *rb* (*k o r b u* (1350)).

ṭṛ, *ḍṛ*, *lṭṛ*, *šṭṛ* [39]*:* ohne Sardinien, Südkorsika.

-m- > *mm:* nur kors. Südzipfel. Das *mm* der Nordzone beruht wahrscheinlich auf alttosc. Einflüssen.

-str- > *šš* (*n o š š u* (234))*:* ohne Nord- und Mittelkorsika. (siz.-sard.-abruzz.-kors. Gemeinsamkeit).

§ 13. Demgegenüber stehen die Übereinstimmungen und (in diesem Falle wirklichen) **Beeinflussungen toskanischer Natur.** Generell für ganz Korsika erstrecken sie sich auf die *P a l a t a l i s i e r u n g* (*pi̯*, *bi̯*, *č*, *šš* usw.) und den *Schwund der A u s l a u t k o n s o n a n t e n*. Weitere tosc. Einflüsse wichtiger Auswirkung erstrecken sich auf die *S o n o r i s i e r u n g* (s. Exkurs I, S. 60). Sie ist nur auf die Nordzone beschränkt.

---

[37] Das Sard. erhält in den logud. Mda. zwar *ge*, hat jedoch bei *j* die alte und weitverbreitete Lautung *y* mit *ǧ* bzw. *ǧ* im absoluten Anlaut. Tendenzen zu *ǵ* bzw. *dz* sind ähnlich wie im Kors. festländischen Ursprungs, vgl. Wagner, *Lautl.* § 135 ff. — Dafür haben die siz., kalabr., neap. Mda. durchweg *j* (*y*), wie sich erhaltenes *j* überhaupt in den Randgebieten der Romania findet. Vgl. Meyer-Lübke, Vox Rom. I (1936), p. 1—64.

[38] Nach Bott. *Pen.* § 62 erst sekundär galluresischem Einfluß zu verdanken (?!).

[39] Nach der Transkription Bott'.s. In Wirklichkeit kann in diesem Nexus auch *s* nur kakuminal (alveolar) gesprochen werden: *ṣ*, das allerdings rein akustisch sehr leicht mit *š* zu verwechseln ist (vgl. Jespersen, *Lehrb. d. Phonetik* § 33). Besser also: *ṣṭṛ*! —

Nur in nächster Nachbarschaft, in der 'tosc. Zone' (nordostkors.), finden sich:

l + Kons. > *r* + Kons. (vgl. § 14).

-m- > *mm:* = 2. Welle; die 1. Welle *(m = m)* findet sich noch im Zentrum und größeren Teil der Südzone.

st, str > *št, štr*[40].

gn > *ńń*.

Rezenter Einfluß hat *-k-* > *γ* umgestaltet, doch läßt sich über das Alter der Erscheinung nichts Genaues sagen, vgl. Exkurs II, S. 63.

§ 14. Auf das Südkors. bleiben als Eigenentwicklungen bzw. Eigenerhaltungen beschränkt:

v- = *v:* mit dem Bitt. (s. § 10).

gr- = *gr:* mit dem Altsard. und Zentralmda.

li̯ > *ḍḍ*.

ri̯ > *rǧ* *(ǧ a r ǧ u* (703)*):* mit dem Altsard.

Gemeinkorsische Erscheinungen (Eigenerhaltungen oder Eigenentwicklungen) mit Ausschluß der tosc. Zone (nordostkors.) sind:

gn > *ńǧ:* mit dem Altsard.

l vor Kons. bleibt *l*.

-v- *(-b-)* > *u̯:* auch nordostkors.

Die Südzone stellt entsprechend dem Sard. ein Gebiet verhältnismäßig großer Altertümlichkeit dar, deren recht konservative Erhaltungen ihren Mda. eine besondere Prägung verleihen.

Wie sich aus den vorstehenden §§ ergibt, zeigen die phonologischen Systeme der kors. Haupt-Mda. so starke phonematische Abweichungen, daß sich die Systeme z. T. geradezu ausschließen. Besonders müssen die Oberbegriffe 'Nord- und Südkors.' deutlich geschieden werden, da ihre Grenze natürlicherweise auch stark morphologisch-lexikalisch ist. Eine solche (wohl verstanden phonol.) Mannigfaltigkeit findet Parallelen etwa in Sardinien und Unteritalien. Wie man aber nur unter bestimmten Gesichtspunkten (s. z. B. § 12) diese Gebiete als sprachliche Einheit auffassen kann, sollte auch der Begriff 'k o r s.' nur mit großer Vorsicht verwandt werden.

---

[40] Die geographische Beschränkung lediglich auf das Nordostkors. (Ostküstenstreifen von Rogliano bis Aléria) läßt nur den Schluß zu: Eroberung vom tosc. Festlande! — Aber wir machen die Feststellung, daß lt. Angabe des ALEIC in den tosc. Punkten Stazzema, Lucca, Pisa *st* gesprochen wird! — Ein Vergleich mit den entsprechenden Karten des AIS ergibt überraschenderweise gerade für das Pis. und seine Nachbarmda. die Artikulation *št* (vgl. K. 93 '*testa*': št in den Pp. 511, 530 (Pisa), 572)! — Wem hier Glauben zu schenken ist, kann kaum zweifelhaft sein: Ergibt das geographische Bild doch einwandfrei, daß es sich auf Korsika um tosc.-pis. Einfluß handeln muß (*Kons.* Skizze XV). Daß die Entwicklung auch für das Pis. noch nicht sehr alt ist, möchte ich annehmen.

Exkurs I: Sonorisierung

§ 15. Eines der schwierigsten Probleme des kors. Konsonantismus ist die Sonorisierung. Aus der Gesamtschau des Konsonantengebäudes ergibt sich folgendes Bild:

a) Gesamtkorsika ist ein Gebiet der Sonorisierung (und zwar alter Sonorisierung) der stimmlosen intervokalen Spiranten **f** und **s**. Dem entspricht die (ebenfalls alte, meridional-sard.) Spirantisierung der intervokalen Medien **b**, **d**, **g** und die Halbvokalisierung bzw. der Schwund der stimmhaften Spiranten **v** und **j**. Hier liegt in allen Fällen eine generelle Erscheinung vor, die von festländischen Einflüssen nicht berührt worden ist.

§ 16. b) Dem entgegen steht die Zwei-Zonen-Spaltung der stimmlosen Verschlüsse, die nur in der Nordzone sonorisiert werden und in der phonetischen Mittelzone ein Kompromißgebiet erzeugt haben. Die Frage lautet zunächst nach dem Alter der bestehenden Lautungen: — Vergleicht man die Ergebnisse in ursprünglich intervokaler und anl. intervokaler Stellung, so zeigt sich die nicht weiter verwundernde Erscheinung, daß im intervok. Anlaut sich das Gebiet der - | *p*- und - | *t*- (vgl. Skizzen I und III) beträchtlich nach Norden verschiebt[41]. Das besagt zunächst, daß in zufälligen Sprechpausen Verhältnisse des absoluten Anlauts geschaffen werden. Zweitens aber lehren Fälle, in denen diese Pausaentwicklung nicht vorliegen kann (z. B. bestimmter Artikel + Substantiv, oder - | *p e r* (33: Punkte 5, 7, 28), - | *t r e* (827: Punkte 5, 13, 20, 21, 27, 28), daß die satzphonetische Veränderung noch nicht sehr fest — oder nicht mehr sehr fest ist, wie aus dem Folg. wahrscheinlich wird[42].

Korsika ist demnach zweitens ein Gebiet der Erhaltung der stimmlosen Verschlüsse! Die Südzone spiegelt diesen Zustand noch in seiner alten Form wieder. Die Nordzone aber hat sich — wahrscheinlich infolge andersgearteter substratmäßig ethnischer Grundlage (s. phonol. Darstellung) — den sonorisierenden Einflüssen der Toscana[43] nicht verschließen können! Diese Meinung vertrat, wenn

---

[41] Von der Entwicklung der palatal-velaren Verschlüsse sei hier abgesehen, da ihre Entw. weitgehend durch die Palatalisierungen beeinflußt wird und mit anderen Erscheinungen verknüpft ist. S. die Darstellung § 22.

[42] Reine Nordostküstenpunkte wie Bastia, Vescovado und Aléria scheiden bei dieser Betrachtung aus, da in ihnen primär rezente Beeinflussung vom Festlande vorliegt.

[43] Damit möchte ich durchaus nicht Merlos und Bottiglionis Auffassung verteidigen, daß die sonoren Laute in der Toscana das erbwörtliche Ergebnis und die erhaltenen Tenues Latinismen seien. Ich halte diese Theorie für abwegig und verweise auf die eingehende Diskussion bei G. Rohlfs, *It. Gramm.* I § 212. — Gleichzeitig halte ich durchaus für möglich, daß die für das Kors. besonders wichtigen pis., lucch., sen. Mda. zur Zeit ihres Einflusses auf Korsika sonore oder jedenfalls teilsonore Laute statt der stimmlosen Tenues besaßen, die in Nordkorsika auf ein günstiges und der Sonorisierung sehr zu-

auch von anderen Gesichtspunkten aus (s. o.), schon B o t t. z. B. *Pen.* § 50, p. 45, RLiR IX (1933), 262—274.

§ 17. Zur Erhärtung dieser Behauptung sei Folgendes gesagt: Die Südzone ist ohne Zweifel ein Gebiet weit größerer Altertümlichkeit als die Nordzone (vgl. nur, außer der Erhaltung der stimmlosen Verschlüsse, *ll* > *ḍḍ*, *rr* (*rn*, - | *r*-) > *rr*, *ns* (*rs*) > *nts* (*rts*), -*str*- > *šš*). Die Ergebnisse des Vokalismus könnten noch als Bestätigung dienen. Es erscheint mir demnach überhaupt schon absurd, die Südzone als ein linguistisch jüngeres und tosc. stärker beeinflußtes Gebiet hinzustellen als die Nordzone[44]. — Weiterhin aber zeigt die Südzone gerade in ihren zentralen Mda. mit dem Kerngebiet um Zícavo eine wohl ursprüngliche Tendenz zur Desonorisierung. Es gibt dort keine Kompromisse: In den zentralen südzonalen Mda. gibt es entweder völlige (oft sogar verdoppelte) Stimmlosigkeit — oder völlige Spirantisierung! Wir können die desonoren Tendenzen deutlich in Fremdwörtern oder durch die Palatalisierung neugeschaffenen Verhältnissen beobachten[45].

§ 18. Ich möchte darum sagen: Die Südzone ist in ihrem Kerngebiet *niemals* in den Tenues sonorisiert worden. Wahrscheinlich auch in den Randgebieten nicht. Wenn aber, so wurde die dünne sonorisierende Patina nach kurzer Zeit wieder abgestreift, und es begann vom Zentrum aus eine kräftige Neuentfaltung der desonoren Artikulation. Dieser Zustand scheint mir augenblicklich noch gegeben. Vergleicht man nämlich die Entwicklung der intervokalen Medien *d* und *b* (- | *b!*)[46], so ergibt sich das gleiche Bild: Das Zentrum der Südzone (niemals stimmhaft gewesen) hat die erwarteten Spiranten *δ* und *β* (vgl. §§ 6, 7). Das Randgebiet dagegen hat in konsequenter Übertragung der desonoren Tendenzen auf Entspirantisierung nun auch die spirantisierten Medien wieder zu Medien werden lassen[47]!

gängliches Substrat stießen. Vgl. § 17. — Da diese Mda. heute (abgesehen von den allgemeinen tosc. Erscheinungen) in Erbwörtern keine Sonorisierungen aufweisen, ist es naheliegend, auch die historischen Sonorisierungen auf ob. ital.-provenzalische Einflüsse kultureller Art zurückzuführen. —

[44] So Bott. *Pen.* §§ 44, 60, 62.

[45] Bsp. für desonore Verdoppelung stimmhafter Laute (einfache Desonorisierung ist noch in weiteren südzonalen Punkten (Pp.) vertreten): (lehnwörtliches (fremdwörtliches) -*b*- mußte zunächst zu -*bb*- verstärkt werden, damit es nicht der Spirantisierung anheimfiel. Der Grund ist der gleiche wie in Süditalien: -*b*- existierte nicht, also nehmen Lehnwörter mit -*b*- die Aussprache -*bb*- an!). — Kors. Bsp. *s ú p p i t t u* (K. 27, P. 44), *l a p p r u* (K. 127, Pp. 38, 44), *t r i p p i à* (K. 869, Pp. 28, 38, 42, 44, 45), *l i p p r a* (K. 1529, Pp. 38, 42, 44) — ebenso: — *t t s i t t u* (K. 213, Pp. 38, 44), — *t t s ò k k u l i* '*zucca*' (K. 1438, Pp. 38, 40, 44), *m e t t s u* (K. 812, Pp. 38, 40, 42, 44), *l ì t t s u l i* '*reste*' (K. 859, Pp. 38, 44, 45) — *r a p p ḭ a* (K. 170, P. 38), *g a p p ḭ a* (K. 1296, Pp. 28, 38, 44), usw.

[46] Unter intervok. *b* kann nur satzphonet. intervok. anl. *b* (- | *b*) verstanden werden, da ja ursprüngliches -*b*- (vlt. schon -*v*-) > *ṷ*.

[47] Dieser Vorgang ist nicht phonetisch, sondern sprachpsycholo-

§ 19. Nun zur Nordzone. Für ihre Sonorisierung könnte man zunächst eine Entwicklung wie im Sard. annehmen. Dort liegt ein echter, ursprünglicher Wandel vor (wie auch in anderen Gebieten der Romania der natürliche Weg), wenn er auch den ersten Anstoß vielleicht von außen erhalten hat. Das Sard. hat die so erzeugten Medien konsequent zu Spiranten weiter umgestaltet. Von dieser natürlichen Entwicklung in der Nordzone keine Spur. Vgl. *p (-b-)*; und das Sard. hat gerade *b* < *p* am meisten spirantisiert (Wagner, *Lautl.* § 103). — Ebenso wäre es wenig glaubhaft, von einer alten autochthonen Sonorisierung zu sprechen, wie wir sie heute, z. B. petrefakt auf der ersten Stufe erhalten, im Prov. finden. Diese Sonorisierung ist aber in der Tat petrefakt, sie zeitigt keine satzphonetischen Veränderungen mehr. Im Nordkors. aber ist die Entwicklung noch lebendig.

Nein, es liegt hier ein rein toskanischer Einfluß vor, der nicht nur auslösend (wie vielleicht im Sard.), sondern dominierend sich ausgewirkt hat. Es liegen aus dem Altpis. (P i e r i , AGI XII, *Pis.* § 98: *siguro, pogo, oga, duga,* etc. für *-p-, -t-* keine Beispiele), dem Altlucch. (P i e r i , AGI XII, *Lucch.* § 97: *gostare, gaffo, miga,* § 109: *fadiga,* § 118: *bergamina, billora* 'pillola', *trebestare,* etc.) und in reicher Zahl aus dem Altsen. (H i r s c h , ZRPh IX, 562: *gattivo, gavina, ghiesa, fadigare,* etc. p. 566: *barragone, borco, cobrare,* etc. p. 560: *fadiga, staduto, mardola, solecido,* etc.) sonorisierte Beispiele vor, so daß man bei aller Vorsicht für diese Mda. recht früh lebendige satzphonetische Wandel annehmen darf [48]. Vgl. § 22, wo wahrscheinlich wird, daß diese Einflüsse schon vor der urkundlichen Überlieferung stattfanden, die uns somit nur ein unvollkommenes Bild liefern kann [49].

Während nun die tosc. Mda. durch den Einfluß des zur Schriftsprache gewordenen Florentinischen wieder desonorisiert sind, steht das Kors. noch in voller — durch die Gegendesonorisierung vielleicht ausgelöster — Bewegung, deren Endergebnis schwer vorauszusagen ist. Es ist anzunehmen, daß die sonoren Tendenzen in erster Linie durch die Brückenstellung Elbas vom Festlande vermittelt wurden.

---

gisch-phonol. zu verstehen: Sowohl Sonorisierung wie Spirantisierung sind phonet. R e a l i s i e r u n g e n eines stimmlosen bzw. nichtspirantischen Phonems! — Bsp. *p (-b-), d (-δ-)*!

[48] Es sind hier die für Korsika wichtigsten tosc. Mda. herausgegriffen. Bes. das Sen. (d. h. die über Elba nächstliegende tosc. Mda.) hat auf das Nordkors. lautlich und lexikalisch starken Einfluß ausgeübt. Leider fehlt eine Übersicht über die Mda. der Garfagnana, deren Zusammenhänge mit Korsika auch in der Sonorisierung stimmloser Tenues offensichtlich sind (vgl. Anm. 24).

[49] Die t o s c. Sonorisierung bedarf zur Klärung noch eingehender Untersuchung. Die Richtigkeit der hier vertretenen Ansicht hängt darum letztlich von deren Ergebnissen ab. Vgl. Anm. 43.

Exkurs II:
Zusammenhänge zwischen tosc. Aspirierung und kors. Spirantisierung.

§ 20. Bei der Entwicklung von intervokalem *-t-* verdienen die Punkte besondere Beachtung, wo *-t-* als spirantisches *δ* erscheint (vgl. *d i δ e* (209)). Konsequente Vertreter dieser Lautung sind Bastia (5), Vescovado (13) und Aléria (31), sporadisch auch andere Punkte des Sonorisierungsgebietes. Einige Male wird jedoch auch Solenzara (39) erreicht. Nach dem Skizzenbild (I) hat man den Eindruck einer stetig vorschreitenden Einwanderung vom Festlande. Bott. *Pen.* § 47, p. 40 und geht zu weit, wenn er weitere *δ*-Punkte im Süden anführen will: In jenen Fällen liegt kors. primäres *-d-* vor [50].

Es ergibt sich folgende genetische Betrachtung: Eine Entwicklung wie im Sard., wo die sonorisierten stimmlosen Verschlüsse den gleichen Weg gehen, wie die ursprünglichen Medien, wird hier durch die geographische Verbreitung unmöglich gemacht. — In der Toscana nun finden sich heute neben der einfachen weitverbreiteten Aspirierung *-th-*, Mda. mit *- ϑ -*. Wenn auch im AIS diese Mda. nicht vertreten sind [51], so ergibt sich aus C. Merlo, *Lazio Sannita ed Etruria Latina?* ID III, p. 86 gerade für unser Gebiet ein Aufschluß. M. sagt: '. . . Ma anche nel Senese pretto che si parla nell' antico comune delle Masse e nei comuni limitrofi a sud costituenti la diocesi di Siena, gran parte di quella di Montalcino e un lembo di quelle d'Arezzo e di Volterra, il *-t-* non ha pronunzia schietta, ma più o meno fricativa: *m a n ğ a ϑ o* , ecc. — Diese *ϑ* wurden dem akustischen Eindruck nach in einigen besonders stark beeinflußten Ostküstenpunkten übernommen und, da dort intervokal nur s o n o r e einfache Laute existierten, zu *δ* sonorisiert [52].

---

[50] Nicht zu *-t-* dürfen gerechnet werden: *g r i δ á* '*gridare*', lt. *quiritare* (REW 6967), *p u δ é* '*potere*, sp. kat. *poder*', *s t r a δ a* '*strada*, lt. *strata*'. Ihre Entwicklung zeigt deutlich etym. *-d-*, das wahrscheinlich lehnwörtlicher Herkunft ist.

[51] Vgl. aber jetzt G. Rohlfs, *It. Gramm.* I § 200, wo R. die Notierung *th* des AIS als irreführend bezeichnet, da er nach eigenen Aufnahmen in vielen Punkten der Toscana (so in den Provinzen Pistoja, Pisa und Florenz selbst) den klaren interdentalen stimmlosen Reibelaut *ϑ* gehört hat. R.s Ansicht, daß die tosc. Aspiration (heute vielfach Spirantisierung) der intervokalen Tenues jüngeren romanischen Ursprungs sei und nicht auf etrusk. Substrat beruhe, (§ 196), wird durch die geographische Verteilung von kors. *δ* < *-t-* nur gestützt. — Vgl. Anm. 52.

[52] Die genannten Punkte mit *δ* behaupten auch im satzphonetischen Anlaut ihre Positionen. Jedoch sind Vescovado und Aléria nicht ganz so konsequent wie inlautend und wechseln gelegentlich in das Lager von *d*. Interessant ist zu satzphonet. intervokalem *δ* die Bemerkung Bott'.s, *Pen.* § 44, p. 42: '. . . si noti pero che questo *δ* — non è identico a quello che si ode a formula mediana; è meno debole perché la lingua, nel pronunziarlo, batte più fortemente

§ **21.** Daß aber für diesen Vorgang nicht einmal tosc. stimmlose frikative ϑ nachgewiesen werden müssen, sondern die starke Aspirierung allein schon auf Korsika Spirantisierung auszulösen vermag, kann die Entwicklung *-k-* > γ veranschaulichen.

Die Skizze (III) zeigt zunächst die eigenartige Anordnung von sonorisierten, teilsonorisierten und desonoren Punkten (vgl. dazu § 22). Darüber hinaus wird deutlich, daß die ganze O s t s e i t e der Insel mit tiefen Einbrüchen in Mitte und Westseite zum γ-Gebiet geworden ist. Die Durchbruchspforten zur Westküste, Piana (23) und Coti-Chiàvari (41), lassen die nordöstliche Herkunft des Stoßes erkennen. Geographisch ließe sich demnach nur schließen, daß spirantisches γ[53] von der Toscana eingedrungen wäre. Dort aber liegt intervokalisch (auch satzphonet. anlautend) generell *h* (in einigen Mda. aber auch χ, vgl. Anm. 54) vor, vgl. AIS, K. 188 '*cieco*', Hirsch, ZRPh IX, 563: sen. Vok. + *havaliere, hosì* etc. 'stark aspiriert'. — Wenn man nun mit Recht einwendet, daß Aspirierung und Spirantisierung phonetisch geradezu gegensätzlich sind, so handelt es sich für den Korsen lediglich um rein a k u s t i s c h e Eindrücke. Daß aber für diese Art der Aufnahme die Aspiration *h* nur eine mehr oder minder stark ausgeprägte Spirantisierung darstellt — man kennt ja keine Aspirierung und versucht die Wiedergabe spirantisch — wird sogar von P i e r i ausgesprochen: AGI XII, *Pis.* § 96, *Lucch.* § 95, für beide Mda. '*la hasa, hroce, huantità, nemiho* = digradamento toscano a *fricativa*'*!* — Die Entwicklung verläuft m. E. so: χ akustisch gehört (teilweise auch phonet. realisiert, vgl. *p é $\overset{x}{k}$ o r a* , AIS, K. 1068, P. 526[54]) wird in der Nordzone stimmhaft (sonorisiert) zu γ. Dieser Laut ersetzt auf der Insel tosc. *h* (χ)*!*

Der Laut ist vermutlich jungen Datums, da eine Reihe von Punkten *-k-* als *g*, *k* oder γ wiedergeben, die Unsicherheit in der Auffassung durch lautliche Tradition demnach noch groß ist. Vgl. hierzu Anm. 27. In den meisten Wörtern hat sich jedoch γ auch in diesen Punkten durchgesetzt[55].

---

contro gl'incisivi superiori, sicchè ci si avvicina al suono della dentale s o r d a con cui è facile scambiarlo' (Sperrung von mir). Ein weiterer Beweis für die tosc. Natur *(-ϑ)-*! Da intervok. Anlautveränderungen immer ursprünglich intervokalen Wandlungen chronologisch folgen, ist die sonore Natur von δ voll verständlich.

[53] Bottiglioni bezeichnet den Laut in *Pen.* (s. o.) selbst als Spirans, in Widerspruch zu seinen Angaben in *Intr.* p. 132.

[54] G. Rohlfs, *It. Gramm.* I § 159 gibt, wenn auch hauptsächlich *h*, so doch den stimmlosen velaren Reibelaut für einige Örtlichkeiten der Toscana an, z. B. Pracchia, Gavinana.

[55] Meine Annahme erhält weitere Festigung durch G. Rohlfs, *It. Gramm.* I § 196 (vorher schon GRM 18, p. 48 ff. und AStNSp 161 p. 319). R. vertritt die Ansicht, daß die tosc. Aspirierung 'jüngeren romanischen Ursprungs' sei, da sich sichere Beweise für hohes Alter, bzw. vorlateinischen Einfluß nicht erbringen lassen, die Theorie von etruskischem Substrat also auf sehr schwachen Füßen steht.

Exkurs III: $k^{i,e}$- und -k- (s. Skizze III).

§ 22. Einige Bemerkungen zur chronologisch-phonologischen Auswertung: Im Vergleich der Entwicklungen ergibt sich, daß die Mittelzone (teilsonorisierte $\overset{\acute{c}}{\acute{g}}$, $\overset{g}{\acute{c}}$, $\overset{k}{g}$, $\overset{g}{k}$) bei -$k^{i,e}$- und -*k*- fast das gleiche Gebiet umfaßt. Die Grenze zwischen sonoren (teilsonoren) Lauten und stimmlosen *k*, *ć* fällt, da P. 36 (Aiàccio) zur Südzone gerechnet werden muß, fast genau mit der phonologischen Grenze bei *v*, *b* zusammen (vgl. Skizze III, § 3).

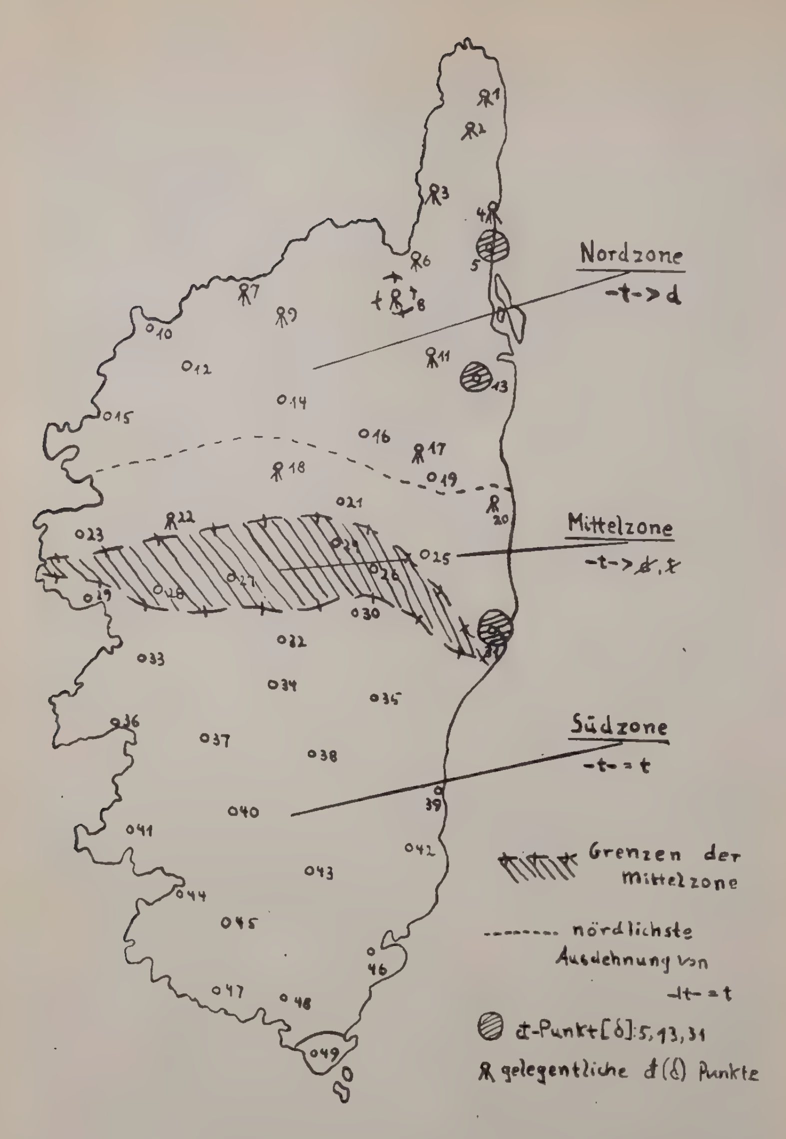
Abgesehen von phonol. Erwägungen mag die Verschiebung der sonoren Artikulation zum Süden auf eine stärkere, vielleicht auch spätere, jedenfalls aber nachhaltigere Sonorisierung der velar-palatalen Tenues hinweisen als bei -*p*-, -*t*- (vgl. Skizzen I und III miteinander). Die weit größere Anzahl von Beispielen $g < k$ in alttosc. Urkunden bestätigt dies. Vgl. Pieri, AGI XII, *Pis.* § 98: *dugo*, *oga*, etc., wogegen d, $b < t$, p nicht mehr belegt sind. Ähnlich Pieri, AGI XII, *Lucch.* § 97, Hirsch, ZRPh IX, 562. S. auch § 19.

Ein wichtiges chronologisches Moment darf aber nicht übersehen werden: Diese Übereinstimmung der teilsonoren Zonen mit ihrer Verschiedenheit von den Labialen und Dentalen zwingt zu dem Schluß, daß **die Sonorisierung zu einer Zeit erfolgt sein muß, als $k^{i,e}$ und k phonologisch noch nicht getrennt waren.** — Trotz der Verschiedenheit der Realisierung (k^e war ohne Zweifel schon in lat. Zeit phonet. von *k* unterschieden) muß noch ein einheitliches Phonem 'stimmloser Gaumenverschlußlaut' bestanden haben. Da heute eine konsequente phonematische Trennung *ć*—*k* besteht, müßte zur allgemeinen chronologischen Auswertung die Entwicklung des Phonems *ć* untersucht werden. Würde man die Verselbständigung von k^e (*ć*) mit der Ausbildung der palatalen Affrikate gleichsetzen, so ließe sich bei aller Vorsicht sagen, daß mit der Trennung der Phoneme auch die Palatalisierung allgemein (für Korsika) später anzusetzen sei, als die Sonorisierung [56], [57].

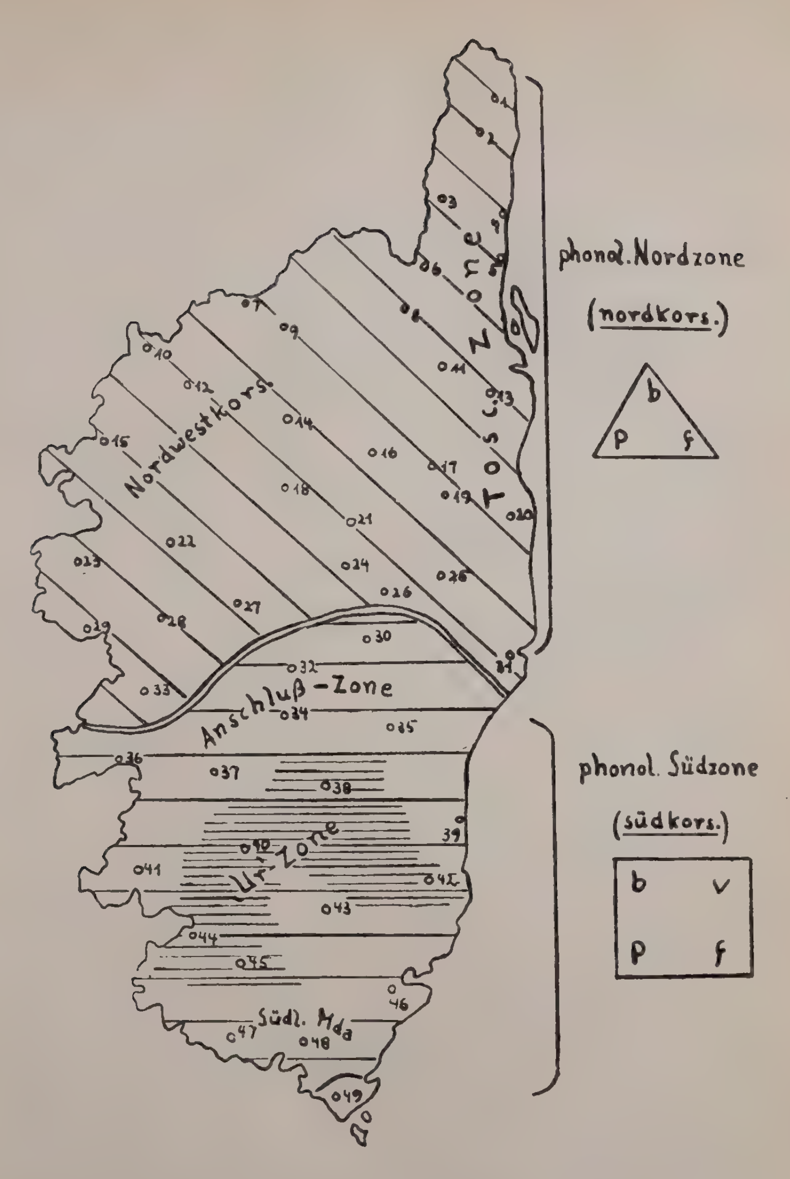
---

[56] Trotz der Kühnheit des Gedankens hat es etwas Verlockendes, daraus eine sehr lange Gemeinsamkeit mit dem Sard. zu schließen, das noch heute den stimmlosen Verschluß unassibiliert vor *e*, *i* erhält. — Zur Palatalisierung von $k^{i,e}$ vgl. jetzt K. Mras, *Assibilierung und Palatalisierung im späteren Latein*, Wiener Studien LXIII (1948), p. 86—101.

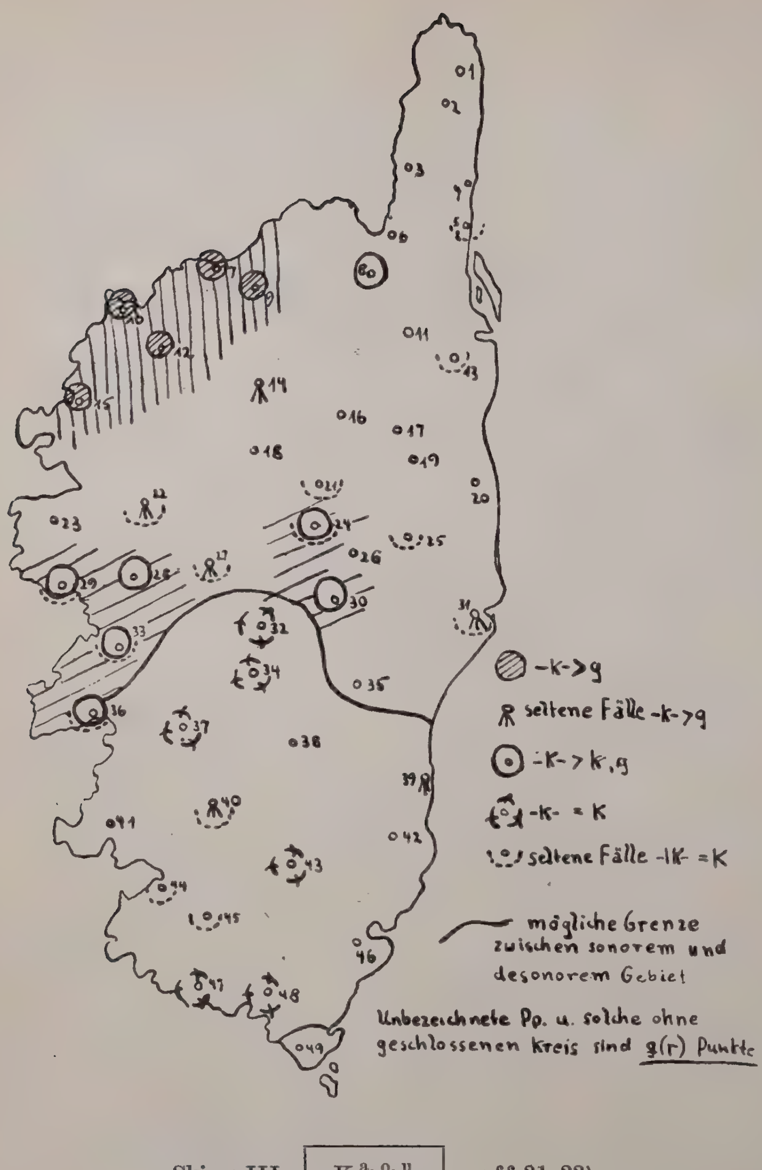
[57] Zu den Skizzen: Statt einer in diesem Größenverhältnis unübersichtlichen Fotokopie der Karte 1 des ALEIC 'Nomi ufficiali dei paesi esplorati' gebe ich zu den Punkten des ALEIC die zugehörigen politischen Ortsnamen: 1 Rogliano, 2 Luri, 3 Nonza, 4 Brando, 5 Bastia, 6 S. Fiorenzo, 7 Isola Rossa, 8 Pietro di Tenda, 9 Belgodere, 10 Calvi, 11 La Volpaiola, 12 Il Mugale, 13 Vescovado, 14 Asco, 15 Galéria, 16 Omessa, 17 Pedorezza, 18 Calacùccia, 19 Alisani, 20 Cervioni, 21 Corti, 22 Évisa, 23 Piana, 24 Vénaco, 25 Pietraserena, 26 Vezzani, 27 Guagno, 28 Vico, 29 Cargese, 30 Ghisoni, 31 Aléria, 32 Bocognani, 33 Calcatòggio, 34 Bastélica, 35 L'Isolàccio, 36 Aiàccio, 37 Cavro, 38 Zícavo, 39 Solenzara, 40 Petreto-Bicchisano, 41 Coti-Chiàvari, 42 Conca, 43 Livìa, 44 Propiano, 45 Sartene, 46 Portovécchio, 47 La Monacìa, 48 Fìgari, 49 Bonifàcio.



Skizze I. Phonet. Darstellung: Bsp. -t- (zu §§ 1. 16. 20).



Skizze II. Phonologisch-dialektgeogr. Gliederung.



Skizze III. | – K $^{a, o, u}$ – | zu §§ 21. 22).

Nuove valutazioni storiche di vecchi termini tecnici

Il primo di questi termini tecnici è la parola *sacco*. Non occorrerà premettere che alla lingua italiana la parola è venuta dal latino s a c c u s. Nè occorrerà aggiungere che la parola è comune a quasi tutte le lingue d'Europa dove è considerata come un latinismo. Nel latino la parola è considerata come un grecismo (*σάκκος*) e nel greco infine come un semitismo (*šaq*).

Dal mondo semitico attraverso l'Ellade la parola si sarebbe diffusa nell'Europa e nel mondo. Insomma, una parola d'origine semitica che per il tramite greco prima e latino poi diventa termine tecnico della cultura europea.

Questo l'itinerario della parola ricostruito fin qui; queste le conclusioni a cui è giunta l'indagine etimologica; questa perciò l'interpretazione data alla parola nei vocabolari etimologici del greco e del latino ed in quelli di tutte le altre lingue europee.

Parola nomade, certamente. E non c'è dubbio che la storia di questa parola offre uno degli esempi più istruttivi d'un termine tecnico indicante un tessuto che ben presto passa a diventare termine di misura e quindi di mercato. Nella concordanza tra il greco *σάκκος* e il sinonimo latino s a c c u s trova espressione infatti un episodio nella storia di antichi contatti mercantili fra Asia mediterranea ed Europa mediterranea.

Il dubbio sorge invece intorno alla terra d'origine della parola, al punto di partenza del suo nomadismo. Poichè, se è ovvio che la vera storia della parola è legata al suo ingresso sui mercati quale termine tecnico, è altrettanto ovvio che l'indagine mira qui anzitutto alla ricostruzione dell'episodio iniziale.

In seno a quale collettività di parlanti e in quali condizioni ambientali è sorta la prima esigenza d'una denominazione? È da attribuirsi davvero ad una collettività fenicia l'iniziativa della creazione del nome, come si è supposto fin qui, oppure i Fenici, come poi i Greci e i Latini, hanno accolto nell'uso la parola già affermatasi sui mercati quale termine tecnico e di misura, contribuendo alla sua vitalità e diffusione?

Formulato così, il problema etimologico si risolve pertanto nella risposta a queste domande.

In base alle più antiche testimonianze i sacchi erano manufatti di pelo caprino. Per tali manufatti godevano particolare fama nel-

l'antichità alcune regioni della penisola anatolica. E più precisamente le zone montuose della Frigia e della Cilicia erano note, secondo la testimonianza di Varrone, per l'allevamento delle capre, per la tosatura e la lavorazione del loro pelo in manufatti tessili. La Cilicia soprattutto era talmente rinomata quale terra produttrice da dare il nome al prodotto. Vale la pena citare il testo varroniano completo: «Tondentur caprae quod magnis villis sunt, in magna parte Phrygiae; unde cilicia et cetera eius generis solent fieri. Sed quod primum ea tonsura in Cilicia sit instituta, nomen id . . . adiecisse dicunt» (r. r. II 11). I manufatti erano detti, dunque, cilicia (*κιλικια · τὰ ἐκ τριχῶν συντιθέμενα* Suid.) in allusione alla terra di provenienza, la Cilicia (*Κιλικία*).

Si tratta del noto tipo di denominazione, frequente soprattutto nel campo dei tessuti[1] e dei vasi, che risponde ad esigenze espressive del mercato per cui la merce porta come etichetta di riconoscimento il nome della presunta terra di provenienza. E la stessa Anatolia ha offerto uno degli esempi più istruttivi di queste congruenze fra toponimia e lessico, dell' uso cioè d'un nome di località con funzione d'appellativo a scopo, si direbbe oggi, pubblicitario: il toponimo *Κέραμος* della Caria usato come termine tecnico *κέραμος* «vaso di terra cotta» è rimasto simbolo definitivo dell'arte ceramica[2].

Simbolo dei manufatti di pelo caprino detti sacchi, dunque, la Cilicia. Ma l'impulso a tale denominazione di valore geografico, per simboleggiare il sacco, si rinnova. A tal fine si ricorre al nome d'una delle più «celebrate» zone montuose della Cilicia[3], il monte *Κώρυκος*.

---

[1] «Nell'arte del lino e della lana» – osservavo nel mio scritto dal titolo *Esigenze linguistiche del mercato* pubblicato nella *Vox Romanica* V, 1940, p. 96 – «vari motivi geografici danno l'impronta a tutta la tradizione lessicale dall'antichità classica fino ai giorni nostri». E portavo l'esempio del termine cadurcum «specie di coperta» così chiamata dal territorio dei Cadurci dell'Aquitania da cui proveniva (Plinio XIX 13); prerogativa tecnica dell'Aquitania e della Catalonia che tuttora trova conferma in termini geografici usati sul mercato per indicare una coperta di lana: franc. *catalogne* «couverture de fine laine fabriquée en Catalogne» ecc. (cfr. Wartburg, *FEW* II 488), comasco *catalana* «coperta di lana da letto che ebbe il nome dalla Catalogna» (Monti).

[2] Per questa congruenza tra toponimo ed appellativo mi richiamo al volume «*La parola quale testimone della storia*», Napoli 1945, p. 174. Un caso analogo è rappresentato dal termine tecnico obba «specie di vaso» identico al nome di località Obba dell'Africa settentrionale, secondo una felice interpretazione di M. Niedermann (cfr. Hofmann in *LEW*[3] II, 1949, p. 194), che ricordava i casi analoghi più noti e meno remoti di *faïence* «poterie de terre vernissée ou émaillée» dal nome della città di *Faenza* (cfr. Wartburg, *FEW* III, p. 366) e di *maiolica* da *Maiorca*. Cfr. pure il mio saggio dal titolo *La Iberia en el sustrato étnico-lingüístico del Mediterráneo occidental* nella *Nueva Revista de filología hispánica* I, 1947, p. 129.

[3] Cfr. *Thes. l. L.*, *Onom.*, I, pp. 659–60 (Corycus, nomen urbis et montis Ciliciae), dove sono citati, fra l'altro, i passi di Servio, *Georg.*: «nam et crocum in Cilicia apud Corycum nasci» (1, 56);

La congruenza tra l'appellativo *κώρυκος* e il toponimo *Κώρυκος*, monte della Cilicia, è da mettere sul medesimo piano storico di quella, lumeggiata dal testo di Varrone, tra *κιλίκια* e *Κιλικία*.

Questa duplice congruenza apre inoltre la possibilità di un' analoga interpretazione dell' altro sinonimo *πήρα* «sacco» che, isolato in seno alla tradizione greca e dichiarato perciò dai grecisti «vocabolo oscuro» [1], potrebbe trovare luce nel nome di località *Πήρα* della Pisidia [2] ed entrare quindi nella cornice storica degli altri due sinonimi allusivi a località anatoliche.

Comunque, uniti insieme, questi riferimenti all'Anatolia (*κιλίκια*, *κώρυκος* e *πήρα*) non posson dirsi privi di valore neppure per il problema etimologico del termine *σάκκος* (saccus); poichè non c'è dubbio ch'essi lumeggiano una situazione regionale della natura (l'allevamento delle capre) e della cultura (la tosatura del pelo e la vendita dei manufatti) in cui è lecito vedere la culla dell' intera tradizione. Della quale la parola *σάκκος* rispecchia forse l'episodio iniziale in seno alla natura e ai pascoli della Frigia e della Cilicia, mentre gli altri sinonimi *πήρα*, *κώρυκος*, *κιλίκια* (a cui, nella veste latina cilicium, era riservato particolare destino nella cerchia claustrale cristiana), in quanto ispirati a concetti geografici e rispondenti quindi a esigenze espressive del mercato, sembrano attestare soprattutto gli ulteriori contatti di cultura tra venditori anatolici dei manufatti e compratori egei.

In ogni caso non pare prudente separare dalla storia degli altri sinonimi quella del termine *σάκκος* per collegarla invece alla tradizione fenicia. Questi fatti inducono cioè a sottoporre ad una revisione critica la vecchia ipotesi d'origine fenicia del termine in quanto i presunti legami con il mondo semitico [3] si rivelano quali

---

«Corycos enim civitas est Ciliciae, in qua antrum illud famosum est, paene ab omnibus celebratum». Cfr. pure V. Langlois, *Voyage dans la Cilicie*, pp. 109, 197, 217 e seg.

[1] Cfr. Boisacq, *Dict. étym. l. gr.*, p. 781 («étym. inconnue»); Hofmann, *Etym. Wörterb. d. Griech.*, 1950, p. 268 («unerklärt»); in *LEW*[3] II, 1949, p. 286 (lat. pera dal greco *πήρα* «d'origine sconosciuta»).

L'origine egeo-anatolica del termine *πήρα* è stata riconosciuta da J. Huber, *De lingua antiquiss. Graeciae incolarum*, Vienna 1921, p. 33, desunta tuttavia, non dal toponimo omofono *Πήρα*, ma dal sinonimo *κώρυκος* in quanto identico a *Κώρυκος* promontorio e città della Cilicia.

[2] *Πήρα πόλις Πισιδίας* (Steph. Byz); cfr. J. Sundwall, *Die einheim. Namen der Lykier*, 1913, p. 174; il caso è noto soprattutto dal nome della città Damascus a cui si ricollega il termine di tessuto *damasco* (franz. *damas* «étoffe de soie dont le tissu présente des fleurs» ecc., Wartburg, *FEW* III 9.

[3] Le ipotesi riguardanti semitismi nel greco sono dovute nella maggior parte, com'è noto, allo scritto di H. Lewy, *Die semitischen Fremdwörter im Griechischen*, 1895. Ed è noto pure l'atteggiamento di scettica diffidenza del Boisacq che s' esprime al riguardo così: «le livre de Lewy procède d'une conception surannée

contatti di mercato. È verosimile pertanto che i mercati fenici, come i mercati egei ed ellenici, abbiano soltanto contribuito alla vitalità e alla diffusione d'un nome nato fra i pastori dell' Anatolia.

Tuttavia, il peso maggiore della dimostrazione dev'essere affidato all'analisi del nome stesso *σάκκος*, bensì privo d'appoggi in seno alla tradizione greca, ma non meno privo in seno alla tradizione semitica [1].

È da osservare anzitutto che la struttura della parola *σάκκος* rammenta quella di *κόκκος* e di *κίκκος*, parole di sicura origine egeo-anatolica legate alla flora mediterranea, cioè alla cultura del melagrano. L'impronta preellenica in questi vocaboli è tradita dalla doppia consonante intervocalica [2]. E la medesima struttura è riconoscibile nella parola b a c c a «vinum» attestata dal latino di Varrone quale termine appartenente alla viticoltura mediterranea [3]. Il paragone di strutture è tanto più giustificato in quanto l'alternanza di geminata e di semplice che caratterizza la coppia b a c a e b a c c a è comune pure a *σάκκος* che s'alterna con *σάκος*. Al composto *σακκοφόρος* «che porta il sacco, vestito di sacco» corrisponde, ad esempio,

---

et n'est qu'un effort laborieux et sincère, mais plutôt malheureux pour expliquer par le sémitique ce qui n'est pas sémitique le moins du monde» (*Dict. étym.*, VIII).

Più chiara e decisa è la posizione critica di E. S c h w y z e r rispetto ai presunti semitismi del greco per una buona parte dei quali egli ritiene più plausibile l'ipotesi d'origine egeo-anatolica (*Griech. Gramm.* I, 1939, p. 64).

[1] A. C u n y, in *Revue des études anciennes* XII, p. 161, osservava infatti che la parola *σάκκος* manca d'una plausibile etimologia semitica. Dal punto di vista storico è da segnalare qui l'importante scritto di L. P a r e t i, *Sui primi commerci e stanziamenti fenici nei paesi mediterranei* ecc. in *Archivio storico per la Sicilia orient.* X, 1934, pp. 3–28, soprattutto p. 10.

[2] Cfr. E. S c h w y z e r, *Griech. Gramm.* I, p. 315; e per quanto riguarda l'origine egeo-anatolica di *κόκκος* e *κίκκος*, cfr. B o i s a c q, *Dict. étym. l. gr.*, pp. 482, 454; H o f m a n n, *LEW*[3] I, pp. 211–212, 241; *Etym. Wörterb. d. Griech.*, 1950, p. 144.

In quanto alla preellenicità del derivato *κόκκαλος*, desumibile dal suffisso -*αλος* e dalla concordanza con il nome di persona *Κόκκαλος* attestato per la Pisidia e confermato da una lunga serie di nomi d'attestazione epigrafica quali *Βούβαλος* della Frigia, *Ἴμβραλος* della Licia, *Ἴσκαλος* della Pisidia, *Κόνδαλος* della Caria, *Κόππαλος* della Cilicia ecc., cfr. il mio volume *Colonizzazioni nell'antico Mediterraneo occidentale alla luce degli aspetti linguistici*, Napoli 1950, pp. 54–55.

[3] Cfr. H o f m a n n in *LEW*[3] I, p. 91; in quanto alla forma b a c c a «vinum», cfr. *Thes. l. L.* II 1657.

In quanto ai legami con il nome di divinità *Βάκχος* (B a c c h u s; cfr. il testo varroniano: «B a c c h i et Liber, cuius comites B a c c h a e, et vinum in Hispania b a c c a», *l. L.* VII 87; e il testo isidoriano: «b a c c e a primum a B a c c h o, quod est vinum, nominata», XX 5, 4) e con il culto lidico di Bacco (lidico B a k i - «*Διόνυσος*», iscriz. bil., cfr. D e e t e r s, *Lydia* in *PWRE* XIII p. 2155), mi permetto di richiamare qui l'attenzione sul capitolo «*La terminologia preellenica del culto orgiastico di Bacco*» del mio recente volume sui progressi di metodo nella ricerca etimologica (pp. 123 e seg.).

la variante *σακοφόρος* epiteto di *Ἑρμῆς* raffigurato con una bisaccia nella mano destra. E così del nome lidico d'unguento, il *βακκάριον μύρον* di Galeno (XIX 87), che serviva da cosmetico alle genti raffinate della Lidia (*βάκχαρις· μύρον Λύδιον*, Esichio), s'è conservata accanto alla forma virgiliana b a c c a r la variante *βάκαρ* nelle interpolazioni al testo di Dioscoride (I 10 RV).

Come si vede, paragone bensì di strutture aventi in comune una caratteristica vicenda dei suoni (alternanza intervocalica di semplice e geminata), ma paragone istituito fra parole aventi in comune lo sfondo della cultura mediterranea di cui sono espressione.

Sotto quest'aspetto l'affinità strutturale che lega il termine tecnico *σάκκος* al termine rurale *κόκκος* acquista particolare valore storico. Infatti, il nome *κόκκος* era termine dell'uso familiare della Cilicia. Si riferiva, in base alla testimonianza di Teofrasto (III 7, 3), ad un prodotto vegetale colorante in rosso vermiglio (*φοινικοῦς κόκκος*) ricavato dalla specie mediterranea di quercia, Quercus coccifera L., chiamata *πρῖνος*. La sua larga diffusione sul suolo anatolico è attestata dal collettivo *Πρινασσός* della Caria. Ma degna di maggior rilievo è la testimonianza di Dioscoride, nativo della Cilicia, che menziona fra le qualità migliori di *κόκκος* da tinture quella della sua terra natale, *κόκκος Κιλίκιος*, aggiungendo l'esperienza personale d'aver udito il nome *κόκκος* sulle labbra delle donne cilicie a cui la tintura in rosso serviva da cosmetico [1].

---

[1] Ecco il testo preciso di D i o s c o r i d e: «*κόκκος βαφική . . . γεννᾶται δὲ καὶ ἐν Κιλικίᾳ ἐν ταῖς δρυσὶν ὅμοιόν τι κοχλίᾳ μικρῷ, ὃ τῷ στομώματι αἱ τῇδε γυναῖκες ἀναλέγουσαι κόκκον καλοῦσιν*» (IV 48).

La qualità più scadente di tutte della stessa tintura s'otteneva, sempre secondo il testo di Dioscoride, da una specie di quercia della Spagna («*ἐσχάτη δὲ πασῶν ἡ Σπάνη*» codd. *ἡ ἐν Ἱσπανίᾳ*, IV 48, 6). Viene luce così tanto al passo di Plinio riguardante c u s c u l i u m quanto al passo di Isidoro riguardante v e r m i c u l u s («granum cocco primoque ceu scabies fruticis, parvae aquifoliae ilicis; c u s c u l i u m vocant» XVI 32; «*κόκκον* Graeci, nos rubrum seu v e r m i c u l u m dicimus, est enim v e r m i c u l u s ex silvestribus frondi bus», *Orig.* XIX 28, 1). È facile infatti spiegare in tal modo tanto la rigogliosa fioritura di riflessi del nome ibero-latino c u s c u l i u m nei dialetti della penisola iberica e nelle zone dialettali attigue (cfr. W a r t b u r g, *FEW* II, 1946, pp. 1592–1593) quanto l'inizio d'una tradizione ispano-latina espressa da v e r m i c u l u s « il piccolo verme che produce il colore rosso scarlatto» e poi il colore stesso (donde *grano vermilho* «granum tinctorium», Pirenei Orient.; franc. ant. *vermeill*, per esempio, in «épées *vermeilles* de chald sanc» *Ch. de Rol.*).

La situazione semantica dei discendenti di c u s c u l i u m è quanto mai intricata. Nel ginepraio di forme e di significati s'è addentrato coraggiosamente lo S c h u c h a r d t, *Baskisch u. Romanisch* in *Beih. Zeitschr.* VI, 1906, pp. 10 e seg.; *Rom. Etym.* II, pp. 48 e seg.; *Die roman. Lehnw. im Berber.*, p. 20. Lo ha seguíto il W a g n e r per la Sardegna. Le difficoltà di conciliare i significati dei vocaboli della Sardegna e della Corsica con le altre sopravvivenze di c u s c u l i u m, difficoltà a cui accenna il W a r t b u r g, si possono forse superare se nei due vocaboli di struttura affine c u s c u l i u m e q u i s q u i l i a e si vedano, non due differenti regionalismi occidentali nel latino, ma

Alla definizione generica di «vocabolo d'origine esotica importato probabilmente nel greco da una lingua non indoeuropea» (Boisacq, p. 482) l'indagine è dunque in grado di sostituire la precisazione storico-geografica dell'appartenenza del nome *κόκκος* alla tradizione dei parlari indigeni della Cilicia.

L'evidente affinità di struttura tra *κόκκος* e *σάκκος* acquista in tal modo nuova luce, se sulla fede dei sinonimi *κιλίκια* (= *Κιλικία*) e *κώρυκος* (= *Κώρυκος* monte della Cilicia) si ammette l'appartenenza di *σάκκος* all'ambiente pastorale della stessa Cilicia; affinità di struttura che trova dunque in questi legami ambientali la sua giustificazione storica.

Ma c'è di più. Non mancano altre possibilità d'approfondire l'analisi della coppia *σάκος* e *σάκκος* di cui la prima variante fa parte del composto *σακοφόρος*, la seconda del composto *σακκοπήρα*. E precisamente una possibilità è offerta dalla glossa *σαγίς · πήρα* di Esichio. Infatti, come *κώρυκος* sinonimo di *πήρα* ha dato origine al derivato *κωρυκίς* di Aristofane, così il derivato affine *σαγίς* presuppone un tipo *σάγος* variante gemella di *σάκος*. Il problema etimologico coinvolge pertanto, insieme alla nuova coppia *σάκος* e *σάγος* (donde *σαγίς · πήρα*), anche il termine della pesca *σαγήνη* «specie di rete per la pesca marina». Le testimonianze intorno a *σάκος* non scarseggiano; da esse risultano lumeggiate dimensioni e forma della rete chiamata con questo nome. Forma ad ampio sacco e dimensioni non comuni se la rete, sulla fede d'Alcifrone (ep. I 1, 17), poteva abbracciare l'intero porto di Efeso. È probabile dunque che l'iniziativa a denominare la rete *σαγήνη*, concepita come un sacco di gigantesche dimensioni, fosse venuta dai pescatori del porto di Efeso. Adibita soprattutto alla pesca grossa, la rete era tenuta a fondo per mezzo di massi di pietra o pezzi di piombo e tenuta a galla mediante grossi pezzi di sughero (*φελλοί*); per trarre a spiaggia la *σαγήνη* ricolma di pesce, il *σαγηνεύς* doveva spesso ricorrere all'aiuto dei buoi. Particolari sufficienti per giustificare l'immagine d'un sacco gigantesco immerso nelle acque del mare.

Dal termine generico indicante il «sacco» s'è tratto il termine specifico della pesca marina *σαγ-ήνη* «rete a sacco» e da questo il derivato *σαγ-ην-εύς* «pescatore con la *σαγήνη*»; queste, le deduzioni da cui traspare, fra l'altro, la vitalità degli elementi derivativi *-ήνη* e *-εύς* nel patrimonio espressivo dei pescatori di Efeso. E non occorre aggiungere che si tratta di due dei più tipici elementi derivativi in vocaboli d'origine preellenica. Se il tipo *σαγ-ήνη* per la struttura in *-ήνη* è comparabile, ad esempio, al toponimo preellenico *Πριήνη*, il derivato *σαγηνεύς* per la struttura in *-εύς* è comparabile all'epi-

---

due differenti aspetti in cui è stato trasmesso da autori latini il medesimo regionalismo del Mediterraneo occidentale (cfr. il mio saggio «*Quisquilia Ibericae*» in Romance Philology I, 1948, pp. 191 e seg.).

teto preellenico d'Apollo *Πριηνεύς*. E la comparazione si può estendere ad altri epiteti di divinità legati a nomi di località della Cilicia, della Licia, della Caria ecc.: *Ταρσεύς, Παταρεύς, Λεψιεύς* ecc., epiteti d'Apollo legati ai culti locali di *Τάρσος* della Cilicia, di *Πάταρα* della Licia, di *Λέψια* della Caria. La combinazione di due suffissi tipicamente preellenici che è caratteristica del termine *σαγηνεύς* rammenta soprattutto quella d'un termine affine di arti e mestieri *κεραμεύς* «vasaio» in nesso con *κέραμος* «vaso di terra cotta» a sua volta, come s'è visto, identico al nome di località *Κέραμος* della Caria.

Tutti questi fatti concorrono, dunque, a rendere ancor più saldi i legami, non solo di *σαγήνη* «rete a sacco» e di *σαγίς* «sacco», ma anche di *σάγος*, tipo gemello di *σάκος*, che n'è il presupposto, con la tradizione dei parlari indigeni egeo-anatolici. Ai quali non erano estranei nè i fenomeni d'alternanza attestati dalla coppia *σάκκος* e *σάκος* nè quelli postulati dalla coppia *σάκος* e *σάγος* (*σαγίς*) [1], gli uni e gli altri ben documentati fra i tratti più caratteristici in parole appartenenti al fondo idiomatico indigeno del Mediterraneo [2].

Anche per questa via si può giungere dunque ad una nuova valutazione del vecchio problema etimologico di *σάκκος*.

Ora, valendosi di tutti questi svariati argomenti, si è in grado di rispondere alle domande su cui si fonda la nuova soluzione del problema, assegnando cioè ai Fenici come ai Greci e poi ai Latini la funzione storica di popoli che trasmettono un termine di mercato

---

[1] Cfr. P. Kretschmer, *Einleit. i. d. Gesch. d. griech. Sprache*, p. 328 (*Βρικίνδαρα* e *Βρυγίνδαρα*), p. 331 (*-ακος* e *-αγος* in *Βάτ-ακος* ecc. accanto a *Κόρρ-αγος* ecc.); E. Schwyzer, *Griech. Gramm.* I, p. 60; Al nome di persona *Κωκ-ος* della Caria fa riscontro il tipo *Κώγ-αμος* della Lidia.

In quanto all'alternanza analoga -uca e -uga nel termine paleosardo mastr-uca e mastr-uga rimando alla nota seguente.

[2] Cfr. Schuchardt, *Iberische Deklination*, Vienna 1907, p. 27; R. Fohalle in *Mélanges linguist. J. Vendryés*, 1925, pp. 157 e seg.; V. Bertoldi, *Problèmes de substrat* in *Bull. Soc. linguist. Paris* XXXII, 1931, pp. 134 e seg.; in *Studi etruschi* X, 1936, p. 26 (estratto); *La parola quale testimone della storia* 1945, p. 138 (con bibliogr.).

Cfr. pure B. Terracini, *Sostrato* in *Scritti in onore di A. Trombetti*, 1937, p. 359; in *Studi etruschi* III, pp. 210 e seg.; in *Arch. glott. ital.* XX, p. 12; *Gli studi linguistici sulla Sardegna preromana*, p. 12; -uca alternante con -uga nel nome paleosardo mastruca con la variante mastr-uga, oltre a Terracini, cfr. G. Nencioni, *Innovazioni africane nel lessico latino* in *Studi ital. filol. class.* XVI, 1939, pp. 37–38; Hofmann in *LEW*[3] II p. 48. E piace vedere come Hofmann in *LEW*[3] II 1949, p. 237 respinge senza esitazione l'ipotesi di Bloch in *Mélanges Ernout*, p. 19, riguardante palaga sinonimo di palacurna a sua volta variante di baluca e paluca, tenuto conto dell'appartenenza non dubbia di questo termine minerario alla tradizione dei parlari indigeni dell'Iberia.

«Nelle trascrizioni di parole mediterranee» – osserva G. Devoto, *Storia della lingua di Roma*, p. 40 – la caratteristica è «una notevole incertezza fra consonanti sorde e sonore».

e rivendicando invece l'iniziativa della creazione del termine d'un rustico manufatto e quindi l'origine della tradizione a genti di stirpe mediterranea.

* * *

Ho raccolto e precisato qui i dati d'una mia «comunicazione» al Congresso internazionale di Liegi [1] tenutosi nella prima decade di settembre (1951). Attenendomi all' argomento generale, «Frontières et échanges», proposto con scelta molto felice dal Comitato promotore, ho creduto non inutile portare un esempio tipico della storia d'una parola nomade che non conosce «frontiere» e simboleggia quasi gli «scambi», conquistandosi anzi attraverso gli scambi il titolo di termine internazionale. Ho tentato cioè di cogliere i primi episodi della storia d'una parola che oggi circola su tutti i mercati con un passaporto europeo fondato però su un atto di nascita che all' indagine è risultato falso.

Parola d'origine, non semitica, bensì mediterranea; questi i risultati. Ma in questo caso, come in altri casi, come sempre, più che i risultati raggiunti delle indagini intese a ricostruire la storia d'una parola, importano i metodi adottati per verificarne il certificato di nascita.

---

[1] Esprimo qui il mio animo grato all'amico Wartburg che ha presieduto autorevolmente quella seduta ed ha gentilmente concesso ospitalità a queste righe.

VITTORIO BERTOLDI.

Bonivard et la Fauconnerie

En 1529, une année avant d'être emmené prisonnier à Chillon, François de Bonivard[1], alors prieur de l'abbaye de Saint Victor à Genève, écrivait son »Jardin d'antiquité». Cette œuvre qui nous est parvenue à l'état de manuscrit (Bibliothèque de Genève, Ms. lat. 130) contient la traduction et l'explication française d'une série de mots latins commençant par la lettre A. Sans doute, sans son arrestation, Bonivard aurait-il continué cette œuvre et nous aurions eu alors là une sorte d'encyclopédie; l'auteur, en effet, ne se bornait pas à compiler et à traduire les meilleurs ouvrages connus de l'époque, tels que la »Cornucopiae» de Perotti et les œuvres de Calepin, il y ajoutait de nombreuses explications tout à fait personnelles et précieuses, aujourd'hui, pour le lexicographe et l'historien.

L'un des articles les plus intéressants du »Jardin d'antiquité» est l'article »accipiter» où Bonivard, en six pages (19 cm. – 29 cm.), veut expliquer au lecteur le principal de l'art de la volerie. S'adressant au profane, à l'honnête homme de son temps, Bonivard n'entre pas dans les détails et c'est peut-être pourquoi ses renseignements nous paraissent plus clairs et plus intéressants que ceux donnés par les traités de fauconnerie de la même époque, qui, destinés à des spécialistes, traitent avant tout du dressage et des maladies des oiseaux de proie. Bonivard, en revanche, nous initie au jargon de la fauconnerie, répartit les oiseaux de proie d'après leur vol, nous parle de la manière de les prendre et de s'en servir et encadre son article de renseignements empruntés à Pline. Ami de la chasse, Bonivard nous fait aussi part de ses expériences et ce caractère personnel de l'article »accipiter» l'apparente d'assez près à un »Essai» de Montaigne. Tel est brièvement situé et analysé, le texte que je vais publier en respectant l'orthographe du manuscrit, me bornant à distinguer le u du v et le i du j, à mettre les apostrophes selon l'usage moderne et les accents à la fin des mots; enfin, dans la mesure du possible, j'ai établi la ponctuation moderne. Des notes expliqueront les mots et les passages difficiles et montreront l'intérêt de ce texte pour l'histoire de la langue[1].

---

[1] J'étudie depuis un certain temps déjà le vocabulaire de cet auteur. Bonivard, cet humaniste méconnu, s'est intéressé aussi bien à la grammaire et à la philologie qu'à l'histoire et à la philosophie; certains de ses écrits sont aussi consacrés aux problèmes politiques

(fol. 12 v^0) Accipiter: De ce moct est grosse difference, car les ungs le pregnent pour ung esprevier[1], les aultres pour ung aultour; mays, a parler au vray, yl est bien difficile a en scavoir la verité, a cause que, du temps que la lengue latine estoit vulgaire[2], la façon de faire oyseaulx de proye qu'est maintenant si commune n'estoit point trouvee; et pource, non scavant la difference des oyseaulx, l'on ne leur scavoit donner noms differentz, combien que Aristote s'en soit efforcé et, apres luy, Pline en son X^e livre qui mect ce nom accipiter pour gendre et non point par espece et le despart en XVI especes, jasoit qu'il ne les poursuive[3] ni encoures les nomme, si est yl de croire que le texte est corrompu a cause que Aristote qu'il a translatté presques de moct en moct sus ce passage n'en boute[4] que X et pource que, au lieu de X, les escripvains corrumpantz le texte ont mis XVI[5], et, a vray dire, l'on ne scauroit si nous debvons (fol. 13 r^0) mectre les oyseaulx de proye de maintenant soubtz le gendre des aigles ou des accipitres[6] desquelz, en ce mesme livre, Pline faict difference. Nostre lengue est beaulcop plus riche touchant cela que la latine ni encoures point d'aultre, car, a cause que de nouveau l'on a eu cognoissance des oyseaulx dessus nommés, l'on leur a de nouveau donné noms selon la lengue courante et, non seullement nomment l'on iceulx, mays l'exercice d'iceulx a ses vocables particuliers: comment, au lieu que nous disons digerer la viande, nous disons induire[7], au lieu de fienter, en parlant par reverence, nous disons muttir[8] et plusieus aultres lesquels je laisse a Messieurs les faulconniers et aultruciers[9], combien qu'en doibtz bien scavoir ma part a cause qu'en ma jeunesse, j'ay mieulx en ce estudié que auls lettres, de quoy ne m'extime pas mieulx. Toutesvoys, puys qu'en ma jeunesse, yl ay pris si gros playsir, maintenant, je me peulx bien un peu esbattre a en deviser et enseigner ce qu'en scauray pour si non donner prouffit,

---

et religieux de son temps, c'est dire toute la richesse de son vocabulaire dont le charme est encore augmenté par l'emploi de nombreux dialectalismes et par des créations souvent fort pittoresques, spécialement dans le domaine des expressions.

[1] anc. forme pour épervier.

[2] parlée de tout le monde.

[3] détaille, énumère en détail.

[4] reconnait, indique.

[5] Du Pinet, trad. de l'histoire naturelle de Pline, Lyon 1562 (liv. X, chap. 8), fait la même remarque que Bonivard.

[6] latinisme créé par Bonivard, il ne pouvait traduire accipiter par un mot précis. – Pline parle des aigles au liv. X, chap. 3, des »accipitres» au liv. X, chap. 8.

[7] la forme *enduire* est plus usitée, elle est déjà dans Modus et Ratio, elle trouve dans le traité de Noblesse de Bonivard, éd. Révilliod, p. 281.

se [8] Godefroy cite pour ce mot un exemple, de Bruno Latini (forme: *moetir*; var.: *muetir*). *Esmeutir*, attesté depuis Marie de France, est le terme courant de la langue des fauconniers. Bonivard, Traité de noblesse, éd. Révilliod, p. 281, emploie *esmuttir*.

[9] anc. forme du mot *autoursier*: dresseur d'autours. Cf. Godefroy, op. cit., 8, 243.

au moins playsir au lyseur. Et fault scavoir qu'il yl a deulx especes d'oyseaulx de proy maniables [1], c'est a scavoir: oyseaulx de poingt, oyseaulx de leurre [2]. Oyseaulx de poingt sont ceulx qui voulent de tire [3] (fol 13 v°) apres la proye, c'est a scavoir, de long [4] sans riens monter, et, pour ce que, non pouvantz le plus souvant icelle prendre du premier voll [5], si elle se musse [6] quelque part, ylz la poursuivent jusques la, puys s'arrestent la tenantz assiegee jusques l'on la leur relieve [7] sus arbre ou aultre que l'on appelle brancher [8] et dict on qu'ilz sont a la remise [9]. Et pource, s'ilz ne peuvent avoir la proye, pouvantz veoir de pres, l'on les reclame [10] avec le poingt et pour ce les nomme l'on oyseaulx de poingt, combien que plusieurs les facent au leurre; et, sans point de faulte, ilz yl sont beaulcop plus faciles [11] a estre reclamés. Car j'ay eu moy mesmes ung tiercelet d'aultour [12] lequel ayant d'aventure pris une quaille et charriee [13] sus ung arbre, en luy gectant le leurre, yl voula dessus avec la quaille. J'avoye aussi un meschant aultour lequel, pource qu'il ne vouloit valoir a aultre chose, je le fis au leurre et m'en servis de lanier au chien couchant [14], non pas qu'il rondast [15] dessus le chien, mays, des a ce que le dict chien avoit aposté [16] les perdris, ung homme en tournoiant [17] de cousté pas-

---

[1] qu'on peut dresser pour la chasse.

[2] cette division se trouve déjà dans Modus et Ratio (env. 1375); pour Tardif (fin 15e s.), il y a 3 catégories d'oiseaux de proie 1° les aigles, 2° les faucons (comprenant l'émerillon, le lanier, le sacre, le gerfaut), 3° l'autour avec l'épervier et le tiercelet. Le terme précis d'*oiseau de leurre et de poing* ne se trouve pas dans ces ouvrages, il figure, en revanche, dans la Fauconnerie de Franchières (éd. 1602), p. 4 v°.

[3] semble d'après l'explication qui suit vouloir dire »fondre, voler droit sur la proie«; *de tire* = à tire d'aile (cf. note 26).

[4] cf. FEW, article »longus«, *voler en long*: en ligne droite.

[5] Bonivard avait d'abord écrit »coup«.

[6] se cache.

[7] faire s'envoler, faire partir.

[8] se percher sur un arbre.

[9] le mot *remise* au sens de »lieu où s'arrête le gibier après avoir été levé une fois« est attesté pour première fois dans ce texte. la première date de DG et de BW étant 1564. *être à la remise* (en parlant de l'oiseau de proie) signifie »surveiller l'oiseau qui s'est posé quelque part après avoir été levé.

[10] rappelle (attesté dp. 12e s.).

[11] corrigé en *aisés* postérieurement à 1529.

[12] autour mâle.

[13] en ce sens de »emporter sa proie et ne revenir que quant on le réclame«, *charrier* n'est attesté que depuis 1621, selon FEW.

[14] selon FEW, première attestation: 1624. Déjà en 1527. ap. R. Grand, l'agriculture au moyen - âge, p. 610.

[15] tournât en rond. Godefroy, op. cit., 7, 46 donne de ce mot au sens de »tournoyer« un ex. de Du Bartas et un autre de Nicot.; attesté encore avec ce sens chez Pierrehumbert, Dictionnaire historique du parler neuchâtelois et suisse romand.

[16] *aposter* en ce sens de »tenir en arrêt« n'est pas attesté par les dictionnaires.

[17] faisant un détour.

soit oultre et monstroit le leurre a l'oyseau qui de tire[1] faysoit ung tour par dessus le chien, (fol. 14 r⁰) et, des lors, les perdrix estoient en aussy grosse crainte comment si elles eussent senty cent laniers; car l'aultour est l'oyseau que plus elles doubtent. Soubtz ce gendre d'oyseaulx de poingt, ne se comprегnent, selon aulcungs, fors les aultours et les espreviers; aulcungs yl adjouxtent les mataguasses[2] que se font pour les passeratz[3]; mays, pource que ce n'est fors deduict[4] d'enfans, je ne les treuve pas dignes estre mis au ranc des nobles oyseaulx; car l'on pourroit semblable fayre des courbeaulx[5], veu que j'ay ouy racompter a plusieurs gens dignes de foy que feu maistre Andrieu Le Roy[6], visconte d'Estouges et tresorier du feu roy Loys XIIe, avoit manié deulx courbeaulx lesquelz yl reclamoit et pregnoient eulx deulx la perdrix. Toutesvoys, je ne scay si bonnement je debvroye loger les esmirillons[7] au ranc des oyseaulx de poingt, car, jasoit qu'ilz montent, si voulent ylz aussy de tire et se branchent, pourquoy ilz se peuvent nommer moiens entre oyseaulx de poingt et de leurre. Si se nomme l'exercice de manier oyseaulx de poingt: l'autrucherie[8] et celluy des oyseaulx de leurre: la faulconnerie; soubtz lequel gendre sont: faulcons paysans[9], faulcons pellerins, gerfaulx[10], fol. 14 v⁰) sacres, laniers, aubereaulx et esmirillons qui (comment dessus est dict) peuvent estre nommés moiens entre oyseaulx de poingt et de leurre. De entre ceulx, encoures, les ungs voulent a creance et les aultres, non. Vouler a creance se nomme quant l'on lasche l'oysel aincoys que veoit la proye et yl rondie[11] par dessus jusques ou a chiens ou par aultre maniere de faire l'on la leur relieve; et, de ceulx, les

[1] à tire d'aile.

[2] pie grièche. C'est le nom savoyard et romand de cet oiseau; en 1560, Gesner enregistre ce mot comme savoyard.

[3] moineau, nom encore en usage en certaines provinces. Bonivard l'a corrigé, postérieurement â 1529, en passereau (BW: 1532, Rabelais).

[4] jeu, amusement.

[5] Franchières, op. cit., p. 4 v⁰ dit que le corbeau est un oiseau non noble et qu'on ne le dresse que par amusement.

[6] Ce personnage semble bien être cet André Le Roy, sieur de Guynes, chevalier, conseiller et chancelier ordinaire du roi, sénéchal de Valentinois, trésorier des menus plaisirs, contrôleur général de Languedoil, qui fut ambassadeur en Suisse en 1508, 1516, 1517, 1522 (cf. Rott, Représentation diplomatique de la France, t. I, Berne, 1900). Bonivard (Jard., 111 r⁰) en parle comme d'un homme facétieux et plaisantin.

[7] cette forme avec le *i* est proche de la forme provençale. Chez Modus, comme chez Estienne et Liébault, Maison rustique, éd. 1570, l'émerillon est classé parmi les oiseaux de poing.

[8] première attestation sous une forme anc. du mot *autourserie* attesté seulement depuis 1599 (Godefroy, op. cit. 8, 243), correspond â l'*espreveterie* (var.: *espreverie*) dans Modus et Ratio.

[9] cette dénomination ne se trouve pas ailleurs, à ma connaissance.

[10] Modus et Estienne et Liébault rangent le gerfaut parmi les oiseaux de poing. Le dict. universel d'agriculture de 1751, en revanche, est d'accord avec Bonivard.

[11] tournoie, décrit des cercles en volant.

ung appiettent, les aultres battent seullement. Ceulx s'appellent appietter[1] qui lient[2] la proye avec les ongles et ceulx battre[3] seullement qui ne lient point jusques ylz aient abbatue la proye avecques le pié a terre et, lors, ylz luy fondent dessus, id est, ilz descendent droict dessus et, s'ilz ne la peuvent avoir du premier cop, la remise que les aultres de poingt font dessus les arbres, ilz la font en l'aer demonstrantz le lieu ou elle est et montent et descendent frequentement. D'iceulx, les ungs s'appellent voller par riviere, les aultres, pour les champz[4], les aultres, comment laniers principallement, a la tyrasse[5], et ainsy en diverses sortes. Toutesvoys, yl fault noter que oysel de leurre ne voule jamays bien apropos sans compaignie, ni oysel de poingt acompaigné. (fol 158 v⁰) Il fault noter que, de toutes deulx especes, l'on en prent de divers aages[6] et selon ce les fault conduire. Il en yl a des niaiz, id est, que l'on prent dedans le nid aincoys qu'ilz soient essuyés de la plume folle[7] et ceulx sont les mieulx maniables, mais moins cognoissantz, c'est a dire, non soy souciantz trop de la proie a cause qu'ilz ne sont pas estés repeus par leur poursuitte et diligence, ains par l'industrie de leur maistre a laquelle ilz se confient. Les aultres sont branchés[8] id est, ceulx que, après qu'ilz sont essuyés et menés par leurs parens de arbre en arbre pour leur enseigner leur gibbier, ilz sont pris en ce faisant et ceulx sont de meilleure cognoissance, mais de moins facile maniement. La IIIe espece est des passagiers[9] mais sors[10], id est, d'une annee que les Latins nommnent ornes[11] et ceulx ne defaillent point en cognoissance, mais ilz sont de tres difficile maniement. La IIIIe est des agartz, id est, qui ont passé une annee, en cognoissance excellentz, mais en maniement (fol 15 r⁰) plus que tres difficiles et presques impossibles

[1] mot inattesté; Godefroy, op. cit. 9, 442 donne avec le même sens *empiéter*, attesté dp. 1599. Il s'agit d'une substitution de préfixe, on trouve aussi chez Bonivard *ababouiner* pour *embabouiner*.

[2] en ce sens de »serrer l'oiseau avec les serres» dp. 1393 (FEW).

[3] en ce sens technique, inattesté dans les principaux dict. et traités de chasse du 16e s.

[4] ces deux vols sont indiqués dans Estienne et Liébault o. c., 254 r⁰, aussi dans le dict universel d'agriculture de 1751.

[5] ce dernier vol n'est pas mentionné ailleurs, il doit consister en ceci: on fait voler des oiseaux de proie (laniers, per. ex.) au dessus de cailles ou de perdrix qui, terrorisées, restent au sol, on jette alors dessus un filet (la tirasse).

[6] la division des oiseaux selon leur âge faite par Bonivard se trouve déjà à peu identique dans tous les traités de fauconnerie du moyen-âge.

[7] duvet d'un jeune oiseau. FEW n'indique que *plume follette.*

[8] Le dictionnaire françois-latin de Estienne (1549) dans son supplément de fauconnerie définit *branchier.* »qui est nouvellement issu du nid et a esté ung peu à soy saultant de branche en branche».

[9] Estienne 1549 o. c. définit *passager* »qu'on prend au passage quand ils passent la mer».

[10] vient du mot *sor* »blond», l'oiseau âgé de moins d'une année ayant le plumage jaune tirant un peu sur le brun, ce terme ne s'applique qu'aux oiseaux de proie de passage.

[11] latinisme emprunté du latin *hornus* »d'une année».

a manier et retenir; toutesvoys, qu'il s'en est trouvé en merveilleuse perfection, et, s'il ont deulx, III, IIII ou plus ou moins d'annees, l'on les appelle agartz de II mues, de troys mues, etc. Si est ce une grande merveille que les anciens du temps que la lengue latine florissoit ne avoient point telle maniere de deduict, jasoit qu'ilz eussent toutes aultres chasses pour recommandees, excepté que Pline racompte que, en une partie de Thrace dessus Amphipolis, les hommes et les accipitres chassoient de commun: leurs levantz les hommes des hayes et forestz, les oyseaulx et eulx en l'aer les prenantz, puys les partoient ensemble, et cecy au Xe livre, au VIIIe chapitre. Beaulcop plus de choses restent a dire touchant la matiere de vollerie, mays je n'en parle icy fors que pour a gens de lettre, qui ne sont pas voulentiers a ce faictz, en donner aulcung passetemps, remectant le sourplus auls volunes qui sus ce sont compilés.

Maurice Bossard

Caribo di Meo di Scemone

A. Todaro [1] ha tentato di rendere i versi ipermetri della poesia realistica e giocosa di Meo [2] nella metrica odierna corrispondente, tanto però da alterarne sensibilmente il testo nella sua essenza e nelle sue pecularietà della grafia dugentesca [3].

Ora mi propongo di pubblicare l'intero testo di Meo quale esso è [4], limitandomi ad adattarlo all'uso dell'italiano odierno nella interpunzione, nei segni diacritici, nel riordinamento dei nessi e nello scioglimento delle abbreviature. In tutti gli altri casi mi asterrò dal toccare il testo. E questo perchè ,,non potendosi omai negare la esistenza in genere dell'ipermetro nella nostra vecchia poetica, ma insieme non essendo ancora determinati tutti e singoli i casi nei quali siffatta licenza ammettevasi, sarebbe stato per lo meno assai incauto il procedere fin da ora alle correzioni contro l'autorità dei manoscritti, tanto più che agli ipermetri veri e propri sono da aggiungere le semplici parvenze ipermetriche, prodotte dalla consuetudine, nel medio evo frequente, di scrivere le parole intere secondo grammatica e di troncarle poi nella pronunzia siccomme suggeriva l'uso comune" [5]. Con questi criteri procederò alla lettura e alla interpretazione del C a r a b i c t o di Meo. Alcuni chiarimenti sul significato della voci più oscure e poche osservazioni sulla lingua del testo in questione completeranno il presente saggio.

---

[1] Adele Todaro, ,,Il caribetto ,A nulla guisa' di Meo di Simone", nel *Bullettino Senese di Storia Patria*, II (1933).

[2] Meo di Scemone fu identificato con ,,Meo, figlio di Simone, detto Sorelle, de Tolomei" da G. Biagi e da G. L. Passerini nel *cod. dantesco*. Visse nel sec XIII come attestano alcuni documenti tra il 1279 e il 1294

[3] Basteranno pochi esempi. Cfr. A. todaro, *op. cit.*, pag. 2: ,,e ,nn na una dàs' al fogire" (!) invece che *en nun à se da sol, fogire;* id., pag. 5: ,,fai colpi da tagliar la lança" invece che: *poi fai colpi da tagliar la lança;* id., pag. 7: ,,E doi sè! Che non sa 'l segol, do se", invece che: *e dor de chè non sa 'l segol do se.*

[4] Ms della Real Bibliotheca dell'Escuriale, c. III, 23 segn. ant. V. A 2—II: F. 24. A. A questo proposito cfr. M. Barbi, *Studi sul canzoniere di Dante*, Sansoni, Firenze 1925, *Appendice II* al Vol. I, pag. 515.

[5] E. Monaci, *Crestomazia italiana dei primi secoli*, Città di Castello, S. Lapi 1912, Pag. IX.

Meo di Scemone, fratello di messer Min Ceppa

I

1. An nulla guisa me posso soffirir
2. ch'eo non començe ad dire
3. de Min çeppa ço chem men ne par sentire,
4. come se crede en gran prexio venire
5. per lo so scremire,
6. en nun à, se da sol, fogire
7. quando vede apparere
8. li nemici già de retro non se mira!

II

9. E per se 'ncontro fai sì gran bradire
10. c'ognom mecta 'l morire,
11. ma so 'l besongnio à volglia de dormire.
12. Ma quando sa ch'elgli convengnrà gire
13. el loco da ferire,
14. s'ell avesse en sè l'ardire
15. com'ell à en sè rapire,
16. de la soa vita prenderia no ira.

III

17. Anti conforto che morto serria,
18. cert'è' scampar non porria.
19. Ma s'ell avesse en sè de vegoria
20. en alcona bactalglia remaria.
21. Oltr' a Deo non cheria,
22. ma la soa gran codardia
23. lui fai partire em prima
24. che neson se departa, tanto 'l tira.

IV

25. Fogendo che par una sagectia,
26. così tosto e più vai via.
27. Or, dumqua, como ne verrò a la mia
28. chè de soa morte tardi se morrea?
29. megli' è che me ne stia,
30. e più penser non me dea
31. de quel che non varria,
32. ma far nol posso, chè 'l cor me sospira.

V

33. de la volglia
34. ch'elgli remanesse
35. el locho, che 'l fogir nol gli valesse;
36. però nol volglio fare,
37. ch'anti men ne volglio stare.

38. Façça Deo co ch'al lui pare,
39. ch'io starrò
40. firmo umqua 'l vedrò
41. e ça per luy ne me depaṛtirò,

VI

42. e la volglia
43. crederia crescesse,
44. sed eo per lui de loco me movesse,
45. ma no lo volglio fare,
46. ch'anti 'l vo'tanto notare,
47. ch'io men ne vo' regalgliare,
48. poi derò
49. de luy zo ch'io saverò:
50. e delgli acti e de li facti e' conterò.

VII

51. Del corsecto
52. si fai taulaço
53. e guanti porta spesso socto bracco
54. e di piè fai corona
55. e al forte s'abbandona
56. ch'a ognom par terç' o nona.
57. Così stai
58. di gran passi che non dai:
59. ǹesọn campa delgli acti che fai.

VIII

60. Carabicto,
61. giamai più non façço
62. de quil captivo chen ne scrivo e 'ngracco
63. e giamai cosa bona
64. de così facta persona,
65. non se porrea dir nesona,
66. così fai.
67. dirve vo'delgli acti ch'à,
68. or ve derrò de qui' ch' ognom non sa.

IX

69. Ca guarda, de ponta
70. mecte 'mantenente,
71. prestamente,
72. co la mente
73. de bona scremita,
74. poi fai colpi da talgliar la lança
75. e a saccho mecte
76. e sì svaria i tracti
77. che non ne viddi mai de così facti,
78. nè vederò tucti miei dì.

X

79. Co le gambe gionte
80. salta 'mantenente,
81. ch' è fra gente
82. caunoscente.
83. Col bradir s'aiuta:
84. colpi a man reversa,
85. no so en França
86. e giamai no stecte
87. firmo en soli facti,
88. ell odesse dire: „gaci, gacci"!
89. fugerebbe certe si.

XI

90. De quil ladro dico
91. c'al filgliol furarebbe,
92. traderebbe; sì farebbe!
93. Ver è ch'eo me beffo, ma conselglio
94. ad ognom che se guarde
95. da luy c'ogne male farebbe, tanto è reo!
96. Or, como 'l po' soffrir Dominedeo
97. la soa malvascetà?

XII

98. Se fosse al tempo antico,
99. che darrebbe e che trarebbe
100. e chi sagetterebbe
101. e du malglion nocesse, ma ben veço
102. c'ognom lo reguarde.
103. Così volesse Deo!
104. che d'ognom del suon fego 'l pagasse,
105. al voler meo,
106. de la soa malvascetà.

XIII

107. Ma ill è sì captivissimo,
108. che credo, che la gente lo desdengna
109. de dargli e fargli 'ncrescemento,
110. ma no men ne contento:
111. megli' è a me per cento
112. serrebbe a me c'ogne sou mal m'è bene.

XIV

113. E 'l ment à sì longissimo,
114. qualunqua'l vede sen ne segna,
115. e prenden ne si grande smarrimento
116. che de pian convento
117. 'nanti vorrebbe sofferir forte pene.

XV

118. E 'l naso à sì acutissimo
119. che par una lesna de trasga.
120. Ma che trasga! non po' gir più sù.

XVI

121. Se moresse 'l tristissimo,
122. morrebbe pur una volta lu diavole.
123. Melgli' è che mora mille, mille più.

XVII

124. ned amore,
125. nè sentore,
126. tradetore,
127. chalatore,
128. d'ogn'erore
129. porta en core,
130. non à sen non de dir parole.

XVIII

131. Pur, parlando con altri, sta en gota
132. e spessamente si fa una rota
133. e çamai de paone,
134. un sì facto paççarone!
135. E' te' sè savio 'l garçone
136. e dor sè chè non sa 'l segol, do s'è;
137. e dice c'ognom gli par de fe'.

XIX

138. Non tardando, val lui, e dinota
139. de carrobbeto ch'eo façço na nota,
140. se per reprensione
141. diçço, lassarò;
142. de no ne derrò
143. ço ch'eo saverò.
144. lass' a te, doimè!
145. se 'l ten cal de me,
146. falgli le fiche e dilgli, min çeppa, te!'
147. falgli tosto se 'l ten cal de me.
Jovan da Senno de Lobaldira

Osservazioni Linguistiche

Meo > A-*m*-ed-*eo* oppure Bartolo-*meo*, *M*-att-*eo*, *M*-açç*eo*. Si veda il mio articolo ,,Nostri vezzeggiativi di persona" nella rivista *L'Italia dialettale*, VI (1931).

Scemone ,,Ssemone", dove *s*- iniziale è mutata in *sc*- come, ad esempio, ,,i scemblanti" per *i ssemblanti* nel *Memoriale* 47 di Antho-

nius Guidonis de Argele. Cfr. inoltre la „severità“ nelle *Poesie* di Jacopone da Todi.

Min > „Mino“, altro vezzeggiativo, cfr. il mio articolo *cit.*, pag. 144.

I 1. — *an nulla* > *ad nulla*, aggeminazione provocata da voci proclitiche, specialmente monosillabiche e ossitone, terminanti anticamente in *-t*, *-d* come *ad*, *aut*, *est*, *et*, in quanto le consonanti iniziali nel corpo della frase seguivano allora le stesse sorti delle consonanti iniziali nel corpo della parola. Si tratta di un fenomeno linguistico piuttosto di pronunzia che veniva riprodotto ortograficamente dall'italiano antico mentre fu poi abbandonato dall'ortografia letteraria dei secoli successivi.

me, forma atona protonica per l'oggetto diretto, nella quale il riflesso comune *e* del latino volgare, dovuto al latino classico ē, *ĕ* non è ancora divenuto *i* dell'italiano moderno. Così che le espressioni latine *me*, *te laudo*, *se laudat* diventeranno nell'italiano *mi*, *ti lodo*, *si loda*.

soffirir > *suffer*[*ĕ*]*re* „soffrire“, dovuto alla tendenza dell'italiano die aggiungere alla propria coniugazione in *-ire* molti verbi latini della coniugazione in *-ĕre*. Inoltre *soff-ir-ir*[*e*] è un fenomeno fonetico di evoluzione condizionata, vale a dire, determinata dal suono *-i-* del suffisso *-ir*[*e*] seguente, come in Dante *Corniglia* > *Cornelia*.

2. *eo*, forma del latino volgare dal latino classico *e*[*g*]*ŏ* „io“, contro il greco ἐγώ.

començe „cominci“, forma normale antica della I persona singolare del congiuntivo dal lat. class. *cum* + *in*[*i*]*ti̯-ĕm*, dove il lat. *ti̯* è divenuto *ç* per influsso dei dialetti dell'Italia settentrionale e meridionale. *ad dire* „a dire“, cfr. sotto *an nulla*.

3. *de*, particella indicante il rapporto tra la preposizione e il sostantivo. Si tratta inoltre di una forma tuttora latina, in cui *-ẹ-* non è ancora divenuta *-i*.

ço > [*ec*]*ce*-[*h*]*o*[*c*] „ciò“.

chem men ne > *qued me*, cfr. sotto *an nulla*.

4. *se* „si“.

en „in“.

prexio > *prĕtiu* „pregio“, dove *-x-* sostituisce *g*, *ĝĝ* ch'è un fenomeno linguistico affine a *ç*, *çç*, *z*, *zz* > lat. *ti̯*.

5. *lo*, *li*, articoli determianativi che ricorrono nei manoscritti del secolo XIII tanto davanti o dopo vocale quanto davanti o dopo consonante. Verso la fine dello stesso secolo hanno iniziato a predominare, specialmente in prosa, le forme *il*, *i* dell'italiano moderno.

so, *sou* „suo“, fem. *soa* „sua“, forme antiche nelle quali non ha ancora avuto luogo lo sdoppiamento di *o* in *ou* e quindi in *uo*. Così si dica delle altre forme dell'italiano antico *me*, *meu*, *mea*, *to*, *tou*, *toa*, sostituite rispettivamente dalle forme moderne „mio“, „mia“, „tuo“, „tua“

scremire „schermire“ contro „schermare“ del contemporaneo Dante. Trattandosi d'una voce non latina, si rivela l'incertezza da

parte degli scrittori dell'epoca sia nei riguardi della grafia sia nei riguardi dell'assegnazione ad una delle coniugazioni italiane.

6. *en* ,,e", cfr. sotto *an nulla*.

nun ,,niun(*o*)".

à > lat. volg. [*h*]*a*[*t*] ,,ha", ,,à".

fogire > lat. volg. *fŭg-ire* > lat. class. *fugĕre* ,,fuggire", in cui si nota la tendenza di certi dialetti toscani a mutare-*u*- in -*o*-.

7. *apparere*, forma latina non ancora passata alla coniugazione italiana -*ire*, invece che *a* quella in -*ere*. Cfr. lat. *respondẹre*, ital. rispòn*dere*, lat. *splēndēre* ital. *risplèndere*.

8. *li nemici* ,,i nemici". Si veda sotto *lo*.

de retro, forma latina, in cui la vocale tonica del lat. class. *ĕ*, in sillaba libera, non è ancora dittongata in -*ie*-, quindi *dietro* > *d*[*er*]*ĕtro*.

II 9. — *'ncontro*, forma anormale con aferesi di *i*-, invece della forma normale *contra*.

fai ,,fa", III persona sing. dell'indicativo presente di *fare* con l'epitesi di -*i*. Altri presenti monosillabici con la 3. sing. dell'indicat. in -*i* sono *dai*, *stai*, *vai* che, nei versi seguenti, si avvicendano con le forme senza l'epitesi *egli dà*, *sta*, *va* corrispondenti.

bradire, contaminazione delle voci *ruggire* + *braire* = *bradire bruire*, e più propriamente il ,,brontolare delle budella".

10. *c'ognom* ,,che ognuno", ,,ogni uomo": *omne homo onnjomo ognomo*.

mecta ,,metta" > *mĭttĕre*, dove la vocale tonica del lat. class. -*ĭ*- è divenuta normalmente nel lat. volg. *e* ed è rimasta in italiano, mentre il il nesso -*ct*-, d'origine osco-umbra, rappresenta un influsso di altre forme latine del tipo *luctare*, *dictare* ecc. ,,lottare", ,,dettare".

'l ,,al" con aferesi di *a*-, provocata dalla fusione della vocale uscente di *mect-a* con la vocale iniziale della preposizione articolata *a-l* seguente.

11. *so* invece di *socto* (*cfr*. VII 53) ,,sotto".

'l = *ẹl* < *ĭl*[*lu*] ,,il".

besongnio ,,bisogno". Al qual proposito si può ricordare che i nessi *nị*, *lị* (*gn* di *regno* e *gli* di *figlio*) venivano scritti ,,ngn(i)" e ,,lgl(i)" come nel nostro caso.

12. *elgli* per *elli* che ricorre in Dante. Quanto al nesso -*lgl*-, cfr. sotto *besongnio*. Poichè nei versi che seguono s'incontrano le forme *elgli convengnrà* II 12, *ell avesse* II 14, *ell à* II 15, *ell avesse* III 19, *elgli remanesse* V 34, *ell odesse* X 38, *ill è* XIII 107, è ovvio che non si può sostenere la distinzione proposta dal Gröber nella *Zeitschrift für romanische Philologie*, II pag. 595, tra le forme *egli ama* (davanti vocale) e *elli canta* (davanti consonante).

convengnrà, forma sincopata per *convengnerà* ,,convegnerà".

gire = *ire* ,,andare". L'iniziale *g*- dal lat. volg. *j*- rappresenta una deviazione dal latino letterario anteriore all'italiano. E' una forma piuttosto rara dell'italiano antico.

13. *loco*, *locho* > *lŏcu*, benchè in sillaba libera, non è ancora dittongata in -*uo*-.

14. *ell*, v. sotto *'l*.

15. sottinteso „l'ardire di".

16. *prenderia* > *prehendĕre ha*[*b*]*e*[*b*]*am* „prenderei", I persona del condizionale presente sing. del tipo *cantare*-[*hab*] *ebam* „canteria" che il Trissino ricorda invece delle forme del tipo *cantare hebui* „canterei" dei poeti toscani.

soa „*sua*" cfr. sotto *so*.

no „non" del tipo a formola tonica, ad esempio: *nó, non canto*!

III 17. — *anti* „dav-anti" nel senso di „prima", forma anteriore a *ante*, dovuta al passaggio di -*ĭ* in -*ĕ*. Nel secondo secolo dell'era cristiana, *ante* appare rinforzato con particelle che originarono le forme *ab-ante, de-ante, ex-ante, in-ante* ecc. Viceversa *ante-a, ante-hac* e simili hanno significato temporale.

conforto „confortato", participio debole senza il suffisso -*ato*. Tale forma di participio accorciato, che è più comune nella lingua parlata popolare che in quella scritta, ricorre nei casi in cui il participio ha lo stesso tema di un aggettivo o di un sostantivo in -*us*, come *cantat-us* e *cant-us*.

serria > [*es*]-*sere*-[*hab*]*e*[*b*]*a*[*m*]. Si veda anche sotto *prenderia*.

18. *cert'* = *certe* „certamente".

e' „egli", forma antica e tuttora in uso nelle parlate familiari in Toscana.

porria „potrebbe" > lat. volg. *potẹ -re habebat*, in cui ha avuto luogo l'assimilazione *t-r* in *rr*.

19. *vegoria* „vigoria" con la vocale atona -*e*- come *vertute, legnaggio* ecc. dell'italiano antico per influsso dei dialetti umbro-aretini e del provenzale. Tali forme anormali si riscontrano pure nel Petrarca.

20. *bactalglia* „battaglia". Quanto al nesso -*ct*- cfr. *mecta*, quanto al nesso -*lgl*- cfr. *besongnio*.

remaria > *rĕmănēre habebat* „*rimarebbe*", dove -*ĕ*- è rimasta -*e*- nel lat. volg. per risolversi poi in -*i*- nell'italiano moderno.

22. oltr'a = *oltra a*, in cui l'uscita origiaria -*a* s'è fusa con la preposizione.

Deo, dal detto toscano „per los deo" > per [*il*] *los deos*, dove -*s* cade come nelle voci del tipo *tempu-s* „tempo".

cheria, latinismo, in cui il dittongo -*ae*- di *quaer-ere* è già divenuto *e* për dittongarsi poi in *ie* perchè in sillaba libera. Di qui, per dissimilazione di *r-r* in *d-r*, la forma dell'italiano moderno „chiedere".

23. *lui, luy* > [*il*] *lui* per l'oggetto diretto.

em prima „dapprima" invece di *ep prima*. V. sotto *an nulla*.

24. *neson* „nessuno".

departa > *dēpart*(*i*) -*at* con perdita della -*i*- sotto l'influsso della maggioranza degli altri verbi come *canto, vendo* ecc.

IV 25. — *sagectia* > *săgitta* „saetta", dove la vocale tonica -*i*- del latino classico è divenuta -*e*- nel latino volgare e così nell'italiano moderno. Il nesso -*tti*- venne trattato come dentale + *i̯*.

27. *dumqua* invece del normale *dunqua*. Ora, *dunqua* è una voce

dovuta all'influenza di *-unqua[m]*, di qui *dunqua*, *donca* dell'italiano antico di Albertano e di F. Barberano; poi per influenza di *-e* della voce *qualch-e* si preferì a *dunqua* „dunque" che s'incontra già negli scritti dello stesso Albertano.

como, evoluzione normale dal lat. *quomo[do]* invece dell'anormale „come".

28. *morrea* „morrà" lat. volg. *morire habet* con relativa sincope della semipostonica *-i-* tra due consonanti identiche.

29. megli' > *mĕli-u* „meglio".

30. *dea* = *deggia* „dia", forma che serve anche per l'indicativo. Nel senese si trasformò in *dia*, da cui derivarono *die* e *diè*.

31. *varria* > *valēre habebat* con assimilazione di *l* in *r* „varrebbe".

V 38. *façça* „faccia" > *faciat*, dove *çi* come *tį* vengono resi *ç*, *çç*. Si veda anche sotto *començe*.

40. *firmo* > *fĭrmu* „fermo".

umqua invece di *unqua* > [*ubi*] *-unqua[m]* „ovunque".

co „ciò", cfr. sotto *ço*.

41. *ça* > [*ec*]*c*[*u-h*]*a*[*c*] „di qua".

VI 44. *sed eo* „se io", forma foggiata su *et eo* „ed io", *nec eo* „ned io".

46. *anti* „anzi" d'etimo incerto.

47. *vo'* > lat. volg. *voli-o* > *vole-o*, dove l'elemento palatale di *vo-glio* > *voli-o* è caduto.

48. *derò*, *derrò* „dirò" forme per il futuro da *di*[*ce*]*re ha*[*b*]*eo*, nelle quali la tonica *-e-* è dovuta all'influenza di *dĭctu* „detto".

49. *saverò* „saprò" rivela la forma del lat. volg. *sapĕre* > *sapēre* che, sul modello di *avemo*, *avete*, *averò*, ha dato *s'avemo*, *s'avete*, *s'averò*.

50. *acti* „atti", *facti* „fatti", *tracti* „tratti" e voci simili, dove il nesso *-ct-* non è ancora risolto nel nesso corrispondente *-tt-*.

e' „io".

conterò „racconterò" con la solita aferesi della sillaba *rac-*.

VII 51. *corsecto* > francese antico *corset* „specie di corazza".

52. *taulaço* „tavolaccio" nel senso di „targa di legno". Si tratta d'un dittongo *-au-* d'origine *-abu-* del latino classico non ancora diventato *-avo-* degli scritti posteriori.

53. *bracco* per *braçço* „braccio". Cfr. sotto *prexio*.

54. *pie'* con dileguo della *d-* intervocalica „piede".

56. *terç o nona* = le ore 9 o le 15 „terza o nona".

VIII 60. — *carabicto*, *carrobetto* „caribetto", la diversità dell'ortografia delle due forme rivela la nota capricciosità dell'aggeminazione delle consonanti nell'italiano antico. A proposito del significato del termine „caribo" basteranno i seguenti versi danteschi:

Sè dimostrando del più alto tribo,
nelli atti, l'altre tre [donne] si fero avanti,
danzando al loro angelico caribo.

61. *façço* „faccio". Forma originaria, in cui *-cio* è reso con *-çço*.

62. *quil* > [*ec*]*cu* il[*lu*] ,,quello''.

captivo > *captivu* ,,cattico'', nel senese *gattivo*.

'*nggracco* = '*ngraçço* ,,ingrasso'' con la solita aferesi di -*i*.

porrea ,,poteva'', perchè i verbi italiani in -*ere* e in -*ire* hanno due caratteristiche per il tema dell'indicativo imperfetto: quella in -eva, -*iva* e quella in -*ea*, -*ia* rispettivamente dal lat. cless. -*ēbam*, -*i*[*e*]*bam e -eam, -iam*. In Dante s'incontrano forme in *ea*, specialmente in rima, e in -*eva* in tutti gli altri casi. Quanto al nesso -*rr*-, si può risalire al lat. volg. *potēre eam* con assimilazione di *t-r* in *rr*, come nella forma *porria* precendente.

68. *qui'* = *quil*[*li*] >[*at*]*qu*[*e*]*illi* ,,quello''.

IX 69. — *ca* ,,perchè''. Alcuni studiosi pensano *ca* > lat. *qua re*, franc. *car;* altri pensano *ca* > *quia*.

73. *scremita* ,,difesa''.

74. *lança* ,,lancia'' > lat. class. *lancea*, dove -*çi*, per riflesso dei dialetti settentrionali e meridionali, è divenuto *ç*. Cfr. veneto ,,balanza'', calabrese ,,valanza'' > lat. e toscano *bilancia*.

77. *viddi* ,,vidi'', la forma *viddi* non ha nulla a che fare con il lat. class. *vīdī*. Piuttosto *viddi* può ritenersi una forma modellata su *creddi* dal lat. volg. *credui*. Cfr. W. Meyer-Lübke, *Italienische Grammatik*, § 471. La forma *viddi* ricorre in Dante, *Inferno*, VII 20 e fu usata in seguito dal Sacchetti, Cellini, Pulci.

78. *tucti* ,,tutti'' > *tottus* accanto a *totus*.

80. '*mantinente* ,,immantinente'' con aferesi della sillaba *im*-.

82. *caunoscente*, forma dell'antica lingua poetica, dove -*o*- è mutato in -*au*- dei dialetti dell'Italia meridionale. Questo turbamento linguistico, che non s'incontra in Dante, si avvicenda con -*an*- ch'è più frequente di -*au*-. Per es., nel cod. B delle *Rime* di Giacomo da Lentino ricorre ,,caunoscenza'' contro ,,conoscenza'' del cod. A delle stesse *Rime*. Parimenti nel cod. C delle *Canzoni* di Federico II ricorre ,,caunoscenza'' contro ,,canoscenza'' dei codici A D E delle *Canzoni* suddette.

85. *França* ,,Francia''.

86. *e'* = *ell* ,,egli''.

stecte ,,stette'' > *stet-ui-t* per stĕti.

88. *gaci*, *gacci* = *gaçi*, *gaççi* > *catu*, *cattu*, dove -*tu*, -*ttu* hanno lo stesso trattamento di *tị*. Cfr. anche sotto *començe*.

89. *fugerebbe* ,,fuggirebbe'' > lat. volg. *fūgire hebuit*.

XI 91. — *furarebbe* > *furare hebuit* > lat. class. *furari* nel senso di ,,ruberebbe''.

92. *traderebbe* > *tradĕre hebuit* ,,tradirebbe''.

94. *guarde* ,,guardi'', in cui si riflette la tendenza del senese che usa più spesso la desinenza normale -*e* di *io*, *egli cant-e*.

95. *ogne mal* ,,ogni male''. Si veda sotto *ogne*.

96. *po'* ,,può'', forma accorciata da *pote* > *pot -ēre*.

Dominedeo ,,Dominedio'' = *Domine Deus*, reliquia di vocativo d'uso ecclesiastico e d'origine non popolare.

malvascetà „malvagità", in cui *-x-* sostituisce *-g-*. Cfr. sotto *prexio*.

XII 99. — che > *que*[*m*] „chi" soggetto.

darrebbe > *dare hebuit*.

trarebbe, nel senso di „tirerebbe pietre".

101. *du*, voce dialettale in cui sembra meglio rispecchiarsi *d*[*e*]-[*ill*]*u*. A questo proposito cfr. il passo „Treguano figliolo du Ugolino da Vizano" negli *Atti giudiziari* del 1289 dell'Archivio di Stato di Bologna.

maglion „grande maglio".

veço „veggio". Forma foggiata sul modello di *fuggio* accanto a *fuggo* e *veggo*. Così si dica di *diço*, *diçço* per *deggio* „devo".

102. *reguarde* „riguardi". Cfr. sotto *garde*.

104. *fego* „fio".

suon „suo" invece di *suof*. Cfr. *an nulla*.

XIII 107. — *ill* = *illi* „egli".

109. *'ncrescimento* „rincrescimento" con aferesi di *ri-*.

111. sottinteso „volte".

112. *serrebbe* [*es*] *sere -hebuit* „sarebbe".

XIV. 113. — *ment'* „mento".

longissimo > lat. class. *lŏngi*, lat. volg. *lōngi*. Di qui *longissimo*.

114. *qualunqua*, forma normale *qual*[*is*]-*unqua*[*m*] „qualunque".

116. *pian convento* = lat. class. *planu conventu* „pieno accordo".

117. *'nanti* = inanti „piuttosto". Vedi anche sotto *anti*.

forte pene „forti pene". Il plurale fem. *-e*, ch'è tuttora vivo nel linguaggio popolare, è una caratteristica della lingua letteraria antica nella quale ricorre *-e* in luogo di *-i* di *art-i*.

XV 119. — *Lesna*, termine usato nel senso di „avarizia", attestatoci da certo Vailardi, vissuto nel secolo XVI, nell'opera *Compagnia della lesina*, perchè composta da elementi „taccagni". Il francese Régnier adotta nelle sue satire la parola italiana *lesina* nel significato „d'avarice sordide" a preferenza della voce fr. *lésine*.

trasga = *trasgo*, voce spagnola indicante „spirito folletto" e, in senso figurato, „millantatore" intrigante allo scopo di sostituirsi ad altri in qualche lavoro, impiego o carica. (Cfr. *Enciclopedia universal ilustrada europeo-americana* (1928), nella quale è detto „Dar trasgo à uno = fingir acciones propias de un duende (folletto), para espantar à alguno".)

120. *po'* > *pote* „può". Cfr. n. 96.

XVI 121. — *moresse*, forma anormale da *mor-īssĕt* sul tipo di *par-īssĕt* „paresse" invece del normale *morisse*.

122. *lu* > [*il*]*lu* „lo".

diavole „diavolo", voce dialettale, probabilmente d'origone napoletana, dove *-(e)olu* dà normalmente *-ule*, *ole*.

123. *mora* „muoia > *morio*[*r*] *mor-*[*i*]*am* con dilegno di *-i-*.

sottinteso „volte".

XVII 126. — *tradetore* „traditore".

127. *chalatore* > lat. *calatore*[*m*] „servo", „guardia dei pontefici" nel senso di „banditore".

129. *core* „cuore", dove si può dire che il monosillaba *cor* è qui usato con l'epitesi di *-e*.

XVIII 131. — *sta en gota*" stare in gote" nel senso di „allegro".

133. *çamai* „giammai".

paone „pavone".

134. *paççarone* „pazzerone" per „pazzerellone".

135. *e'* „egli".

ten > *tĕnet* „tiene".

136. *dor* = *dol* > *dolet* „duole", dove si nota uno scambio sporadico di *l* in *r*.

segol „secolo", forma antica forse da *sĭcile* con *-ulus* invece di *-ilis*. Propriamente „saeculum spatium centum annorum" (Varrone, *De Lingua latina*, VI 11), poi assunse il significato d'un periodo di durata indeterminata, finalmente, come nel nostro caso, la Chiesa, per influenza del gr. *αἰών* che alla sua volta riflette l'ebraico, identificò il *secolo col mondo* (Cfr. A. Ernout et A. Meillet, *dictionnaire étymologique de la langue latine. Histoire des mots*. Klienksiek, Paris 1939.) *do* „dove" con apocope di *-ve*

137. *fe'* „fede" con dileguo della *-d-*.

XIX 139. — *na* = *una*, con aferesi di *-u*.

141. *diçço* „devo" cfr. sotto *veço*.

lassarò > lat. *lassāre habeo*, dove la semipostonica *-a* davanti *-r-* non si è mutatata in *-e-* „lascierò".

142. *no* „noi" > lat. *no*[*bi*]*s*. Poichè *noi* è una forma atona può essere ridotta a *no*. Così si dica di *vo* > *vo*[*bi*]*s* „voi".

144. *doime* „ohi me"! Cfr. „doi me, quante sono le schiantora che m'à mise allo core" C. dal Camo, *Contrasto*, v. 41.

145. *cal* = *cale* „importa" > lat. *calēre* „essere caldo", quindi „eccitato". Voce che ricorre in Dante, Petrarca, Boccaccio, Chiabrera, Leopardi e in qualche altro scrittore moderno.

146. *fiche* „corna", nel senso di „ingannare", „tradire", nei riguardi fra coniugi, per cui si può intendere anche „mancare di fedeltà".

te' > *tene* „tieni", forma accorciata per interiezione.

sottinteso „fiche" = „corna".

A complemento delle osservazioni linguistiche e delle note illustrative del testo di Meo, non saranno superflue alcune considerazioni sulla lingua dello stesso nostro poeta dugentesco.

Anzitutto Meo fa parte dei primi scrittori laici in volgare dell'epoca in cui nobiltà e borghesia si proponevano di elevare alcuni idiomi alla dignità di lingua nazionale. Dovendosi allora sostituire con tali linguaggi la lingua antica di Roma, sorsero i grammatici che si attribuirono il difficile e complicato compito di riformare ogni nuovo idioma di dominio nazionale. Prescindendo dal fatto che la lingua scritta è sembre un riflesso della lingua parlata, si cercava soprattutto di rendere quella indipendente da questa.

Però tanto i grammatici quanto i principali autori di opere, per esempio, in italiano antico non rimasero estranei all'influenza latina

e straniera specialmente francese. Nella *Divina Commedia* di Dante ricorrono voci come „dispitto (*Inf.*, X 36) e„rispitto“ (*Purg.*, XXX 43) rispettivamente provenienti dal francese *despit* e *respit.* Similmente nel *Vulg. eloquio*, XII 2 s'incontra la voce „aigua“ dal provenzale *aiga.* Anche Brunetto Latini nel *Tesoretto*, VIII 14 ha „incomenza“ dal provenzale *encomença.* Così si potrebbero citare passi di molti poeti specialmente lirici di oltre sei secoli fa. Il nostro Meo ha pure adottato nel suo *Caribo* voci d'altri idiomi come germ. *scremire*, franc. ant. *corset*, spagn. *trasga* ed altre espressioni che l'Ascoli direbbe di „materia“ italiana ma di „spirito“ provenzale.

Inoltre, la lingua del nostro *Caribo* mostra chiaramente che l'italiano antico scritto non poteva seguire l'uso parlato che con notevole ritardo e in maniera incompleta. E questo perchè, come osserva il Meillet, una lingua scritta è un pò una linqua dotta la quale tende a darsi il suo vocabolario proprio, distinto da quello della rispettiva lingua parlata.

Allora le lingue scritte dell'Europa occidentale non differivano dalle lingue parlate degli scrittori che, a seconda delle loro condizioni sociali e della cultura, si sforzavano di inalzarsi sopra forme commiste di artificio letterario e di volgarismi, alternado, nei loro scritti, voci letterarie del tipo *azione*, *clamore*, *giustizia* accanto ad elementi dialettali del tipo „caunoscenza“, „diavule“, „vienardi“, „vinti“ ecc. dell'Italia meridionale.

D'altra parte, all'età di Meo gli scrittori in volgare erano ancora liberi nella scelta dei vocaboli e nei modi di esprimersi in cui si nota l'influsso delle parlate o dei dialetto locali. Solo alcuni secoli più tardi, ed in particolare, ai tempi del Bembo, dell'Ariosto, del Tasso, le opere del grande Trecento toscano saranno ritenute come modelli insuperabili su cui ogni autore dovrà fondarsi per raggiungere l'eleganza dell'espressione della lingua italiana.

Frattanto il problema della lingua non destava ancora grande interesse agli uomini del Dugento, nei quali si rileva una voluta indipendenza di fronte ai primi saggi di rigidezza dei grammatici. Forse per questo nel *Caribo* di Meo non manca un certo numero di latinismi e di dialettismi come nelle opere poetiche di Dante e del Petrarca. Probabilmente quei latinismi e quegli idiotismi vi rimasero qua e là, in quanto coincidevano con gli idiomi parlati nell'Italia settentrionale o meridionale del secolo XIII. E' certo che in quasi tutti gli scritti anteriori al Bembo veniva data pochissima importanza alle questioni ortografiche e all'avvicendamento di voci dialettali con voci del latino.

Padova GIUSEPPE PICCOLI

Besprechungen

J. B. Hofmann, Etymologisches Wörterbuch des Griechischen. München, R. Oldenbourg, 1950. VI u. 433 S.

Das vorliegende Wörterbuch ist wohl in erster Linie dazu bestimmt, demjenigen, der sich rasch und zuverlässig über die Herkunft und die weiteren verwandtschaftlichen Beziehungen der griechischen Wörter orientieren will, eine möglichst knappe Darstellung der heute erreichten und erreichbaren Forschungsergebnisse zur Verfügung zu stellen. Dieser Zweck wird sicherlich durch dieses Buch erreicht. Es ist bewundernswert, was Hofmann auf dem engen Platz zu bieten vermag. Jeder, der mit dem griechischen Lexikon zu tun hat, wird das dankbar anerkennen, vor allem der Lehrer, der keine Zeit hat, der Forschung zu folgen. Willkommen sind auch die reichlichen Angaben über die Entfaltung der einzelnen Wortfamilien. Wer sich über die Literatur im einzelnen orientieren will, erhält hier allerdings keine Hilfe; doch wird er ja sehr vieles in Hofmanns Latein. Etym. Wörterbuch finden können, das glücklicherweise sehr rüstig vorwärtsschreitet. Etwas zu karg bedacht ist der kulturhistorische Aspekt der Probleme. Es wäre erfreulich, wenn eine hoffentlich bald notwendig werdende Neuauflage ihre Aufmerksamkeit vermehrt diesen Dingen zuwenden könnte. Doch auch so wie es ist, läßt das Hofmannsche Wörterbuch die neue Auflage des viel umfangreicheren Boisacq beträchtlich hinter sich zurück.

W.

A. Ernout, *Les adjectifs latins en -ōsus et en -ulentus*. (Collection linguistique publiée par la Société de linguistique de Paris, vol. LIV.) Paris, Klincksieck, 1949, 121 pp.

L'ouvrage du grand linguiste et latiniste français comprend deux parties, complétées par un *Index uerborum*. La première, de beaucoup la plus étendue (p. 11—85) et la plus importante, est consacrée au suffixe *-ōsus*, la seconde à *-ulentus*, fort peu productif et qui ne subsiste qu'à l'état de survivance dans les langues romanes. L'étude parallèle de ces deux suffixes se justifie non par leur origine, mais par leur fonction, qui est de marquer l'abondance. S'agissant de leur origine, M. Ernout rejette résolument l'hypothèse qui fait de *-ōsus* et de *-ulentus* d'anciens éléments de composés, devenus suffixes par affaiblissement et extension sémantiques. En outre, à la suite de Bopp, Brugmann et Stolz, et contre Wackernagel et Niedermann, il admet l'identité morphologique du gr. *-όεις* (dans *οἰνόεις*) et du lat. *-ōsus* (dans *uinosus*), ce dernier provenant d'un élargisse-

ment en *-to-* du suffixe *-owent*[s] et tout rapport entre *-ōsus* et la racine de *odor, olēre* étant exclu. Quant à *-ulentus*, il représenterait également une forme complexe, et se décomposerait en *-ul-* (comp. *credulus*) + *-ento-* < **-wento-* (comp. *cruentus*). Au vrai, il est peu probable que ces hypothèses résolvent définitivement le problème, et M. Ernout ne paraît pas — me trompé-je? — disposé à en défendre tous les détails jusqu'au feu *inclusivement*, en quoi il se montre conscient des limites imposées à la science spéculative.

Il vaut la peine de reproduire l'essentiel des conclusions auxquelles l'auteur aboutit au terme de ses recherches (p. 102): ,,L'étude précédente a confirmé l'explication qui fait des adjectifs en *-ōsus* et en *-ulentus* des dérivés au moyen d'un suffixe, et non des composés, et les a replacés parmi les formations normales du latin, supprimant une anomalie à laquelle les partisans de la composition n'avaient pas suffisamment pris garde. Elle a fait apparaître aussi les changements qui peuvent survenir dans un groupe de mots, au cours de l'histoire de la langue, et constaté l'extension mécanique de certains types que la langue adopte comme modèles, de préférence à d'autres: par ex., la multiplication des formes en *-uōsus*, qui, non seulement se sont développées en latin aux dépens des formes en *-ōsus*, mais continuent à vivre et à s'accroître dans le français moderne. Enfin elle a montré l'influence profonde que le grec n'a pas cessé d'exercer sur le latin. On a pu constater la disproportion qui existe entre le nombre des adj. en *-ōsus* et celui des adj. en *-ulentus*. Or, il est apparu d'une façon évidente que le succès du premier groupe est dû au fait qu'il a servi à traduire d'une part les adjectifs grecs en *-όεις*, *-ήεις* de la poésie, d'autre part les formes en *-ώδης* avec lesquelles étaient venus se confondre les composés en *-οειδής* des langues techniques. . . . Cette circonstance a donné au groupe en *-ōsus* une vitalité qui n'est pas près de s'éteindre, tandis que les formes en *-ulentus* isolées en latin, sans correspondant en grec, se sont maintenues péniblement, et sans s'étendre. Quand le français moderne crée des mots comme ,cercleux' ou ,théâtreux', c'est, en dernière analyse, un type grec qu'il imite, dissimulé sous un vêtement latin."

Ces quelques lignes montrent le profit que le romaniste pourra tirer de l'étude de M. Ernout, dont l'essentiel réside, comme c'est le cas le plus souvent dans les travaux de ce genre, dans la liste, qui vise à être complète, des adjectifs formés à l'aide des suffixes *-ōsus* et *-ulentus*, et dans les observations de détail, faites avec un maximum de concision, sur la formation et l'histoire de chaque dérivé, dès son apparition en latin jusqu'à son passage dans les langues romanes, s'il y a lieu. Je renvoie le lecteur désireux de se renseigner de plus près au compte-rendu de M. G. Redard, dans la revue portugaise *Humanitas* III (1951). — Une brève remarque pourtant à propos de *temulentus* (p. 96). M. Ernout a été arrêté, après d'autres, par l'étymologie de ce mot. Faut-il partir de *temetum* et supposer une haplologie favorisée par l'existence de *uinolentus*, ou plutôt de **temum*, que supposent *abstemius* et certaines formes romanes continuant des diminutifs latins **temulus*, **temellus*? En fait, *temum* est bel et bien attesté, mais dans des conditions qu'il vaut la peine de rappeler. La glose 1003 du *Glossaire biblique de*

Reichenau porte *Temulenta: hebria. temum dicebant antiqui uinum.* Etant donné le caractère tardif et isolé de ce témoignage (Isid. de Sév., *Orig.* 10, 271, donne *temulentus, a temeto, id est uino, dictus*), j'ai admis autrefois (*Contrib. à la crit. et à l'explic. des Gl. de Reich.*, Neuchâtel 1936, p. 82) que le glossateur avait pu refaire la forme *temum* à partir de *temulentus* et sur le modèle du couple *uinum/uinulentus*. Cette explication n'exclut évidemment pas qu'il ait eu la chance de reconstituer un mot qui avait effectivement existé à date très ancienne. Dans ce cas, il n'aurait pas procédé autrement que le romaniste moderne qui, à travers une forme romane donnée, s'efforce de rejoindre le mot latin dont elle est issue.

André Labhardt

Bror Danielsson, *Studies on the Accentuation of Polysyllabic Latin, Greek, and Romance Loan-Words in English.* With Special Reference to those ending in *-able, -ate, -ator, -ible, -ic, -ical*, and *-ize* (Stockholm Studies in English, III. Ed. F. Behre). Stockholm, Almqvist & Wiksell, Oxford, B. H. Blackwell Ltd., New York, Stechert-Hafner Inc. 1948. XVI + 644 + 6 S.

Während zehn Jahren hat der Verfasser gewissenhaft Wörterbücher exzerpiert und mittelenglische Verse skandiert, er hat Grammatikerzeugnisse und Sprachlehrer befragt, um historisch zuverlässiges Material für sein groß angelegtes Werk zu sammeln. Das Urteil des Verfassers ist vorsichtig abwägend, er ist sich bewußt, daß weitere Spezialuntersuchungen nötig sind, bevor gewisse Fragen gelöst werden können: „The question why the Latin and French weak forms came to be decisive — in certain cases — for the accentuation of the corresponding English verbs cannot be answered until a special investigation has been made", p. 35.

Angesichts einer Leistung, die so viel entsagungsvolle Forscherarbeit und geistige Disziplin verlangt hat, fällt es dem Kritiker doppelt schwer, die letzte Anerkennung zu versagen. — Zunächst scheint die Anlage des Buches nicht sehr glücklich. Auf S. 39 hat der Verfasser klar die verschiedenen Faktoren, die die Wortakzentuierung beeinflussen, in sieben Rubriken aufgezählt. Will man aber z. B. aus seinem Buch erfahren, in welchen semantischen Gruppen analogische Akzentuierung („attraction") besonders gewirkt hat, so bleibt einem nichts anderes übrig, als in den verschiedenen Abschnitten, in denen die Wörter nach Endungen gruppiert und nach Betonungstypen untergegliedert sind, sich das Material zusammenzulesen. Das Einteilungsprinzip, das in seiner Kompliziertheit hier zu schildern zu weit führen würde, hat oft zu Raumverschwendung geführt. So wird eine Äußerung über die Betonung von *extravasate* und *circumvallate* viermal gegeben (S. 91, 92, 102, 115); gelegentlich kommen noch andere Schwierigkeiten dazu: Auf S. 90 finden wir das Betonungsschema des Verbs *deteriorate* als – ´ – – ‿ – angegeben. Die Erklärung für solche auffällige Silbenzählung erscheint erst auf S. 111; das Wort *deteriorator* wird auf S. 123 behandelt.

Manchmal hat man den Eindruck, daß der Verfasser dem Leser das Leben so schwer wie möglich machen will, dadurch daß er ein

sehr kompliziertes System von Verweisen eingeführt hat: Auf S. 133 begegnet man dem seltsam betonten Wort *dictator* mit der Quellenangabe K 1944; will man die Angabe nachprüfen, wendet man sich natürlich an das Verzeichnis der Abkürzungen; dort wird auf „Kenyon, John“ verwiesen, von dort auf „Part II, Appendix I § 72. Um das zu finden, muß man aufs Inhaltsverzeichnis zurückgreifen. Endlich entdeckt man auf S. 433, daß das Wort nur als Amerikanismus belegt ist!

Der Katalog der Sonderbarkeiten des Buches ist damit bei weitem nicht erschöpft. Wiederholt (S. 92, 104, 120) versichert uns der Verfasser, daß er keine Evidenz für Betonung auf letzter Silbe bei Wörtern, die auf *-ate* enden, gefunden hat. Man denkt natürlich sofort an *create, dictate, narrate, inflate, innate* usw., die, soweit ich sehe, nirgend behandelt sind. (Sollten sie zu einer der auf S. 230—31 aufgeführten 18 Ausnahmegruppen gehören, und zu welcher?) Ich möchte doch meinen, wenn Shakespeare schreibt: *Are you a god? Would yóu creáte me néw* (Comm. Err. III. ii. 39; cf. NED s. v. *create*), und wenn der Verfasser selbst ein *increáte* anführt, daß eine Betonung *creáte* für die Zeit vor 1750 gesichert ist?

Merkwürdig ist auch des Verfassers Silbenzählung. Nach ihm hat *deteriorate* sechs Silben, *deteriorator* entsprechend sieben (s. oben), *bearable* und *curable* (S. 230) je vier Silben. Nach des Verfassers eigenen Worten ist die Zählung [di/ti/ə/ri/ə/reit] „an extension of the tetartone owing to the development of a glide vowel between *i* and *r*“ (S. 111). Da nun physiologisch gesprochen das [i] der Endung [-eit] auch nichts anderes ist, sollte der Verfasser eigentlich sieben Silben zählen, oder ein Schotte, der den „glide vowel“ nicht spricht, einen englischen Vers, in dem das Wort vorkommt, falsch skandieren. Das sowie die viersilbigen *bearable* and *curable* sind doch nur Konstruktionen auf dem Papier.

Ein Mangel, der dem ganzen Buch anhaftet, ist das Fehlen jeglicher Unterscheidung zwischen gesprochenem und geschriebenem Englisch. Ich habe mich durch wiederholte Versuche mit gebildeten und sogar gelehrten Engländern überzeugen können, daß eine große Anzahl von Wörtern, die irgendwelche gelehrte Pedanten einmal aufgezeichnet haben und die der Verfasser unterschiedslos mit wirklich gesprochenen Worten anführt, entweder nicht gekannt werden oder auf verschiedene Weise ausgesprochen werden; oft liegt das daran, daß niemand weiß, wie gewisse Wörter ausgesprochen werden, selbst wenn man noch ihren Sinn versteht. Manche sind richtige Sprachmonster: *verticillate, sesquiplicate, lamellirostrate, trieteric* usw. usw. Daher ist es nicht verwunderlich, daß Wörterbücher derartige Vokabeln mit unwahrscheinlichen Akzenten versehen, und viele Fälle, die der Verfasser als Druckfehler bezeichnet, mögen auf Unkenntnis der Aussprache zurückzuführen sein.

Natürlich sind Dialekte gar nicht berücksichtigt. Ich lebe in einer sprachlichen Umgebung, in der die Gebildeten *realíze, analýse, compensáte, investigáte* betonen, wobei die betonte Silbe eine höhere Tonlage hat (so in Jamaica, Nevis, Barbados, aber nicht Trinidad); meine Hoffnung, die Erklärung dafür in des Verfassers Buch zu finden, ist enttäuscht, da er sich nur um „Standard-Englisch“ kümmert, wo diese Akzentuierung kein Vorbild hat.

In vielen Fällen spricht der Verfasser von „variant accentuation"; so wird oft die „double accentuation" (*incápable*, S. 72) bezeichnet. Nur wer Englisch spricht, weiß, daß damit emphatische oder gegensätzliche Betonung gemeint ist. Die Liste kritischer Bemerkungen ließe sich leicht verlängern: Was ist das Negativ von *lamentable* (S. 64)? Warum soll die Betonung von *come-át-able* ihre Erklärung in Sätzen wie „The bull came at me with his head down" (S. 79) haben? Auf S. 20 wird Fowlers „recessive accent" Theorie als „plainly incompetible with the facts" bezeichnet. Dennoch hat der Verfasser im zweiten Teil Wörter verschiedener Akzentuierung so angeordnet, als gälte die Theorie des „recessive accent", und das aus keinem anderen Grunde als „it is generally assumed that one of the principal forces influencing the accentuation of loan-words is what Fowler (D. M. E. U.) calls ‚recessive accent' . . ." (S. 228).

Die positiven Aspekte des Buches liegen in einer vollständigeren Ausschöpfung der Quellen als es bisher geschehen ist, und in verschiedenen Berichtigungen gewisser Theorien. Den Romanisten interessiert es besonders zu erfahren, daß nach des Verfassers Ansicht Luicks Lehre vom Einfluß des Nebenakzentes französischer Wörter auf Proparoxytona von mehr als drei Silben (*extrávagant*) wahrscheinlich abzulehnen ist. Man sollte darin vielmehr einen Einfluß der Betonung lateinischer Wörter sehen, wie sie sich in der mittelenglischen Periode unter dem Einfluß der Schulen und besonders der vom mittellateinischen Kursus begünstigten Tendenz des spondäischen Rhythmuses ausgebildet hatte. Der Verfasser polemisiert ebenfalls wiederholt gegen Jespersens rhythmische Theorien und besonders gegen sein „principle of the ‚heavy syllable'" (S. 20—24 und passim). Man wird seinen Argumenten in dieser Hinsicht nur zustimmen können.

M. Sandmann

Dicziunari rumantsch grischun, publichà da la Società Retorumantscha cul agüd da la Confederaziun, dal Chantun Grischun e da Lia Rumantscha. Fundà da Robert de Planta, Florian Melcher, Chasper Pult; Redacziun Andrea Schorta. Cuoira 1950. 19. Fascicul S. 241—288).

Das große Wörterbuch des Weströtischen, von dem hier schon wiederholt die Rede war (s. LX, 268; LXIII, 209) schreitet rüstig voran. Der Dank dafür gebührt vor allem der nie erlahmenden Schaffenskraft dessen, der die Hauptlast des Unternehmens zu tragen hat, Andrea Schorta, dann aber auch der Hilfe, die er laufend von dem Vorsitzenden der wissenschaftlichen Kommission des Unternehmens, J. Jud, erhält. Seit einiger Zeit greift Jud auch direkt in die Abfassung der Artikel ein, wird also in einem gewissen Sinne zum Mitredaktor. Er hat es übernommen, den etymologischen Teil der Artikel zu schreiben, die besondere Schwierigkeiten bieten, oder deren Beurteilung einen Gang durch die ganze Romania erfordern. Es entstammen dieser Mitarbeit so ausgezeichnete Beiträge wie die Ergründung des Gegensatzes zwischen dem engad. *battaisem* „Taufe" und dem obwald. *batten*, ein Problem, um das sich Ascoli, Meyer-Lübke und Huonder umsonst bemüht hatten. Jud löst die Schwierig-

keit durch einen Hinweis auf die in Handschriften der Vulgata belegte spätlat. Nebenform *baptimus*, eine Rückbildung aus der ebenfalls belegten Form *baptissimus*, welche das griech. Wort bei der Aufnahme in einen Superlativ verwandelt hatte. Oder siehe den Artikel *bavun*, in dem dieses Wort mit seinen oberitalienischen Entsprechungen auf lat. *vadus* (+ *-one*) zurückgeführt wird. Unter dem Stichwort *bategl* wird die schwierige Sippe diskutiert, der das besonders dem Osten des Galloromanischen angehörige *patte* „chiffon" angehört Mit Recht zweifelt Jud aus geographischen Gründen die Auffassung von Meyer-Lübke an, der sie mit einem langobard. **paita* verbinden wollte, das die Entsprechung des belegten got. *paida* „Rock" gewesen wäre. Zwar stimmen die Belege in Italien sehr gut zum Gebiet der intensivern langob. Siedlung. Für die Franche-Comté und Lothringen könnte man zur Not an das Alemannische denken (Jud sagt, das Wort sei auch im Wallon. und in Westfrankreich, wenn auch nur spärlich, belegt; mir fehlen in diesen Regionen Belege überhaupt; nach meinen Materialien wären das Bourbonnais und die Auvergne die westlichsten Gebiete, in denen die Wortfamilie noch vertreten ist). Aber es ist unabgeklärt, wie dieses Wort, das nach seiner Lautung innerhalb des German. nur westgermanisch sein könnte, in den östlichen Teil des Occitanischen gekommen wäre (Provence. Ardèche *pato* usw.). Und doch fällt es, trotz alban. *petke* „Gewand", schwer, einen vorrömischen Ursprung anzunehmen, da asächs. *pêda* „Hemd", ags. *pâd*, lothrd. *peit* „Ballen Tuch" zeigen, daß das Wort tatsächlich dem Westgerm. angehört hat. Außerdem ist das lautliche Argument, das Jud gibt, hinfällig. Man sieht nicht recht, warum er immer von langob. *paida* spricht. Dies ist doch die gotische Form, während die langob. von Meyer-Lübke wohl richtig mit **paita* angesetzt wird. Es ist auch nicht richtig, daß lgb. *ai* im Italienischen stets *e* ergebe, vgl. Bruckner, hier 24, 70 und Gamillscheg Rom. Germ. 2, 208 f. In die Diskussion einzubeziehen ist auch die Form mit *-d-*: Neu-Hengstett *pada* „chiffon", die gut zu dem ostgerm. *paida* passen würde. Es bleibt auch zu beachten, daß *paeda* „kurze Jacke" bereits in der Martialrezension des Gemadins auftritt, die aus dem Jahre 401 stammt; vgl. ALL 13, 279. Die Goten haben das Wort vor oder während großen Wanderungen dem Lat. vermittelt. Meine Auffassung neigt also immer noch mehr zu einer germ. Herkunft des Wortes als zu einer vorrömischen, wenn auch die Verbreitung noch der Abklärung bedürfte. Im übrigen enthält auch dieses Faszikel viele Artikel, welche die Kunst der Darstellung, die Schortas Arbeitsweise kennzeichnet, voll zur Geltung bringt. Ich denke hier vor allem an die Artikel *be* „nur" und den gerade noch beginnenden Artikel *bel* „schön", der durch seine reiche Inhaltsübersicht schon ahnen läßt, welche Schätze er bringen wird. W.

Andreas Blinkenberg, *Le Problème de l'accord en français moderne*, Copenhague, (Kgl. danske Videnskabernes Selskab, Hist.-filol. meddelelser, XXXIII, 1) 1950, 180 pages.

A cela près qu'il se présente un peu trop comme une critique de la thèse de P. Høybye *(L'accord en français contemporain*, Copenhague, 1944), le livre de A. B. constitue un essai intéressant de typologie syn-

taxique. La définition dont il part est volontairement complexe: „L'accord est ce phénomène morpho-syntactique qu'un mot qui, sous forme de prédicat ou d'épithète, détermine un autre mot de la même phrase, est déterminé morphologiquement par le mot qu'il détermine syntactiquement" (p. 12). Deux tendances en effet se font jour dans son étude: conserver le terme admis d'*accord*, tout en y rangeant des faits qui, d'un point de vue structural, sont aujourd'hui étrangers les uns aux autres. Le problème de l'accord n'est qu'un aspect du problème plus général de la constitution de la phrase; le fait linguistique auquel il correspond est le degré d'unité exigé par l'expression. Mais cette perspective est élargie encore par A. B., qui considère aussi la phrase à terme unique *(Malheureux!)* et même des composés du type *bonjour*. Il obtient ainsi une vaste échelle de possibilités allant de l'inorganisation syntaxique à la cohésion totale excluant la diversité morphologique. L'ensemble de l'étude tend à établir une gradation qui permette de passer, de manière organique, de l'un à l'autre type extrême.

Les termes d'un groupe qui réalise un accord sont-ils morphologiquement indépendants et ne se rapportent-ils qu'au sens à exprimer? Ou bien y a-t-il une relation morphologique structurelle vraie? La réponse est suggérée par la question même: l'accord sera considéré comme une détermination morphologique d'un mot de la phrase, détermination qui est entraînée soit par le sens soit par la forme d'un autre mot, soit par les deux ensemble. Moins qu'une distinction rigide, on obtient ainsi en théorie deux zônes grammaticales (accord-sens et accord-forme) qui partiellement (dans la majorité des cas, du reste) se recouvrent.

Sur cette base théorique, non entièrement neuve, A. B. étudie systématiquement les rapports sujet-prédicat, (sujet-) verbe (-prédicat), apposition, substantif-épithète, substantif-article. La démonstration est intelligente, et appelle très peu de réserves, uniquement dans le traitement des „cas particuliers": ainsi, p. 163, à propos du type *Le Normandie* (bateau), *un Hollande* (fromage), A. B. emploie les termes d'„ellipse" et de „brachylogie", ce qui est peut- être une simple maladresse d'expression, mais cadre mal avec l'ensemble de son étude, et reste fort discutable. Certains exemples me paraissent relever de la tradition grammaticale livresque plus que de la langue vivante: ainsi *ma maison et la sienne est . . .* (pour *notre maison est . . .* ou *ma maison, qui est aussi la sienne, est . . .*). C'est un désavantage commun à la plupart des travaux grammaticaux écrits hors de France, que de recueillir ainsi des types de construction qui ont peut-être été attestés à une certaine époque, parfois très brève, mais qui ont disparu entièrement de l'usage. Autre écueil, auquel il est difficile d'échapper: la langue familière, telle que la rendent les écrivains (et telle que la puisent chez eux beaucoup de grammairiens) est une *imitation littéraire* (fût-elle involontaire) du langage parlé, non son pur reflet. En tout état de cause, il est assez difficile de mesurer l'indice de réfraction, et je vois mal comment l'on pourrait remédier à cette cause d'erreur tant que l'on n'aura pas des enregistrements grammophoniques du langage populaire et familier, comme on en a de certains dialectes.

P. Zumthor

M a c k e n z i e, F r a s e r, *Les relations de l'Angleterre et de la France d'après le vocabulaire;* 2 vol.; Paris, E. Droz, 1939.

Dieses Werk ist, zum Teil wegen der Kriegsverhältnisse, in manchen Ländern wenig bekannt geworden, so daß sich ein Hinweis darauf auch mehr als zehn Jahre nach dem Erscheinen noch rechtfertigt.

Gegenüber den beiden bekannten Vorgängern Behrens und Bonnafé unterscheidet sich Mackenzie vor allem nach zwei Richtungen: er hat in einem Maße, wie es bisher nicht getan worden ist, in beiden Sprachen die Literatur im weitesten Sinne des Wortes in größter Breite herangezogen, vor allem auf den Gebieten der Wissenschaft, der Philosophie, der Politik, der Nationalökonomie u. a. und hat eine Überfülle von neuem Material gehoben (s. die Literaturangaben im ersten Band S. 11—42, im zweiten S. 11—30). Und sodann hat er das Thema nicht einseitig behandelt, wie die beiden andern Autoren; vielmehr hat er die Erforschung und Darstellung der Kulturbewegung über den Kanal weg in beiden Richtungen erfaßt. Daher auch die beiden Bände, von denen der erste die englischen Wörter im Französischen, der andere die französischen im Englischen behandelt. Da die Literaturen beider Länder zu berücksichtigen waren, mußte eine wirklich ungeheure Masse von Quellen durchgearbeitet werden. Das hat sich durch die Präzision der Ergebnisse durchgehends gelohnt, ganz besonders dort, wo ein Wort wiederholt von einer Sprache in die andere übergegangen ist; vgl. etwa die Wörter *patriote*, *réaliser* usw.

Als Gesamtbehandlung des Themas wird das Werk von Mackenzie kaum mehr übertroffen werden können. Das will nicht sagen, daß nicht im Einzelnen dieses oder jenes sich noch verschieben wird. Dies gilt besonders für die älteren Perioden, während für die Zeit seit etwa 1600 nur wenig kritische Bemerkungen zu machen sind. M. hat natürlich darauf verzichtet, eine vollständige Übersicht von den französischen Elementen zu geben, die in anglonormannischer Zeit ins Englische übergegangen sind. In der Tat handelt es sich ja nicht um Lehnwörter im eigentlichen Sinn, sondern um Superstratwörter. Es ist immer noch nicht genügend auf die Tatsache hingewiesen worden, daß der Prozeß, durch den Wörter, die durch Überwanderung und die daran anschließende längere Periode von Zweisprachigkeit in die zuletzt obsiegende Sprache übergehen, ganz anders geartet ist, als derjenige der Entlehnung von einer Sprache in eine andere , die von ihr räumlich getrennt ist. Die betreffende Menschengruppe selber verschmilzt mit der alten Bevölkerung des Landes und bringt als ihren Beitrag zur allmählich gemeinsam werdenden Sprache eine gewisse Zahl von lexikalischen Elementen mit, aus den Lebensgebieten, in denen sie den Vorrang hatte. Genau dasselbe Verhältnis herrscht bei den Substratsprachen und den Substratwörtern (etwa dem Gallischen im Französischen). Vom Standpunkt der Zielsetzung des Buches aus hätte man daher sehr wohl auf diesen im 2. Band ältesten Teil (etwa bis 1350) verzichten können. Man wird es aber doch nicht bedauern, daß M. auch diese Periode behandelt hat. Vor allem nicht, weil er hier eingehend die Gründe untersucht, die zu dem bekannten Gegensatz geführt haben, in dem im Englischen die Elemente mit rein normannischer Lautgebung zu denjenigen stehen, welche den franzischen Lautstand aufweisen *(to catch, to chase)*. Durch eine

vergleichende Chronologie der Belege kommt er zum Ergebnis, daß fast durchgehend die französische Form viel später liegt, als die normannische und diese manchmal verdrängt hat (vgl. etwa *machon* im Jahre 1165, *mason* seit ca. 1300). Im großen ganzen ist also zuerst die in der Normandie entwickelte Form des Galloromanischen nach England getragen worden; im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts tritt dann allmählich eine Französierung dieser Elemente ein. Ein wichtiges Glied in der Kette dieser Vorgänge hat nun allerdings M. nicht untersucht, nämlich die Rolle, die dabei das in England gesprochene und geschriebene Französisch spielte. Man müßte einmal die sicher in England geschriebenen Texte des 13. und 14. Jahrhunderts darauf untersuchen, in welchem Maße und in welchem Tempo das Französische auf der Insel sich der auf dem Festland zum Siege gelangten Form des Nordgalloromanischen annäherte. Dieser Prozeß hat sicher stattgefunden; aber nähere Untersuchungen darüber stehen noch aus, eine lockende Aufgabe für einen jüngeren Romanisten. Die Ursachen dieses Phänomens liegen wohl wesentlich in zwei Tatsachen: in der Lösung der politischen Verbindung mit der Normandie im Jahre 1204, wodurch die spezifisch normannischen Formen im Anglonorm. ihren Rückhalt verloren, und in dem nun rasch wachsenden Prestige der Isle-de-France und ihrer sprachlichen Suprematie im geographischen Bereich der französischen Sprache, die eine Ursache also negativ wirkend (gegen das Normann.), die andere positiv (für das Franzische).

Daß besonders für die ältere Zeit verschiedenes zu berichtigen ist, darf bei dem Umfang des Stoffes nicht verwundern. Es seien hier einige Punkte angemerkt, in denen die Auffassung von M. wohl zu modifizieren ist: S. 55 *ale* ist nicht aus dem Engl., sondern aus dem mndl. entlehnt, wie schon die Geographie des Belegs zeigt; daß *algier* engl. Ursprungs ist, müßte begründet werden. — S. 56. Was *cloche* hier zu suchen hat, ist nicht recht ersichtlich. — S. 57. *godon* nicht hierher, s. FEW 4, 185; *lingot* ebensowenig, s. FEW *lingua*. *haquenée* wird von Bonnafé und Mackenzie aus der Chronik von Jean le Bel belegt, diese aber auf 1327 angesetzt, statt etwa auf 1360. Mit *bréchet* (aus *brisket*) und *tique* bildet es eine kleine Gruppe von Wörtern, die durch die englischen Heere während des hundertjährigen Krieges nach Frankreich verschleppt worden ist, und die M. nicht beachtet hat. Dazu gehört sicher auch fr. *arrimer*, in der nautischen und in der allgemeinen Bed. (seit 1398), das Valkhoff mit Recht aus den ndl. Entlehnungen ausgeschieden hat und das aus me. *rimen* „räumen“ stammt. Desgleichen mfr. *run* „place, rang d'une personne“, *arruner* „mettre en ordre“ (mit großer Wortfamilie im Gallorom.) zu me. *rum* „Raum“ usw. Ebenfalls im 14. Jahrhundert wurde engl. *chip* „kleines Stück“ entlehnt, s. FEW 2, 638. — S. 61. Es ist nicht verständlich, was *cabane* unter den Anglizismen zu suchen hat. *drinquer* ist wohl eher niederländischen Ursprungs. — S. 62. *goudalle* aus dem Ndl., wie oben *ale*. — S. 281. Von den hier als Erstbelege gegebenen Wörtern sind wohl *popularité* und *réimporter* zu streichen, für die Mack. keine Belege gibt; *semoir* als einen Anglizismus zu geben, weil eine in England erfundene Maschine so benannt wird, geht doch nicht an, da *semoir* selber schon im 14. Jahrhundert belegt ist. — S. jetzt auch noch St. de Ullmann, Anglicisms in French, PMLA 1947.

Nachzutragen, weil bei Mackenzie nicht berücksichtigt, sind folgende Wörter: *insane*, das, wie *insanité*, seit 1815 belegt ist (L'Angleterre vue à Londres 201 f.); beide sind seit dem 16. Jahrhundert englisch. *suit* „vêtement complet", das infolge des englischen Einflusses auf die Herrenmode eine Zeitlang im Franz. in Gebrauch war (Larousse 1907—1933). *infinitésimal*, das im Engl. gebildet worden ist, zuerst in der Bed. „der in einer Reihe an ‚unendlichster' Stelle steht" (1655), seit 1706 bereits in der bekannten mathematischen Bed.; im Franz. erst seit 1743 bezeugt; hingegen ist *infinitésime* im Franz. geschaffen worden, und zwar durch Rückbildung aus *infinitésimal*. *incidence* in der physikalischen Bedeutung, zuerst bei Bacon belegt, erst später auch im Franz.

Das Ags. hat dem Kontinentalfranzösischen, auch dem Normannischen merkwürdig wenig Wörter vermittelt. Mit um so größerer Aufmerksamkeit wird man jedes einzelne Wort in diesem Gebiet registrieren. Solche sind in norm. *élider* „gleiten", *lider*, das fast nur im Agn. und Norm. vorkommt und daher sicher nicht mit ML auf das ndd. *sliden*, sondern auf das ags. *slidan* zurückzuführen ist; bess. *rade* „ornière", aus ags. *rād* „weg". W.

Dom Michel Jungo, *Le vocabulaire de Pascal étudié dans les fragments pour une Apologie*. Bibliothèque du „Français Moderne", éd. D'Artrey, Paris. Thèse de Fribourg (Suisse).

Voici une excellente étude où Dom Michel Jungo s'attache à prouver que Pascal, dans les Pensées sinon dans les Provinciales, s'est moqué de l'éloquence, c'est-à-dire de la perfection classique et qu'isolé par la maladie, détaché du monde, cet impulsif qui n'avait plus qu'un but: faire l'apologie de la religion chrétienne, n'a cherché qu'à être pénétrant, incisif, sans plus se soucier des règles de Vaugelas. Certes, les Pensées ne sont que des brouillons. Dom Jungo nous prouve cependant que, même si Pascal avait pu achever son oeuvre, il y aurait apporté des corrections de fond plutôt que de forme et aurait changé les mots non pour se conformer au purisme, mais pour faire mieux voir, comme lorsqu'il remplace „blesser la vue" par „crever les yeux". Cet indépendant a choisi ses modèles à sa guise: non pas la cour comme tout le monde, mais Montaigne et Port-Royal.

Au seuil de son travail, l'auteur recherche comment Pascal a prononcé et orthographié les mots. Si le résultat de son enquête est négatif pour l'orthographe, car Pascal semble bien s'en être moqué comme de l'éloquence, la reconstitution de la voix de Pascal est émouvante. Nous apprenons qu'en bon Auvergnat, il prononçait les o comme des a (arient pour orient).

Passant au lexique, l'auteur découvre quelques néologismes (dont un seul serait de l'invention de Pascal: incontradiction), passablement d'archaïsmes provenant surtout de Montaigne (piper, abêtir), des mots bas (bout, coup de bâton, gens), des mots techniques (absolu, automate, atome, hétérogène) ou indécents dans l'esprit des dames à tabouret (enfanter).

Venant de là au style, Dom Jungo étudie les variantes du texte et conclut que Pascal cherche à être précis, concret, incisif (petitesse devient petite chose, et trouver une lettre, surprendre une lettre).

Si l'on considère la sémantique, on découvre que Pascal ne craint pas de donner un sens spécial à tel mot usuel (le coeur, par ex., se charge de ce qu'il enlève à la raison). D'autre part, il recourt à tous les jargons pour exprimer sa pensée. Quand il appelle l'homme: imbécile ver de terre, dépositaire du vrai, il associe une expression familière à une formule solennelle, si bien que son style peut être qualifié d'hétérogène. Certaines images sont empruntées à Montaigne, à la Bible ou au langage courant, mais beaucoup lui sont personnelles comme celle-ci: „ce terme où nous pensions nous arrêter . . . (qui) nous glisse et fuit d'une fuite éternelle."

Dans un dernier chapitre, l'auteur relève les mots condamnés par les grammairiens du XVII*ème* et figurant dans les Pensées, note les expressions des Pensées qui sont à l'empreinte de Port-Royal et termine par une étude de l'esthétique de Pascal. La théorie esthétique de l'Art de persuader est classique, faisant intervenir la raison. Mais le style des Pensées est, en fait, anticlassique, et vise à émouvoir en s'adressant aux sens, nous mettant par exemple en contact avec le „crissement du charbon qu'on écrase du talon".

Dom Jungo a le grand mérite d'avoir tracé un portrait vigoureux de Pascal en juxtaposant des vocables, comme ces ingénieux et patients artistes qui, avec de simples dés de pierre, ont constitué les vivantes mosaïques de Ravenne. W. LACHER

O. Bloch et W. v. Wartburg, *Dictionnaire étymologique de la langue française.* Deuxième édition refondue par W. v. Wartburg. Paris (Presses Universitaires de France) 1950. XXXI und 651 S.

Schon rein technisch ist die von v. Wartburg auf Grund seiner inzwischen aufgearbeiteten *FEW*-Materialien neugefaßte Zweitauflage ein Fortschritt. Hatte die Erstauflage zusammen ca. 800 Seiten und war in recht unbequemer Weise auf zwei Bände verteilt, so ist es nunmehr durch ökonomische Druckanordnung wie auch durch unschädliche Textkürzungen gelungen, den Umfang auf 650 Seiten zu reduzieren und so das ganze Wörterbuch in einem handlichen Band unterzubringen. Die Stärke des Werks liegt nach wie vor in der Beachtung sprachwissenschaftlicher Gesichtspunkte (die Artikel orientieren über die Lagerung der Wörter und gegebenenfalls auch ihrer Synonyme in Gallien und in der Gesamtromania) und der Sach- und Kulturgeschichte. Dazu kommen die aus dem großen *FEW* gewohnten philologischen *virtutes*, die in der Zweitauflage durch zahlreiche Datierungsverbesserungen neu hervortreten. Hinter allem steht die Fülle der Materialien des Basler *Centre mondial de la lexicographie française.* Trotz aller Kürze ist das Wartburgsche Wörterbuch in den Begründungen und sprachgeographisch-kulturhistorischen Erläuterungen zu den gegebenen Etymologien *più nutrito* als das sehr notizenhafte *Dictionnaire étymologique* von Dauzat.

Einige Bemerkungen über Änderungen der Etymologie gegenüber der 1. Auflage: *Abricot* wird statt auf span. *albaricoque* (1. Auflage, Gamillscheg) oder pg. *albricoque* (1. Auflage, Gamillscheg, Dauzat) nunmehr auf katal. *albercoc* zurückgeführt. In der Tat scheinen gerade orientalische Wörter seit dem 16. Jahrhundert häufiger über das Katal. gekommen zu sein, so auch *aubergine* im 18. Jahr-

hundert aus kat. *alberginia.* — *Aubaine*: die morphol. unmögliche Herleitung aus lat. **alibanus* zu *alibi* brauchte wohl nicht mehr (ablehnend) erwähnt zu werden. — *Brave* wird von v. Wartburg seit dem 14. Jahrhundert belegt, während Dauzat den Beleg aus dem 14. Jahrhundert aus den *RF* 60, 1948, 551 angegebenen Gründen fallen ließ. Auffällig allerdings das adv. *bravement* im 15. Jahrhundert. Gleichzeitige Entlehnung aus dem Ital. und Span. (v. W. und Dauzat, während Gamillscheg das Wort aus dem Span. ins Ital. und von dort ins Frz. wandern läßt) ist natürlich als *ignoramus* zu deuten. Rätselhaftes Wort. — *Classique*: Die Wiedergabe der Gelliusstelle ist mißverständlich. — *Colline* wird von v. W. nicht mehr als Lehnwort, sondern als westl. Regionalismus angesehen. Näheres im *FEW*. *Pilori* wird nunmehr auf mittellat. *pilorium* (zu *pila*) zurückgeführt.

Es sei nicht verschwiegen, daß die Lektüre und Benutzung eines oder mehrerer etymolog. Wörterbücher — wenn es auf die Etymologie ankommt — immer nachdenklich stimmt, was allerdings nicht den Lexikographen — und am wenigsten v. W. — zum Vorwurf gemacht werden kann. So ist es etwa trotz aller Sprachgeographie noch nicht gelungen, das *-r-* von *borne* (< **bodina*) zu erklären. Auch semantisch wird einem Außenstehenden von der Linguistik oft viel zugemutet. So soll der Name der Kellerassel *cloporte* den Satz *clo porte* „schließe die Tür" enthalten, *parce que ce crustacé se replie sur lui même au moindre contact, par comparaison avec un homme qui, en présence d'un danger, ferme sa porte.* Dazu wird eine Parallele aus den Abruzzen beigebracht: *inserraporta* „Kellerassel". Dauzat lehrt: *altération, par attraction de clore et porte, d'une forme mal établie, peut-être *clopote, dérivé de cloper „boiter"; le repliement du cloporte, quand on le touche, ne peut évoquer la fermeture d'une porte* (dies gegen Bloch-v. W.). Weitere Vorschläge (*scolopendra* „Tausendfuß" gekreuzt mit *centipeda* „Hundertfuß" u. a.) s. Gamillscheg, der selbst die gleiche Ansicht wie Dauzat vertritt. —

Sicher abwegig ist die neue Etymologie von *houblon*: es soll auf mittelniederl. *hoppe* „Hopfen" beruhen und sein *-b-* statt *-p-* einer nachträglichen Sonorisierung nach dem Muster *corp-corbeau*, seinen Wortausgang *-lon* seinem afr. (mlat.) Vorgänger **homlon* (< fränk. **humilo*) verdanken. In der ersten Auflage wurde die Entwicklung *homlon* > *houblon* auf Einmischung von *hob(el)er* „remuer" zurückgeführt. Grund: *le houblon se balance de droite et de gauche avant d'être appuyé au tuteur.* Das gleiche meint Dauzat. Nach Gamillscheg soll mlat. *lupulus* „Hopfen" eingewirkt haben, während die Herleitung von ndl. *hop* (die nun v. W. wieder auffrischt) morphologisch schwierig sei. Also ein Labyrinth. In Wirklichkeit sind afr. (mlat.) **homlon* und mfr. nfr. *houblon* natürlich identisch. Statt des nördl. **homlon* hieß es normalerweise im Frz. **homblon*, vgl. *ensanle* = *ensemble* usw. Aus **homblon* entsteht durch Nasaldissimilation ganz ordnungsgemäß *houblon*, vgl. *roncin* > *roussin* (also nicht Kreuzung mit *roux*), *compain* > *copain* (vgl. *RF* 60, 1947, 806). Auch bei der Entwicklung von *auvent* < **ande-banno* dürfte Nasaldissimilation eine Rolle spielen. Die Schreibung *hobelon* spricht nicht für *hoppe*, sondern stammt aus einer Zeit (15. Jahrhundert), als das *e* in dieser Stellung nicht mehr gesprochen wurde (*serment, malfaçon* usw.).

Heinrich Lausberg

Kurt Baldinger, *Kollektivsuffixe und Kollektivbegriff.* Ein Beitrag zur Bedeutungslehre im Französischen mit Berücksichtigung der Mundarten. Berlin 1950 [Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für Romanische Sprachwissenschaft. Direktor: Prof. W. v. Wartburg. Nr. 1], 1 vol. 8º. 300 p.

Les Romanistes accueilleront avec plaisir l'annonce que le travail scientifique a repris à l'Université de Berlin. Cette nouvelle collection de travaux à la direction de laquelle préside W. von Wartburg en est la preuve. C'est une bonne marque que le premier ouvrage de cette série attire d'emblée l'attention par une qualité et des mérites que l'on se plaît à reconnaître dès l'abord.

Cet ouvrage est à inscrire en bonne place dans la liste déjà longue des travaux que les romanistes suisses consacrent à la langue française. Il a le grand mérite de faire réfléchir; l'auteur ne s'est pas seulement contenté de réunir beaucoup de formes et d'exemples (ce qui serait déjà fort utile); il discute, il corrige, il propose, et le commentaire qui court tout le long du livre éclaire à chaque instant la signification de ces listes de mots. Ouvrage de linguiste, donc, autant que de philologue. On le lit d'un bout à l'autre avec un intérêt soutenu, et, même si l'on ne tombe pas toujours d'accord avec M. K. Baldinger, les critiques que l'on peut formuler n'entament pas le fond de la thèse.

Ce travail retient particulièrement l'attention parce qu'il touche à un domaine bien négligé de la morphologie romane: celui des mots construits (je nomme ainsi les dérivés et les composés dans lesquels un morphème ne *modifie* pas seulement le sens du radical mais lui *ajoute* quelque chose). On sait à quel point nous sommes pauvrement renseignés sur eux. Tenons-nous-en au français. Dans le second volume de sa *Grammaire historique du français*, Meyer-Lübke a défini les valeurs des préfixes et des suffixes avec une rare intelligence; mais ses indications sont cursives et les exemples qu'il allègue peu nombreux. La doctrine que développe Kr. Nyrop est moins riche, moins originale; en revanche, la documentation du grammairien danois est plus fournie. En dehors de ces deux grands traités, il faut recourir à des études particulières. Quant aux préfixes, voilà deux ans que je m'occupe d'eux à l'Ecole des Hautes Etudes; on me croira, si je dis que sur ce domaine, tout, ou presque, reste à faire; et je déplore notamment qu'à propos de préverbes aussi importants que *en-* < *inde*, *en-* < *in*, *dé-*, *des-/dis-* on ne puisse même pas s'appuyer sur de bons travaux relatifs à leur développement et à leurs valeurs d'emploi en latin. Quant aux suffixes, la bibliographie qu'a dressée M. K. Baldinger est bien courte, elle aussi: à peine une quarantaine de numéros. Il est vrai que l'auteur aurait pu l'enrichir d'une pièce importante: je n'y vois pas figurer l'excellent article de M. J. Vendryes, *Sur le suffixe -is du français*, qui a paru en 1946 dans les *Etudes romanes dédiées à Mario Roques* (Paris, E. Droz, p. 103—10).

La raison majeure que l'on a de s'intéresser aux mots construits me paraît être celle-ci. Ils nous permettent d'observer dans de bonnes conditions comment se confrontent et de quelle manière réagissent la conscience des sujets parlants et les règles de la struc-

ture. Ce sont, en effet, des mots motivés, mais d'un caractère assez spécial. Du côté de la conscience (ou de la *représentation*, pour utiliser un terme commode de M. G. Guillaume) il y a momentanément le besoin de poser un rapport, généralement simple, à partir d'un concept. S'il s'agit d'un procès, on aura à l'exprimer en fonction de celui qui l'accomplit ordinairement ou par hasard, en fonction de sa fréquence ou de son résultat; s'il s'agit d'une substance, d'autres relations, concrètes ou abstraites, entrent en jeu. D'une façon générale, tous ces rapports pourraient être formulés dans une phrase ou par un élément de phrase si certaines langues ne disposaient de morphèmes suffixaux qui permettent, justement, d'impliciter par économie ces actes de jugement (p. ex. *Le billetteur* [1] vaut à signifier *l'employé qui poinçonne ou qui écorne ou qui distribue les billets*). Les langues romanes ont hérité du latin un jeu très riche de ces suffixes; elles en ont aussi développé d'autres. Meyer-Lübke (*Gr. R. S. t. II*) en a suivi la distribution, mais son inventaire, rapide, est plus formel que systématique. Si bien que pour juger avec exactitude de leur valeur et de leur rendement respectifs, il faut revenir en arrière et en reprendre l'étude dans chaque langue, pour délimiter la place que ces morphèmes occupent dans le système.

Le français, de ce point de vue, est d'un exemple hautement instructif. D'abord, on y peut suivre les faits sans interruption depuis une haute antiquité; mais surtout on y observe peut-être mieux qu'ailleurs de quelle manière composent deux traditions, l'une savante qui procède par *calques*, allant chercher constamment ses références en latin, l'autre, spontanée, populaire. Et c'est un second mérite qu'il faut tout de suite reconnaître à M. K. Baldinger que d'avoir tenu compte avec autant de soin qu'il l'a fait, des dialectes. Limitée au français commun sa thèse demeurait bonne, mais elle n'avait pas la portée que lui confère cette étude attentive du français dialectal. Or c'est dans les dialectes que l'on observe le mieux les conséquences d'une richesse suffixale excessive. La tradition savante maintient (dans une certaine mesure) un *ordre* parmi les suffixes; la réflexion intervient lorsqu'il s'agit de savoir s'il est plus à propos d'employer *-ment* ou *-age*, ou *-ion*. Dans d'autres milieux, au contraire, les impressions subjectives, et une liberté sans contrôle bouleverseront le système; certains suffixes s'y fixeront dans une valeur dérivée, seconde, tandis que des raisons d'économie feront disparaître des séries entières de mots.

* * *

Comment se distribue l'ouvrage de M. K. Baldinger? Les mots étudiés sont essentiellement les déverbaux et les dénominaux en *-ment*, en *-age*, en *-erie*, en *-ure*, en *-is*, en *-ain*, *-in*, *-un*, en *-aille* et en *-ée*. Les déverbaux font l'objet d'une première section, les dénominaux d'une seconde section de la première partie. La seconde partie traite des développements d'une famille de mots

---

[1] Je choisis cet exemple qui m' a été fourni dans les tramways de Bâle par une inscription administrative.

construits à partir d'un radical; les mots choisis sont ceux qui naissent autour de *folium*, *fimus*, *filex*, *brucus*, *aranea*. Enfin, l'auteur examine sur le plan des valeurs tous les problèmes posés par ces suffixes: contact sémantique, concurrence, échanges etc. En appendice on trouvera des notes utiles sur le rendement de ces morphèmes dans la langue de deux écrivains: Benoit de Sainte Maure et Georges Chastellain. L'ouvrage se clôt par une bibliographie et par deux index complets (un des mots cités et l'autre des suffixes).

Voici maintenant les observations que me suggère ce livre. D'une façon générale, d'abord, je crains que le titre (et sous le titre le propos central de l'ouvrage) n'égare un peu le lecteur. Si je ne me suis pas servi, jusqu'à présent, des mots *»collectif»* et *»notion de collectivité»*, c'est qu'ils me paraissent ne devoir être employés qu'avec une grande prudence. Du côté de la langue on ne peut pas parler d'une catégorie du »collectif» en l'absence de morphèmes qui transcendent tous les cas d'emploi possibles. Or en français nous ne trouvons justement aucune marque propre qui permette d'exprimer un *ensemble* par rapport à l'unité *et* à la pluralité. Ou, pour mieux dire, il y en a de si variées qu'elles ne se laissent pas ramener à un système. Tantôt, en effet, c'est une opposition entre *le* et *un* qui détermine, au singulier, la représentation d'un ensemble (*un grain de blé* ~ *le grain est lourd, cette année*), tantôt une opposition *les* ~ *des* au pluriel. Tantôt c'est un suffixe, mais alors quelles règles constantes alléguer quand on se trouve devant une variété déconcertante? Cette barque navigue sous une voile, ce thonier court en plein vent avec cinq voiles dehors; je puis dans les deux cas employer le mot de *voilure*, mais je puis aussi parler de leur *toile*. Dans un autre cas, c'est *-age* (*cordage*) qui désignera l'ensemble des cordes tressées qui entrent dans l'*armature* du bateau. Bref, l'usage seul, c'est-à-dire la connaissance du lexique permet de se reconnaître dans le jeu très embrouillé de ces suffixes.

D'autre part, aucun de ceux-ci même dans les dénominaux, n'a plus pour *seul* effet de représenter sous forme d'*ensemble* la notion exprimée par le radical auquel il s'attache. *Courage* ne signifie plus l'ensemble des qualités et des mouvements du cœur. Pour *-aille*, si *volaille* et *grenaille* peuvent être encore considérés comme des collectifs, le suffixe a tellement incliné vers une valeur péjorative que nous ne pourrions plus écrire, comme Froissart: »*Les villains d'Auvergne et de Limosain nous pourveoient et amenoient en nostre chastel les blés et la farine, le pain tout cuit . . . les brebis . . . et la poulaille et la vollaille.*» Pour *-erie*, si *chiennerie*, à la rigueur, s'applique à un état ou à un ensemble d'actions bassement grossières, ni *singerie*, ni *chatterie* ne sont des collectifs. Quant à *-ure* qui forme, pour les dénominaux, une catégorie plus cohérente (cf. *nervure*, *denture*, *membrure*, *toiture*) elle semble être de moins en moins productive.

Ainsi, sur le plan de la représentation, nous parvenons bien à délimiter un champ de *collectivité*, un concept d'*ensemble*, mais la langue y concourt par des moyens très différents les uns des autres. L'image d'un carrefour, d'une étoile qui se déterminent au point de rencontre de plusieurs chemins s'impose ici. Si donc on veut

étudier en synchronie comment naît ce concept, de quoi il se compose, et quels sont ses caractères propres *en français*, ce n'est pas seulement sur un examen des suffixes qu'il faut se fonder, mais aussi sur les particularités de l'assiette du nom comme sur celles du singulier et du pluriel.

A cette objection, M. K. Baldinger pourra répondre qu'il a pris soin, dès le début de son livre, de se couvrir du côté de l'abstraction. Il formule, en effet, d'excellentes remarques sur le caractère flou, subjectif, des notions de «collectif» et de «collectivité»; on retiendra notamment ce qu'il écrit p. 8. Mais j'estime qu'il fait encore la part trop belle à l'idéalisme quand il dit: «*Ausschlaggebend für den Begriff des Kollektivums ist also nicht die objektive Wirklichkeit, sondern unsere Vorstellung von dieser Wirklichkeit.*» Soit, pour le principe; tous les linguistes tomberont d'accord avec lui, et moi avec. Mais c'est ce fâcheux mot de *Kollektivismus* qui me gêne, car s'il convient à la rigueur quand un suffixe me fait considérer *dans leur ensemble* soit les individus qui coopèrent à une même tâche (*gouvernement*, *parlement*), soit des pièces de même nature qui forment une sorte d'unité organique (*toiture*, *ossature*, *denture*), soit des unités de même nature formant masse (*hêtraie*, *chênaie*), il me paraît masquer, en revanche, le caractère propre de certains derivés en *-ée* (*bolée*, *verrée*, *bouchée*) ou en *-iṣ* (*cliquetis*, *clapotis*, *coloris* etc.). Je dois dire, au reste, que ma critique tombe dès que M. K. Baldinger étudie dans le détail les effets de sens de ces suffixes et qu'il caractérise leurs valeurs. Mais je persiste à penser qu'il valait mieux faire complètement table rase de la terminologie courante et n'utiliser le terme de *collectif* que là où il s'imposait réellement.

Ici encore l'auteur répondra que son propos n'était pas de débrouiller les faits en synchronie mais bien plutôt d'examiner en histoire comment ces suffixes en sont venus ou à prendre une valeur collectivisante ou à perdre celle qu'ils avaient à l'origine du français. Suivons-le donc sur ce terrain!

N'y avait-il pas des moyens de rendre cette étude plus éclairante, si l'on me passe ce néologisme? J'en vois deux, pour mon compte.

Il est de fait, p. ex. que sous le rapport de la dérivation, le français a passé par plusieurs états. C'est ce que l'on déduit même des exemples allégués par M. K. Baldinger. Tandis qu'en français moderne (sauf chez des écrivains comme les Goncourt ou A. Daudet p. ex.), l'usage des suffixes est réglé d'après un principe d'économie, de discrétion, le moyen français est caractérisé par une exubérance extraordinaire; avec l'ancien français, on reviendrait, au contraire, à un état plus harmonieux, bien intéressant au reste, car il comporte, lui, de véritables morphèmes de caractérisation. Or l'ouvrage en question ne nous permet pas de définir avec sûreté les caractères de ces états successifs. Pas plus que de saisir les causes qui ont agi efficacement sur le passage de l'un à l'autre. Il aurait donc valu la peine d'opposer, en anc. français mais surtout en moyen français, des textes d'un caractère spontané à d'autres textes écrits par des humanistes; ainsi se fût-on rendu compte que l'exubérance suffixale du moyen français résulte simplement de néologismes sans lendemain.

Dans l'état actuel des études lexicologiques, il est souvent difficile de savoir si un mot, relevé dans Godefroy ou lu par hasard dans un texte, faisait partie de la langue, s'il était commun ou, au contraire, s'il appartenait (fait de style) au vocabulaire propre d'un écrivain ou d'un cercle d'écrivains. Dans cet état d'ignorance, je soupçonne toutefois que beaucoup des dérivés qu'allègue M. K. Baldinger sous le signe de *m. fr.* (moyen français) sont, sinon des »hapax», du moins des essais très instables de style. Impression, peut-être, mais qui se fonde sur des faits. Par exemple, la *Chronique des quatre premiers Valois*, écrite à Rouen par un ecclésiastique du diocèse de Rouen dans un français solide, honnête, n'offre qu'un nombre restreint de dérivés très cohérent, dans leur structure et dans leurs valeurs d'emploi. Que l'on compte, après cela, ceux dont un A. Chartier et beaucoup plus tard un Molinet tirent des »effets»! J'ai donc un peu peur que faute d'avoir procédé à des statistiques comparatives, les listes établies par M. K. Baldinger ne soient un peu sujettes à caution.

A défaut de statistiques, l'auteur avait un autre moyen de délimiter l'extension et la valeur relative de ces suffixes. Ce sont les lexiques. Je m'étonne qu'il n'ait pas tiré parti de ceux dont M. Mario Roques a procuré une édition parfaite. On y voit, justement, le travail de Français aux prises avec les mots abstraits du latin et expérimentant tous les artifices de morphologie afin d'en rendre la valeur. Or en compulsant l'AALMA, je note que pour la lettre A la proportion des dérivés en *-ment* est considérable. *-ure* n'apparaît que dans *froidure* (*algor*), *vêture* (*amictus*); *-erie* que dans *advouterie* (*adulterium*), *oiselerie* (*aucupium*); *-ion* dans *alienacion* (ou *estrangement*) pour traduire *alienacio*. Un examen de ces lexiques eût fourni des renseignements précieux.

Ces réserves m'ont paru nécessaires. Je ne les ai développées que pour une raison de haute sympathie. Nous manquons de travaux sérieux (à jour, récents) sur la morphologie du français. L'ouvrage de M. K. Baldinger comble une lacune grave; il nous apporte, sous un volume modeste, un nombre considérable de faits utiles à connaître, bien classés, intelligemment et sûrement interprétés. Il fera date. A propos d'un livre de cette valeur, qui pourra servir de modéle, ne valait-il pas la peine de réfléchir un peu sur la méthode à suivre dans de telles recherches et sur les moyens de rendre celles-ci encore plus fécondes? Les bonnes thèses, seules, méritent qu'on discute amicalement avec leurs auteurs.

R.– L. Wagner

E. Walberg (ed.) *Contes pieux en vers du XIV*[e] *siècle, tirés du recueil intitulé „Le Tombel de Chartrose“* (Acta Reg. Soc. Hum. Lit. Lundensis XLII). Lund (Gleerup) 1946. XLIX und 181 Seiten.

Der *Tombel de Chartrose* ist eine um 1330 von einem — wie W. nahelegt — stellenlosen Weltkleriker in paarweise reimenden Achtsilbern verfaßte Sammlung von 31 frommen Erzählungen, die zur erbaulichen Exempla-Literatur gehören und alle in der Tradition lat. Vorbilder stehen. Die Mundart ist normannisch. Von den Erzählungen sind bisher fünf herausgegeben. Die Ausgabe von Walberg

umfaßt Prolog und neun Erzählungen, darunter eine bereits edierte, für die W. aber bessere Handschriftengrundlagen beibringt. Die W.'sche Ausgabe ist mit allen Requisiten einer gewissenhaft durchgearbeiteten Edition ausgestattet, in der man sich verläßlichen Rat holen kann. Besonders wertvoll die grammatischen Anmerkungen und das Glossar, in dem sich manch seltenes Wort findet: *paximace* „Art Klosterbrot", *taye d'iraigne* „toile d'araignée", *domée* „Sonntag in der Liturgie". Normannismen: *bruman* „Bräutigam" („Brautmann"), *floc* „troupeau" (statt *folc)*. Zweimal (prol. 64, XVIII 101) findet sich die Figur der Synonymie eines *mot savant* mit einem ursprünglich glossierenden *mot populaire* (vgl. v. Wartburg *Evolution* 3. Auflage, S. 143) in der stereotypen Zusammenstellung *misericors et piteable.* — Das Wort *stile* bedeutet an den betreffenden Stellen nicht, wie W. angibt, „style" (= *elocutio)* sondern hat die ursprünglichere lat. Bedeutung „Handschrift" (sozusagen als grapholog. Charakteristikum einer Person). Die poet. Metonymie *fontaine* „eau de source" (XXII 309) findet sich zuerst im Brut 3754 *Et porte o soi de la fontaine, Mise en avoit sa chane plaine* (bei Leo Jordan *Afr. Elementarbuch* p. 6 mit abwegigem Kommentar p. 307). Es handelt sich um einen Vergilianismus der afr. Dichtersprache: *fontemque ignemque ferebant* (Aen. 12, 119). *Fons* ist (wie *unda)* ein poet. Ersatzwort für das alltägliche *aqua*, ebenso wie etwa im 17. Jahrhundert *génisse* für *vache.*

Im Prolog (W. p. 4) weist der Verf. darauf hin, daß seine Erzählungen poet. Paraphrasen in Prosa abgefaßter Vorlagen sind: er sei also gezwungen, die nach der rhetor.-poet. Doktrin für die poetische Paraphrase üblichen Freiheiten in Anspruch zu nehmen, besonders die sprachlich-gedankliche *adiectio* (d. h. Periphrase, Pleonasmus usw.) und die lexikalische *immutatio* (= *tropus* statt *verba propria)*:

Bien est voir, plusours accessores
Et circonstances de langage
Adjoinz es faiz, selon l'usage
Que ceulx meismes pas n'eschivent
Qui la vie des sainz escrivent (= adiectio)
Et la rime si fait user
D'estranges motz et refuser
Souvent le plus propre langage (tropus statt *proprietas).*

Hier wird also das, was der Hg. die *prolixité* des Verf. nennt, technisch begründet. Auch wenn der Hg. feststellt (p. XLVI), der Verf. werfe sich selbst zweimal seinen *manque de concentration* vor, so handelt es sich in beiden Fällen nicht um einen naiven Selbstvorwurf, sondern nur um die technisch obligate Formel am Schluß eines Exkurses *(digressio)*, der ja eine technisch erlaubte Einlage in der *narratio* ist:

Mais c'est trop grant digression (term. techn.)
De ce que proposé avoie,
Si est droiz que je m'y ravoie (XVIII 188).
Mais c'est de ma narracion (term. techn.)
Trop loing, si n'en quier plus retraire;
Droiz est qu'a mon propos repaire (XXII 240).

Die poet. Paraphrasen sind also ausgesprochen rhet. Übungen, in denen sich der Verf. seiner korrekten Technik rühmt. Vgl. auch die obligate Definition der Rhetorik als *ars bene dicendi: sur touz fu de bonne eloquence pour bien toutes paroles dire* (IV 52). Das *prooemium* beginnt gern mit einer *sententia* oder *auctoritas* (VI 1 ss., VIII 1 ss. und öfter). Zu den Freiheiten des Dichters gehört auch die vom Hg. oft (pp. 140, 144, 147, 150, 154, 159, 160) beobachtete syntaktische Asymmetrie (= syntaktisches Zeugma). Der Kommentar des Hg. bedürfte so von der Seite der poet. - rhet. Doktrin der Ergänzung. Man darf das alles nicht nur mit den Augen des modernen Syntaktikers sehen.

Zur — vorzüglich theologischen — *Topik* der Erzählungen einige Hinweise. — Unter den in die Erzählungen eingestreuten längeren Gebeten fallen durch besondere Topoi auf: 1) das Gebet des Johannes Damascenus nach seiner Verstümmelung (IV 612 ss.: J. streckt seine verstümmelte Hand zum Bild der Gottesmutter aus und macht ihr den Vorwurf: „Ist das die Belohnung für meinen treuen Dienst?“ usw.); 2) das bedingte Gebet der Jüdin (XXIV 142 ss.: „Wenn du so hilfsbereit bist, wie die Christen sagen, dann rette mich“). — Das Lob, das dem Joh. Damasc. als Lehrer geschenkt wird (IV 328 *Jehan qui estoit sans envie)*, stammt aus Sap. 7, 13 *(sapientiam ... sine fictione didici et sine invidia comunico)* und wird in der Liturgie z. B. auf Thomas von Aquin appliziert. — Das Lob Mariens im Munde des Joh. Damasc. (IV 703): *tresdoulce Virge Marie, seule sans teche d'eresie et sans per en l'umain lignage* (entsprechend: *Gaude, Maria Virgo, cunctas haereses sola interemisti in universo mundo* — in der 3. Nokturn des Offiziums) bezieht sich auf den ungebrochenen Glauben Mariens am Karsamstag (vgl. St. Beissel, Gesch. d. Verehrung Marias ... währ. d. MA, Freib. 1909, p. 302). — Das Lob der Kirchenväter *les peres senez qui bien en saincte eglise ouvrerent* (V 50) erinnert an *Fesom aussi com cil qui bien ovrerent* (Epos *Les Narbonnais* ed. Suchier *SAT* Bd. 1, Vers 613). — Die Anrede an die „kleine Herde“ (X 233 und 245 *Petit floc, ne vuilles craindre* usw.) ist Luc. 12, 32 *(nolite timere, pusillus grex)* entnommen. — Auffällig der Katalog von sieben Weisen (X 215): Cicero, Socrates, Plato, Lucan, Thales, Statius, Cato.

Besonders hingewiesen sei auf eine Fassung des *Alexiuslebens* (Nr. XVIII), die den doppelten Umfang des alten Alexiuslieds hat. Die Länge ergibt sich durch häufigen Gebrauch und gemächliche Ausmalung von Exkursen, Ekphraseis und Ethopoiien. Quelle ist die lat. Vita. Bemerkenswert für das 14. Jahrhundert der „moderne“ Exkurs: „Ist die Flucht des Alexius nicht eine Rücksichtslosigkeit?“ (457 ss.). — Für die Liturgiegeschichte des 14. Jahrhunderts zu notieren das Zeugnis (582):

Au diemenche, après les messes,
Recevoit le saint sacrement
Du corps Dieu moult devotement.

Auffällig auch, daß nach XXIII 273 das Ev. Luc. 18, 9—14 am 12. Sonntag nach Pfingsten (11. n. Trin.) gelesen wurde, während es heute auf den 10. n. Pf. fällt. — Kulturgeschichtlich wertvoll die Auseinandersetzung des Verhältnisses von *sapientia* und *fortitudo* (129 ff.): „Schadet Bildung der Kriegstüchtigkeit des Ritters?“ —

Der Hg. ist sich unklar darüber (S. 153), ob als Todestag des Alexius der Kreuzauffindungstag (3. Mai) oder der Kreuzerhöhungstag (14. September) gemeint ist. Keiner von beiden. Die Verse

Quant le saint jour esclargira
De la Saincte Croiz aourée

sind eine Periphrase des Wortlauts der lat. Vita: *illucescente enim die Parasceve.* Gemeint ist als Todestag des Alexius also der Karfreitag (nicht „*n'importe quel vendredi*", wie der Hg. meint), an dem ja allein die liturg. Kreuzverehrung *(ecce lignum crucis . . . venite adoremus)* stattfindet.

HEINRICH LAUSBERG

Rutebeuf, *La Vie De Sainte Marie L'Egyptienne.* Edited by Bernadine A. Bujila. The University of Michigan Contributions in Modern Philology. Number 12 . . . June, 1949. University of Michigan Press.

Vorliegende Ausgabe von Rutebeufs Gedicht über das Leben der hl. Maria Aegyptiaca (Inc.: „Ne puet venir trop tart a oevre" – Exc.: „Que il Rustebuef n'oublit mie". – 1306 paarweis gereimte Achtsilber) bringt zunächst in fünf einleitenden Abschnitten eine Darstellung der für die Kenntnis der Materie notwendigen Einzelheiten. Kap. I (The position of Rutebuefs poem in the legend of St. Mary the Egyptian) gibt einen summarischen Überblick über die Entwicklung der Legende im Altfranzösischen und stellt fest, daß Rutebuef, dessen Gedicht die Reihe der in Betracht kommenden Werke abschließt, sich in manchen Einzelheiten an seine Vorgänger anlehnt — besonders kommt ein gereimtes Marienleben aus dem 12. Jahrhundert in Betracht — daneben aber auch in manchen Zügen die mündliche Tradition heranzieht und Eigenes bietet, was Zeichnung der Charaktere, Betonung wirksamer Einzelheiten und flüssige, lebendige Darstellung betrifft. Rutebuef bezeugt ein unleugbares Talent als geschickt operierender Eklektiker, der aber seinem Stoff gegenüber unabhängig genug bleibt, Änderungen und kleine Abweichungen nach eigenem Ermessen anzubringen. Kap. II (The Manuscripts) orientiert über die Hss., die der Ausgabe zugrunde liegen. Für die Herstellung des Textes dienten die Photokopien der Hss. 837 (A) und 1635 (C) des f. fr. der Bibl. Nat. in Paris aus dem späteren 13. Jahrhundert. Von ihnen weist C nordöstlichen Einschlag auf, A schließt sich trotz einiger Züge, die nach Norden weisen, enger an die Sprache der Ile de France an. Eine kurze Darstellung hebt die in Betracht kommenden sprachlichen bzw. graphischen Eigenarten der beiden mss. hervor. — Kap. III (The establishment of the text) bespricht die Bedeutung der Hss. A und C für die Herstellung des Textes. Da der Wortlaut der beiden Versionen direkt auf das verlorene Original zurückgehen dürfte, können Irrtümer oder defektive Verse der einen Fassung mit Hilfe der andern verbessert werden. Da aber A die bessere Redaktion bietet, ist diese Hs. als Grundlage für die kritische Ausgabe gewählt worden, die in einzelnen Fällen nach C korrigiert wurde. — Kap. IV (The language of the author) enthält eine knappe Besprechung der Sprache Rutebuefs in dem Gedicht La Vie de Sainte Marie l'Egyptienne, in

dem nur wenige dialektale Züge nach dem Norden weisen. Hervorzuheben ist des Dichters Vorliebe für leoninische Reime. Die Frage der Verfasserschaft (The authorship of the poem) wird zugunsten des Dichters entschieden, da das Gedicht sowohl in den 31 dits der Hs. A steht, die Rutebuef als Verfasser nennt, als auch in den 52 dits der Hs. C. Dazu gesellt sich dann noch der ausdrückliche Hinweis des Dichters auf sein Poem in den vv. 1301—1303. Versuche, den Anlaß zur Abfassung des Werkes zu finden, sind bis jetzt ohne überzeugendes Ergebnis geblieben. Man wird weniger an einen ausdrücklichen Auftrag denken als vielmehr annehmen dürfen, daß die große Beliebtheit des Stoffes auch Rutebuef zu einer eigenen Bearbeitung veranlaßte. Ein Anhang (Textual Notes) erklärt Textstellen und bespricht syntaktische Fragen, ein Glossar enthält 46 Worte, ein Index der Eigennamen weist über die im Gedicht genannten Personen aus.

Bujilas Ausgabe wird sich von den früheren Editionen Jubinals (1874) und Kreßners (1888) als letzte, die neueren Ergebnisse hervorhebende Darstellung vorteilhaft abheben, als Nachteil macht sich hiebei die Kürze in der Besprechung der Teilfragen bemerkbar. So ist mancher Hinweis auf recht interessante Einzelfragen unterblieben oder nicht gebührend herausgearbeitet. Die Beurteilung Rutebuefs als Eklektiker hätte sich auch für das vorliegende Gedicht durch den Einfluß der höfischen Dichtung beweisen lassen, die im Prolog des Marienlebens, in den Anklängen an die Einleitung der Artusepen und in der Phraseologie des Dichters hervortritt. Gleicher Tendenz entspringt auch die Vorliebe für die Verwendung von Sprichwörtern, die Bujila in den Anmerkungen festhält. Einige Bemerkungen hätten legendäre, folkloristische Züge des Mittelalters verdeutlichen können, so, daß das Meer Sünder nicht tragen wolle, bei v. 270, hätte der Ausdruck „palu d'enfer“, bei v. 324 „puis d'enfer“ nach den legendären Anschauungen des Mittelalters über die Einrichtung der Hölle erklärt werden müssen (siehe diesbezüglich die eingehenden Darlegungen von A. Rüegg: Die Jenseitsvorstellungen vor Dante. Benzinger u. Co., Einsiedeln, 1945) Die Worte bonne: Grenze, elaction: Exaltation hätten wohl in das Glossar gehört, ebenso vessel: Ciborium (v. 959). Auch manche Phrasen wären im Glossar zu vermerken gewesen, so z. B. geter a gaste, (495), geter puer (586). So legt man das Buch aus der Hand mit dem Gefühl, daß dem Studenten, der das Werk Rutebuefs liest, manche Einzelheiten nicht, andere wieder in zu kondensierter Form dargeboten wurden.

Wien STEFAN HOFER

Lein Geschiere, *Elements néerlandais du wallon liégeois*. Verhandeling der Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen, Afd. Letterkunde. Nieuwe Reeks Deel LIII, No. 2. Amsterdam 1950. XXXIV u. 365 S., 2 Karten.

Die Bemühungen um eine klare Ausscheidung der germanischen Bestandteile des Wallonischen, besonders nach ihrer genauen Herkunft, wollen seit der Publikation des großartigen Dictionnaire Liégeois von Jean Haust nicht abreißen. Es locken dazu vor allem die so feste Materialgrundlage, die Haust dafür gegeben hat, sowie die besonders für das Ostwallonische bestehende Schwierigkeit,

Deutsches und Niederländisches jeweils mit Sicherheit zu trennen. Auf die lange Folge von Aufsätzen, an der vor allem Haust selber, dann E. Legros, Verdeyen, Valkhoff, Corin, Armand Boileau beteiligt waren, und auf das ausgezeichnete Buch von J. Warland, Glossar und Grammatik der germanischen Lehnwörter in der wallonischen Mundart Malmédys (1940) folgt nun die vorliegende Publikation.

Die Einleitung ist einer Übersicht über die bisherige Forschung sowie einer Darstellung der Beziehungen zwischen Lüttich und den Niederlanden im Lauf der Geschichte gewidmet. Den Hauptteil bildet ein alphabetisches Glossar (306 S.) der Lütticher Wörter niederländischen Ursprungs. Eine entsprechende Liste konnte man schon aus Haust zusammenstellen; aber dort war kein Platz für eine eingehende Diskussion des Für und Wider und vor allem nicht für eine bis ins Einzelne dringende Abgrenzung der Bestandteile, die aus dem Osten, und derer, die aus dem Norden gekommen sind. Der Autor hat vor allem eine mise au point aller Detailfragen angestrebt, eher denn eine originelle, neue Leistung. Letzteres war wohl auch bei der Dichte der bisherigen Diskussion kaum mehr möglich. Aber jenes bescheidenere und doch sehr erstrebenswerte Ziel hat er voll und ganz erreicht. Selten nur wird man ihm Irrtümer oder Lücken in der Kenntnis der Literatur nachweisen können. Einiges weniges, was bei der Lektüre aufgefallen ist, sei hier angemerkt. – Zu *åvergan* wäre Ulrix 12 zu zitieren gewesen, der trotz seiner Unselbständigkeit hie und da doch eine wertvolle und originelle Äußerung enthält. – Was in meiner Einführung über das Präfix *ca-* gesagt ist, stellt Geschiere unzutreffend dar. Daß es ein solches Präfix gibt, leugne ich ja keineswegs; im Gegenteil, ich er-kläre seine Entstehung. – Zu *crâne* vgl. noch Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. 55, 243. – Bei verschiedenen Artikeln (z. B. *cron*) vermißt Geschiere den entsprechenden Artikel des FEW. Offenbar hat er nicht beachtet, daß aus Gründen, die mit dem Krieg zusammenhängen, von der Mitte des 2. Bandes an das germanische Element weggelassen ist, um später in einem besondern Band dargestellt zu werden. – Zu *hakyi* „bégayer" siehe jetzt FEW 4, 452, wo eine wohl eher zutreffende Darstellung gegeben ist. – Die weite Verbreitung der Interjektion *hår* legt eher nahe, sie zu afrz. *harer* zu stellen. – *migne* „mite" steht auch bei Aldobrandin de Sienne, dessen lexikalische Bestandteile oft in die Gegend von Lille weisen. Das Wort kann nach der ganzen Verteilung kaum anders als niederländischen Ursprungs sein. – Zu *poke* „Pocken" siehe noch hier 44, 116.

Die Darstellung, die Geschiere von *rimer* „geler blanc" gibt, ist sicher unzutreffend. Das Subst. *rime* „gelée blanche" kommt ja auch im Normannischen und Anglonormannischen vor, und zwar schon im 12. Jahrhundert. Es handelt sich einfach um eine etwas spä-ter erfolgte Aufnahme von anfrk. **hrîm* (gegenüber *frimas*). Bei *rinnå* handelt es sich um ein Wort, das auch in der Normandie, im Anjou, sogar im Poitou lebt. Es stammt sicher aus dem Altniederfränkischen. Für *watche* ist es nicht notwendig, ein mndl. **wadje* anzusetzen, da in neueren südndl. Mundarten Diminutive auf *-je* bestehen und nichts eine alte Entlehnung wahrscheinlich macht.

Den Abschluß bildet eine Übersicht über den Einfluß des Niederländischen in den verschiedenen Lebensgebieten.

Im ganzen wird man wohl sagen dürfen, daß dieses Buch dem in ihm gesetzten Zweck gerecht wird. W.

Ugo Gallo, *Grammatica della lingua spagnola.* Milano 1951, 500 pages.

L'auteur s'est fait remarquer depuis quelques années en Italie par ses travaux sur la littérature espagnole. C'est pour répondre à un besoin pratique de l'enseignement qu'il publie cette grammaire. L'ouvrage, dépourvu d'appareil à proprement parler scientifique, embrasse l'ensemble de la langue avec une largeur de vues et une étendue d'information qui dépasse le niveau habituel des ouvrages scolaires. Destiné aux classes supérieures des lycées et aux cours préparatoires des universités, celui-ci fait une large place aux exigences pédagogiques concrètes: exercices, lexique (80 pages); il évite tout exposé théorique, et s'en tient, dans son plan, à la division traditionnelle des parties du discours. C'est indirectement qu'il introduit son lecteur à une pensée grammaticale vivante, cela grâce à un procédé d'exposition neuf et d'un grand intérêt pratique: les exemples, nombreux, et choisis, pour chaque fait, à des époques différentes de la langue, sont longs (3 à 10 lignes) et toujours suivis d'un commentaire posant et définissant les termes du problème, soit historiquement, soit structurellement. C'est un excellent livre à ajouter à la liste de ceux qui, depuis quelques années, tentent de rapprocher concrètement des sources scientifiques les grands élèves et les jeunes étudiants.

P. Zumthor

Felicina Groppi, *Dante Traduttore.* Istituto Universitario Pareggiato di Magistero «Maria SS. Assunta», Roma. Estratto dall'-Annuario per l'anno accademico 1948—49, 91—231. Tipografia poliglotta vaticana 1950.

Angesichts der reichen Vielfalt der Problemstellungen in der Dante-Forschung nimmt es wunder, daß das Thema der vorliegenden Untersuchung nicht schon früher einen Bearbeiter gefunden hat. Bereits eine bloße Zusammenstellung der in Dantes Werken enthaltenen ins Italienische übersetzten lateinischen Zitate nebst den entsprechenden Stellenangaben ist für den Dante-Forscher ein nützliches Arbeitsinstrument, das geschaffen zu haben das unbestreitbare Verdienst von Felicina Groppi ist. Indem die Verfasserin die Quellen, aus denen Dante seine Zitate geschöpft hat, also die Bibel, Aristoteles, die übrigen Autoren des griechisch-römischen Altertums, die Kirchenväter und die mittelalterlichen Autoren, in textkritischer Hinsicht betrachtet, bietet sie zugleich einen Beitrag zur Geschichte der Textüberlieferung im Mittelalter.

So dankbar man der Verfasserin für das von ihr gesammelte Materiai sein wird, vermißt man doch dessen kritische Durchdringung. Die Verfasserin setzt sich nirgends hinreichend mit dem Problem des Übersetzens im Rahmen der mittelalterlichen Literatur auseinander. Ein bloßer Ansatz dazu bleibt, was die Verfasserin in bezug auf Ciceros Unterscheidung von „interpres" und

„orator" sagt (146); ebenso wenig reicht aus, was im Anschluß an die bekannte Stelle aus dem „Convivio" (I, 7, 14) ausgeführt wird (193 f.). Schon im Kommentar zu dieser Stelle in der von der Verfasserin benutzten Ausgabe des „Convivio" von G. Busnelli und G. Vandelli (Firenze 1934) hätte sie wichtige Hinweise für eine Vertiefung des Problems finden können. Eine solche erfordert ein Eingehen auf den mittelalterlichen Autoritätsbegriff, auf die Formen des Lernens und Lehrens in der mittelalterlichen Wissenschaft und auf die mittelalterliche Dichtungslehre, kurz eine viel stärkere Berücksichtigung der mittelalterlichen Geisteshaltung, als sie in der Untersuchung zu finden ist.

Kiel AUGUST BUCK

William A. Nitze, *Perceval and the Holy Grail.* An Essay on the Romance of Chrétien de Troyes. Un. of Calif. Press, 1949. (Un. of Calif. Publications in Mod. Phil., vol. 28)

Wie der Untertitel zeigt, ist der Stoff dieser Abhandlung nicht Perceval und der Gral im allgemeinen, sondern nur der Perceval-Gralroman Chrétiens von Troyes. Ja, auch von diesem werden die Gauvain-Partien, die fast die Hälfte des überlieferten Textes umfassen, von der Besprechung sozusagen ganz ausgeschlossen. *Technically,* wie Nitze p. 290 konstatieren muß, schließt Chrétiens Dichtung mit v. 9234, mitten in einem Satz, weil, wie der Fortsetzer Gerbert berichtet, *la mors qui l'* [i. e. Chrétien[*adevancha Ne li laissa pas traire a-ffin.* Der traditionelle Standpunkt der Wissenschaft war das Festhalten an diesem „technischen" Ergebnis. Doch das Traditionelle ist nicht jedermanns Sache. Becker (ZRPh. 55, p. 400 ff.) schrieb die beiden umfangreichen Gauvain-Abschnitte zwei „Nachdichtern" zu, m. E. ohne solide Gründe (auch Kellermann in „Aufbaustil und Weltbild Chrétiens von Troyes im Percevalroman", 1936, verhielt sich ablehnend). Im Gegensatz zu Becker hat Wilmotte, was Nitze nicht erwähnt, in seiner Broschüre *Le poème du Gral et ses auteurs* (Paris 1930), Chrétiens Werk bis zu der Stelle, wo Manessier einsetzt, ausgedehnt, indem er sich auf Manessiers Epilog stützte. Auch diese Ansicht ist ganz unhaltbar. Nitze (291) hält den ersten Gauvain-Abschnitt für echt; *what lies beyond* (der Perceval-Einsiedler Episode: also der zweite Gauvain-Abschnitt), *is in doubt.* Auch er gibt keine annehmbaren Gründe für diese Limitierung an. Daß bis v. 6518 *the composition of the work is clear and logical,* bezweifle ich sehr. Außerdem sind Klarheit und Logik m. E. keine Kriterien; im Gegenteil sind Widersprüche, Ungereimtheiten, Unklarheiten eher charakteristisch für Chrétiens Romane. Der Dualismus Perceval-Gauvain ist verfehlt; aber wenn man Chrétien von diesem Fehler freisprechen wollte, so könnte man nicht, wie Nitze es tut, den ersten Gauvain-Abschnitt für echt halten. Man darf nicht einfach etwas, das einem mißfällt oder mit dem Idealbild, welches man sich von Chrétien gemacht hat, nicht ganz übereinstimmen will, als Zusatz oder Interpolation erklären [1]. Hyperskepticismus ist da nicht am Platze;

[1] Förster schrieb (Kristian-Wörterbuch, S. 55*): „Die letzte Episode [des Erec], die Hoffreude, ergibt sich von selbst . . . als fast unverbundene, nur äußerlich angegliederte Episode". Er hätte sie

sonst kommt die Forschung nicht vom Fleck. Bleiben wir also lieber beim Traditionellen, das „technisch" gesichert ist [1]! Da Nitze auch über den ersten Gauvain-Abschnitt kaum etwas mitzuteilen hat, käme der Leser von Nitzes Arbeit, welcher über die Gauvain-Abenteuer etwas erfahren möchte, nicht auf seine Rechnung. Der Essay handelt ausschließlich von Perceval.

Nitze hat sich nach Vollendung seines großen Perlesvaus-Werkes, das ich seiner Zeit in dieser Zeitschrift, Bd. 59, S. 554 ff. besprochen habe, mehrmals über Einzelfragen, die Chrétiens Perceval betreffen, vernehmen lassen, während er früher sich mit allen andern Arthurromanen Chrétiens in irgendeinem Zeitschriften-Artikel befaßt hat. So kann man begreifen, daß er das Bedürfnis hatte, ein Gesamturteil über die Chrétiens Perceval, Chrétiens Meisterwerk, wie er sagt, betreffenden Probleme abzugeben, und er kann sicher sein, daß alle Arthurforscher mit großem Interesse das Urteil eines Forschers vernehmen werden, der Chrétiens Werke während seiner langen wissenschaftlichen Laufbahn mit besonderer Vorliebe gründlich durchstudiert hat. Nitze hat die Kunst, seine Ansichten und Urteile in sehr knapper und übersichtlicher Gestalt vorzubringen, und so bietet denn sein Essay, der eigentlich nur 44 Seiten umfaßt, weit mehr, als man erwarten würde.

Der erste Abschnitt, die *Introduction*, befaßt sich mit Chrétiens Leben und seinen früheren Werken und gibt auch eine allgemeine Charakteristik von Chrétiens Kunst. Man wird diese Ausführungen mit Nutzen lesen; denn sie bringen nicht nur, was man auch in andern Büchern lesen kann, und sind bibliographisch durchaus *up to date*. Es finden sich darin feine Bemerkungen, die den Nagel auf den Kopf treffen. Nitze betont wieder die Wichtigkeit von *sen(s)* und *matiere*, wie er es ausführlicher schon in seinem Buch über *Lancelot and Guenevere* (Chicago 1930) getan hat. Die *matiere* ist der Stoff, das Quellenmaterial; der *sen(s)* ist die „Interpretation" des Stoffes. Früher nannte man den *sen(s)* die These und bezeichnete Chrétiens Romane als Thesenromane. So scheint im Erec das *sich verligen* und die Vereinbarkeit von Liebe und Ehe besonders hervorgehoben zu werden. Der Cligès ist ein „Anti-Tristan" (Förster). Im Lancelot wurde dem Dichter der *sen(s)*, die absolute Herrschaft des geliebten Weibes über den Ritter, von seiner Gönnerin vorgeschrieben. Im Yvain scheinen der *sen(s)* des Erec und der des Lancelot eine Verbindung eingegangen zu sein. Der *sen(s)* ist das am meisten schöpferische, originelle in Chrétiens Werken [2]. Aber man muß nicht meinen, daß die ganze *matiere* auf den *sen(s)*, die These, ausgerichtet wurde. In der Regel ist das meiste rein stofflich und keiner Idee untergeordnet, was natürlich vom künstlerischen Standpunkt aus

---

also auch einem Nachdichter zuschreiben können. Er hat es aber nicht getan.

[1] Nichtsdestoweniger könnte eine gründliche metrische und linguistische (doch nicht nur stilistische, sondern vor allem auch phonetische und morphologische) Untersuchung der großen Abschnitte des Percevalromans von Nutzen sein.

[2] Förster selbst sagte (Kristian-Wörterbuch, S. 43*): „Dies [die These] ist die größte Neuerung, die ihm [Chrétien] zuerkannt werden muß und die ihn hoch über seine Vorgänger stellt."

ein Mangel ist. Nitze steht Förster in der Beurteilung Chrétiens nahe, er ist aber viel gemäßigter. Seine Bewunderung Chrétiens geht nicht bis zur Verhimmelung wie bei Förster und den eigentlichen Försterianern.

Der zweite Abschnitt von Nitzes Essay ist betitelt: *Literary aspects of the Perceval*, der dritte und letzte: *Background and sources of the Perceval*. In dem bereits erwähnten Buch *Lancelot and Guenevere* geht der von dem Keltisten T. P. Cross bearbeitete Abschnitt über die Quellen, den Stoff, dem *sen(s)*-Abschnitt voran. Im Perceval-Essay ist es umgekehrt. Nitze rechtfertigt die neue Reihenfolge damit, daß *for the reader of his romance the meaning comes first* (281). Aber der *sen(s)* ist auf die *matiere* aufgepfropft, nicht umgekehrt. Die ästhetische Kritik sollte größtenteils auf den Resultaten der Quellenforschung aufgebaut sein können; wo diese Basis wackelig ist, ist es das, was darauf gebaut ist, auch. Nitze ist sich bewußt, daß Chrétiens Werke nicht bloß *the product of his creative genius* waren, sondern Quellen hatten, deren Erforschung von Wichtigkeit ist.

Der zweite Abschnitt enthält in der Hauptsache eine ziemlich umfangreiche Inhaltsangabe, die weit besser ist als die Analysen, die in andern Büchern zu finden sind. In knappen, präzisen und klaren Sätzen erfährt man da die Hauptsachen, namentlich alles, worauf es ankommt. Oft sind kritische Bemerkungen eingeflochten. Der Roman, soweit von Nitze berücksichtigt, ist in elf Episoden eingeteilt, von denen die vorletzte eine Gauvain-Episode ist [1]. Richtiger könnte man sagen: ein Gauvain-Roman, der in zwei Episoden, eine Tintaguel-Episode und eine Escavalon-Episode zerfällt. Auch das Gornemant-Erlebnis und das Blancheflor-Erlebnis hätten nicht zu einer einzigen Episode (Nr. 5) zusammengezogen werden sollen. Daß Blancheflor Gornemants Nichte ist, wäre kein Grund. Die Gornemant-Episode ist allerdings kurz, aber doch von großer Bedeutung für die Handlung. Mancher Leser wird sich wundern und nicht verstehen, daß p. 299 zu Guinganbresil ohne weitern Hinweis in Klammern hinzugefügt ist: „Ir. *Find Ban Bresal*, White Fair Contention“. Diese Etymologie des Namens Guinganbresil wurde von Roland Smith in JEGP (1946) vorgeschlagen. S. 310 hat Nitze auf Smiths *admirable study on Guinganbresil* hingewiesen, jedoch ohne zu sagen, daß hier jene Etymologie vorgeschlagen wurde. Mich hat übrigens Smiths sehr gelehrte Abhandlung nicht überzeugt. Um seine Etymologie etwas plausibel zu machen, mußte Smith annehmen, daß die französischen Autoren direkt aus irischen Texten schöpften, was ich einstweilen für sehr unwahrscheinlich halte (Nitze ist ebenfalls dieser Ansicht: 324).

Auf die Analyse folgen noch einige Seiten wohlüberlegter Bemerkungen über *sen(s)*, Komposition, Struktur und Stil. Der *sen(s)* drängt sich im Perceval nicht so stark vor. Der Perceval ist ein Erziehungsroman (*an educational romance:* 301), aber als solcher sehr unbefriedigend, da in der wichtigen, jedoch mangelhaft konstruierten Gornemant-Episode der Wendepunkt im geistigen Leben des Helden, der Übergang vom Dümmling zum normalen Ritter, nicht recht zur

---

[1] P. 302 findet sich ein *lapsus calami:* Statt *Episode* 10 sollte es heißen *Episode* 11; denn 11 enthält die sogenannte Anagnorisis.

Geltung kommt und zu äußerlich dargestellt wird. Der *sen(s)* des *Perceval proper*, wie er uns noch in englischer Fassung erhalten ist, scheint mir zu sein: Art läßt nicht von Art. Wer ritterliches, edles Blut in sich hat, wird, so sehr man es auch verhindern will, ein Ritter und Edelmann werden (das Umgekehrte wäre natürlich auch der Fall). Zusammen mit der Einführung der Gral-Erzählung durch Chrétien wurde auch ein neues Leitmotiv eingeführt, das aber der Gral-Erzählung vorher nicht eigen war, das *sin-motif*, das Nitze richtig erkannt hat (301), und sein Correlat, das Läuterungsmotiv. Der Held des *Perceval proper* war kein Sünder und ist es auch in der englischen Version noch nicht. Chrétien hat ihn zum Sünder gemacht, indem er, um eine Sünde zu schaffen, einen Vorfall im Leben des Helden gewaltsam zur Sünde stempelte, als Sünde „interpretierte". Sehr richtig sagte Brown: „*No story . . . close to folklore* [diese drei Wörter sind eine unnötige Einschränkung] *would regard Percevals leaving his mother to become a warrior as a sin.* Nitze, der diesen Satz zitiert (301), erklärt sich damit einverstanden und fügt hinzu: *The sin-motif is the poet's interpretation. . . . And it is Christian.* Gewiß ist der Begriff der Sünde ein christlicher; aber man kann nicht behaupten, daß der Auszug des Helden irgendwie gegen die Lehren der christlichen Kirche verstieß. Kein Leser oder Zuhörer der englischen Version, die doch auch nicht unchristlich ist [sie schließt mit einem Gebet und erwähnt vorher Percevals Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande], konnte, respektiv kann finden, daß Perceval eine Sünde beging, indem er seine Mutter verließ. Zwar stirbt sie hier nicht wie in Chrétien. Doch die Beurteilung von Percevals Verhalten kann nicht davon abhängen, was nachher geschah. Chrétien allerdings läßt die Mutter nicht nur sterben aus Schmerz über den Auszug Percevals, sondern sogar vor den Augen ihres Sohnes hinfallen, der aber lustig davonreitet, indem er sein Roß mit einem Hieb seiner Gerte antreibt[1]. Da kann man schon mit Nitze (301) von einer *heartless desertion of his mother* sprechen. Doch achten wir darauf, was später der Einsiedler und Beichtiger über Percevals Sünde sagt: *Frere, mout t'a nëu Uns pechiez dont tu ne ses* [nicht *sez*] *mot: Ce fu li diaus que ta mere ot De toi quant tu partis de li; Que pasmee a terre chëi . . . Et de cest duel fu ele morte. Por le pechié que tu an as T'avint que tu ne demandas De la Lance ne del Graal; Si t'an sont avenu maint mal* (6392ff.)! Chrétiens Perceval war sich einer Sünde gegenüber der Mutter zunächst gar nicht bewußt; denn in seiner Beichte (6364 ff.) bekannte

[1] Hier ist der Wortlaut dieser abscheulichen Szene, die die Chrétien-Enthusiasten nicht hervorzuheben pflegen, die aber doch auch zum Bild des Dichters gehört und von seinem Geschmack Zeugnis ablegt: *Quant li vaslez fu esloigniez Le giet d'une pierre menue, Si regarda et vit chëue Sa mere au chief del pont arriere Et jut pasmee an tel maniere Con s'ele fust chëue morte. Et cil ceingle de la reorte Son chaceor parmi la crope* (620 ff.). Muß denn ein Dümmling auch ein Rohling sein? Seinem Lehrer Gornemant erzählt Perceval kaltblütig [als er nicht mehr ein Dümmling war oder sein sollte]: *Que pasmee la vi cheoir Au chief del pont devant sa porte, Si ne sai s'ele est vive ou morte. Del duel de moi, quant la leissai, Chëi pasmee, bien le sai* (1584 ff.). Der alte Gornemant (der Erzieher!) schweigt dazu! Kyot-Wolfram konnte natürlich die Abschiedsszene nicht ohne Änderung übernehmen. Auch er läßt die Mutter tot hinfallen, doch ohne daß der Held es gewahr wird

er nur seinen Abfall von Gott und seine Unterlassung der Fragen im Gralschloß; auf seine früheste Sünde, die die weitern Sünden nach sich zog [1], machte ihn nach dieser Stelle erst der Einsiedler aufmerksam [2]. Von Percevals unglaublicher Rohheit und „Gefühllosigkeit" mögen weder der Einsiedler, der Bruder von Percevals Mutter, noch die Cousine etwas gewußt haben [3], und Perceval selbst hütete sich, es ihnen mitzuteilen, wie er es seinem Lehrer Gornemant gegenüber getan hatte. Was die Cousine und der Onkel als Sünde erklärten, ist nicht die besondere Rohheit, die Perceval offenbart hatte, sondern einfach das Verlassen der Mutter, wie wir es im englischen Perceval auch haben. Die unglaubliche Rohheit Percevals hat also gar keine Einwirkung auf die Handlung des Romans; sie ist eine ebenso nutzlose wie geschmacklose Zutat. Das bloße Verlassen der Mutter wird als Sünde erklärt in ganz unnatürlicher Weise, nur weil der Dichter für seine Zwecke (die zu bestimmen ich hier nicht versuchen will) eine Sünde brauchte und in Percevals Leben sonst nichts fand, das nach seinem Erachten eher als Sünde gelten mochte. Wenn aber Percevals Handlung keine schlimmen Folgen gehabt hätte, so hätte seine Sünde kaum Eindruck gemacht; darum mußte die Mutter sterben, wenn sie nicht schon aus einem andern Grunde verschwinden mußte [4]. Kyot-Wolfram scheint den *pechié de la mere* nicht für genügend schwer erachtet zu haben, um die weitgehenden Folgen zu rechtfertigen. Deshalb „interpretierte" er noch andere Handlungen des Helden als „Sünden", die es aber nach mittelalterlicher Auffassung auch nicht waren [5]. Der neue *sen(s)*, Sünde und Läuterung, dominiert

[1] Percevals Unterlassung der Fragen im Gralschloß war zwar die Folge einer zu genauen Befolgung einer Vorschrift des Lehrers, aber doch auch wieder eine Folge der Schuld am Tode der Mutter, also der ersten Sünde; diese soll seine Zunge gelähmt haben; *Pechiez la langue te trancha* (6409). Chrétiensche Logik und Mystik!

[2] Der Passus steht in scharfem Widerspruch zu einer frühern Stelle, wo Perceval schon von seiner Cousine erfuhr: *Mès or saches que grant enui An avandront toi et autrui. Por le pechié, ce saches tu, De* [= in bezug auf] *ta mere t'est avenu*; *Qu'ele est morte de duel de toi* (3591 ff.). Chrétien scheint dies vollständig vergessen zu haben, als er die Einsiedler-Episode abfaßte. Perceval sagt dem Einsiedler nicht, daß er dies schon wußte.

[3] Wir erfahren von Chrétien nicht, ob Augenzeugen da waren, also jemand von der Dienerschaft der Mutter; wenn ja, so mag nur das Hinfallen der Mutter, nicht auch das Betragen des Jünglings beobachtet worden sein. Das Hinfallen der Mutter mag man auch aus ihrer Lage gefolgert haben.

[4] Als Grund möchte man sich wohl denken, daß die vom *Bel-Desconëu*-Typus [den der *Perceval proper* vertritt] postulierte und im englischen Perceval noch erhaltene Rückkehr des Helden zur Mutter durch Chrétiens umfangreiche Einschübe (Gral-Erzählung und Gauvain-Abschnitte) viel zu weit hinausgeschoben worden wäre, so weit, daß kein Interesse dafür hätte vorausgesetzt werden können. So mochte es als angezeigt erscheinen, die Mutter auf anständige Weise aus dem Wege zu räumen. Ihr Tod ist aber unnatürlich, da sie keinen Grund hatte, um nicht auf ein Wiedersehen zu hoffen.

[5] Nämlich die Tötung des Roten Ritters und den *reroup* (= Leichenberaubung). Den Roten Ritter, einen *chevalier felon*, der die Tötung verdiente, machte er daher zu Parzivals Verwandten und zu einem Ausbund ritterlicher Tugend.

den zweiten Teil von Percevals Laufbahn, nachdem der erste *sen(s)* schon vor dem Ende des ersten Teils seine Bedeutung verloren hatte. Auf die weltliche Erziehung folgt nun die religiöse. Es war aber eine ganz revolutionäre (vielleicht mehr oder weniger unbewußte?) Idee Chrétiens, seinen Helden (schon in früher Jugend) zum Sünder zu machen. Bisher repräsentierten alle Helden der Arthurromane die Ideale des Rittertums; sie sollten in jeder Beziehung den Hörern und Lesern als vollkommene Vorbilder dienen[1].

Es ist schon früher beobachtet worden (z. B. von Kellermann), daß Chrétien sich in seinen Romanen gerne wiederholt und daß speziell die Romane Erec, Yvain und Perceval auch im Aufbau der Handlung einen Parallelismus aufweisen. Auch Nitze findet es *important to note*, daß in diesen drei Romanen Chrétien *follows the same story pattern* (303). Ich selbst habe dies in der Einleitung von Abschnitt II meiner Arbeit „Der schöne Feigling" (in dieser Zeitschrift 63, p. 125) (1943) ebenfalls betont: „Die große Mehrzahl der überlieferten Arthurromane, die biographisch sind oder waren . . . repräsentieren den *Desconëu*-Typus. Unter Chrétiens Romanen sind drei Versionen des Typus: Erec, Yvain, Perceval". Das *pattern*, das Nitze bietet, ist allerdings sehr verschieden von dem Inhalt des *Desconëu*-Typus, dessen Zusammensetzung ich am Schluß meiner umfangreichen Arbeit in der tabellarischen Übersicht (Zs. 65, S. 425 ff.) angegeben habe.

Über Chrétiens Stil sagt Nitze (303 f.): *It is notable for its ease, vivacity and elegance. His images are striking and picturesque, and he gives life to commonplaces themselves. Yet, even in the Perceval, the most fluid of his works, he falls at times into mannerism and, if we include Episode 10, into obscurity.* Alledem kann man wohl zustimmen; nur halte ich die *obscurity* für keineswegs beschränkt auf den Percevalroman, und in diesem auch nicht auf Episode 10 (Gauvain) und, wenn Nitze (304) hinzufügt, daß Chrétiens Stil *at his best lucid like an inland lake* sei, so muß die Einschränkung *at his best* sehr betont werden. In Beschreibungen von Turnieren, Kleidern, Mahlzeiten und dergleichen Äußerlichkeiten konnte Chrétien schon klar sein; aber in der Haupthandlung, gerade da, wo Klarheit erwünscht ist, ist seine Ausdrucksweise, zum großen Leidwesen des Quellenforschers, oft sehr dunkel. Dennoch ist der Stil wohl das Beste an Chrétiens *oeuvre*. Ich schätze zwar Chrétiens Stil lange nicht so hoch ein wie den der Marie de France (in ihren Lais); immerhin ist er, wenn auch ganz anders, dennoch hervorragend und faszinierend und überragt den vieler anderer Arthurromandichter, namentlich auch den der Percevalfortsetzer Wauchier, Manessier und Gerbert, sehr stark. Man langweilt sich nur selten, wenn man Chrétien liest. Als Meister des Stils hat man Chrétien schon im Mittelalter bewundert, nicht wegen der „Erfindung" seiner Stoffe. Huon de Mery preist ihn wegen seines *bel françois* (vgl. Nitzes Zitat 289).

Försters Theorie von der „Erfindung" der *matiere*, einen Wein, in den zwar der Meister im Laufe der Zeit ziemlich viel Wasser gegossen

---

[1] Auch Chrétiens Lancelot machte keine Ausnahme; denn nach Chrétiens Ansicht resp. der seiner Gönnerin lag kein Makel auf Lancelots ehebrecherischer Liebe.

hat, hat Nitze abgelehnt (281). Sein dritter, letzter und längster Abschnitt ist den Quellen gewidmet. Sie seien *in a large measure Celtic* (306); Chrétien habe den Stoff bezogen *from Breton and Welsh „conteurs"* (306) (also *oral tradition*: 310). Nitze zitiert einen Teil von Wauchiers scharfem Ausfall gegen die lügnerischen *menestrel* [*Qui gisent la nuit en l'ostel*], *Qui fabloiant vont par les cours, Qui les contes font a rebours* [verkehrt] *Et des estores les eslongnent* und verweist auf Chrétiens Klage über *cil qui de conter vivre vuelent* und den *conte d'Erec Depecier et corrompre suelent*. Den letzten Passus hat natürlich auch schon Förster besprochen (Kristian-Wörterbuch, S. 53* f.), der schon ähnlich wie Nitze die *contes* der britischen *conteors* für Quellen der Arthurromane ansah: „Kristian hat nach dieser Angabe den Stoff aus dem Repertoire der herumziehenden bretonischen *conteors* genommen, die ihn nach seiner Ansicht nicht richtig behandeln." Er fügt hinzu: „Dieser Vorwurf erinnert lebhaft (und wird auch daher geholt sein) an die typischen analogen Ausfälle, in denen sich die Spielleute in so vielen Chansons de geste gegen ihre konkurrierenden Rivalen voller Brotneid wenden." Doch gerade dieser Vergleich hätte Förster stutzig machen müssen. Denn die Ausfälle in den Chansons de geste richten sich gegen die f r a n z ö s i s c h e Konkurrenz, und dasselbe gilt natürlich auch von den Ausfällen Chrétiens und Wauchiers und anderer französischer Romandichter. Die *Bretons* waren nach Förster und Nitze die Stofflieferanten; man polemisiert in der Regel nicht gegen die, denen man die Stoffe verdankt, sondern gegen die, welche das gleiche tun wie man selbst, also gegen die Verfasser von Romanen. Chrétien und Wauchier mögen als Hofdichter eine etwas höhere Stellung eingenommen haben als die gewöhnlichen *menestrel* und *jogleor*; doch diese dichteten auch Romane. Die *Bretons* werden in der Regel nur als Sänger von Lais erwähnt (vgl. auch G. Paris in *Hist. Litt.* 30, p. 10 ff., W. Hertz, Spielmannsbuch, S. 1 ff., E. Freymond, Jongleurs und Menestrels, Halle 1883; E. Faral, *Les Jongleurs en France au moyen âge*, Paris 1910). Mit der Möglichkeit, daß auch Chrétiens Quellen französische Romane gewesen waren, setzt sich Nitze nicht auseinander. Neben Chrétiens Perceval-Gral gibt es bekanntlich noch mehrere andere Perceval- und Gralversionen, und es fragt sich, ob nicht bei einer vergleichenden Untersuchung in diesen Texten Züge gefunden werden, die primitiv sind, aber bei Chrétien fehlen. Bei einem solchen Ergebnis müßte ein französischer Ur-Perceval- und Ur-Gral-Roman postuliert und als Chrétiens unmittelbare Quellen angesehen werden. Förster und namentlich Golther haben der Forschung zwar fast formell verboten, anderes als Chrétien für die Quellenforschung in Betracht zu ziehen; aber die Forschung sollte sich um ein solches Verbot gar nicht kümmern. So prominente Forscher wie G. Paris, Hertz und Miß Weston vertraten eine diesem Verbot entgegengesetzte Ansicht. Nitze aber betrachtete offenbar die Frage als im Sinne Försters und Golthers entschieden und schloß sie aus seiner Quellen-Untersuchung aus. Gelegentlich behauptete er einmal von der neben Chrétien wichtigsten Version, der englischen: *The Middle English „Sir Perceval" is mainly an adaptation of Chrétien's poem, as the „Ywain and Gawain" is an adaptation of the „Yvain"* (289), und erklärt sich als *not willing to accept the independent character of the „Sir Perceval"* (312, n.). Wenn

eine Schrift kurz sein soll, kann man darin natürlich nicht alles unterbringen.

Die keltischen Quellen sind bei Nitze irische. Es sind nicht direkte Quellen, sondern sogenannte *ultimate sources*. Die von Nitze beigebrachten irischen Texte stammen aus A. C. L. Browns Schriften. Am Anfang von Nitzes Essay ist zu lesen: *To the memory of that valiant Arthurian Arthur C. L. Brown.* Wer ein echter Försterianer ist, muß Browns Quellentheorie entschieden ablehnen. Dies bedeutet aber natürlich nicht, daß diejenigen, die nicht Försterianer sind, sie annehmen müssen. Brown war einer der extremsten Vertreter der Theorie vom keltischen Ursprung der Arthurromane. Neben Browns Arbeiten (*The Grail and the English Sir Perceval* in MP 16—18 und 22 und *The Origin of the Grail Legend*, Cambridge 1943) wurden bisweilen für Einzelheiten auch Schriften anderer Vertreter der keltischen Theorie und frühere Arbeiten Nitzes herangezogen. Auch die Gral-Erzählung, die nach Nitze (324) Chrétien mit dem *Perceval proper* kombiniert hat, soll keltischen Ursprungs sein (309 ff., 316, 323), soll aber von Chrétien christianisiert worden sein durch Angleichung an die byzantinische Messe. Die Kenntnis derselben soll Chrétien seinem Gönner, dem Grafen Philipp von Flandern, verdanken, der auf seinen Orientreisen von ihr Kunde erhalten haben soll. Die Theorie vom byzantinischen Ursprung der Gral-Erzählung ist eine Abart der christlichen Theorie, die vor allem in Burdachs umfangreichen Buch ,,Der Gral" (Stuttgart 1938) bis ins Kleinste ausgearbeitet wurde. Nitze hat seiner Zeit in seiner Anzeige dieses Buchs (in MP 37) die byzantinische Theorie entschieden abgelehnt. Nun hat er seine Ansicht *modified*. Man darf solches einem Forscher nicht übelnehmen und nicht mißdeuten. Wenn jemand Gründe findet, um an der Richtigkeit seiner früheren Ansichten zu zweifeln, so ist es sicher besser, diese aufzugeben als starr an ihnen festzuhalten. Keltisches Quellenmaterial ist von Nitze in erstaunlich großer Menge vereinigt und kondensiert worden. Den Inhalt von Browns *Origin*, eines umfangreichen und schwer verständlichen Werkes hat er so zusammengedrängt (*much compressed* 323), und in so knappe, klare Ausdrucksform gebracht, daß ihm Brown dafür hätte dankbar sein können. Nachdem die wildesten Schosse von Browns Argumentation abgeschnitten worden. sind, wirkt der Rest eher etwas mehr überzeugend. Doch will ich damit nicht zu viel sagen, sondern lieber noch das Urteil zitieren, das Nitze selbst seiner Diskussion über die Quellen vorausgeschickt hat (306): *they are vague or hypothetical at best.* Nitze ist kein Enthusiast, der sich einer bestimmten Theorie verschreibt und laut deren Dogmen verkündet. Er ist eher ein nüchterner Eklektiker und Skeptiker. Förster, Burdach und Brown, Vertreter ganz verschiedner Theorien, haben ihn beeinflußt; sie hätten an einer Verbindung ihrer Lehren keine Freude gehabt. Nitze hat als Universitätslehrer viele Schüler gehabt; aber er hat keine eigene Schule gegründet. Seine Jünger mußten nicht auf Dogmen schwören, sondern durften sich der freien Forschung widmen nach dem Vorbild ihres Meisters.

E. Brugger

Lewis T h o r p e , *Le Roman de Laurin, fils de Marques le Sénéchal.* A first Contribution to the Study of the Linguistics of an unpublished thirtheenth-century Prose-Romance. Bowes & Bowes, Cambridge 1950. 327 Seiten, 2 Illustrationen.

Dieses Buch bildet die erste Nummer der neuen Serie der „Nottingham University Research Publications". Der Verfasser hat sich darin die Aufgabe gestellt, den bisher wenig beachteten und noch nie publizierten „Roman de Laurin" [1] einer ersten Untersuchung zu unterziehen, welche als Vorbereitung zu einer für später geplanten kritischen Ausgabe des gesamten Textes gelten darf.

Trotz der geringen Beachtung, die dem „Roman de Laurin" — dieser von Thorpe im ersten Kapitel festgelegte Name dürfte von nun an endgültig sein — in neuerer Zeit geschenkt wurde, war er im Mittelalter doch beliebt genug, um vom Ende des 13. Jahrhunderts bis zum Jahre 1466 zu acht Kopien Anlaß zu geben. Das Original ist verloren gegangen, ebenso weitere auf Grund der Manuskriptfiliation zu supponierende Handschriften. Schon Paulin und Gaston Paris hatten eine Veröffentlichung dieses Werkes als dringlich bezeichnet. — Im zweiten Kapitel stellt Thorpe die spärlichen, dem „Roman de Laurin" (Abkürzung RL) gewidmeten Bemerkungen der bisherigen Forschung zusammen. Das dritte und vierte Kapitel bieten eine peinlich exakte, geradezu vorbildliche Beschreibung der vorhandenen Handschriften und ihrer Beziehungen untereinander. Zwei Manuskripte stammen aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, fünf aus dem 14. Jahrhundert und eines aus dem Jahre 1466. Davon sind fünf — unter anderem das Manuskript Bibl. Nat., f. fr., 22 548, als V bezeichnet, das Thorpe seiner sprachlichen Untersuchung zugrunde legt — „franzisch", drei „pikardisch" geschrieben. — Das fünfte Kapitel ist dem im Roman verarbeiteten Stoff gewidmet. Der RL stellt eine Fortsetzung der französischen Fassung der, ursprünglich aus Indien stammenden Dichtung von den „Sieben weisen Meistern" („Le Roman des sept Sages de Rome") dar. Während diese zu den beliebtesten Volksbüchern des Mittelalters gehörte und europäische Geltung hatte, blieben der RL und sein Vorgänger „Le Roman de Marques de Rome" (hrsg. von Johann Alton, Tübingen 1889; vgl. Gaston Paris in *Romania 29*, 493) auf Frankreich beschränkt. Der anonyme Verfasser des RL, nachdem er die aus den „Sept Sages" und aus „Marques" übernommenen Themata erschöpft hatte, suchte und fand neuen Stoff in den Artusromanen, so daß der RL ein Bindeglied zwischen den Traditionen der „Sept Sages" und der „Table Ronde" darstellt. Der französische Zyklus der „Sieben weisen Meister" besteht aus dem „Roman des sept Sages de Rome" selbst, ferner aus fünf Fortsetzungen dazu, nämlich „Marques", „Laurin", „Cassidorus", „Pelyarmenus" und „Kanor". Die letzteren drei Dichtungen harren noch der Publikation. Aus der sehr sorgfältigen literarischen und historischen Analyse Thorpes ergibt sich zusammenfassend folgendes: „Marques" wurde zuerst in französischen Versen

---

[1] Für den deutschsprachigen Leser ist es vielleicht nicht unnötig zu erwähnen, daß dieser „Laurin" nichts mit dem Zwergenkönig Laurin der Tiroler Sage zu tun hat.

verfaßt, als Fortsetzung zu einer französischen Fassung der „Sieben weisen Meister". Sowohl diese, als auch „Marques" wurden später in Prosa umgedichtet (version dérimée). Der RL wurde ziemlich sicher von allem Anfang an in Prosa abgefaßt. Sein Autor inspirierte sich dabei an den Prosafassungen der „Sept Sages" und von „Marques", die sehr volkstümlich geworden waren. Der terminus ad quem für die Niederschrift des RL ist das Jahr 1276, wahrscheinlich wurde er aber bereits zwischen 1250 und 1270 verfaßt. Die anderen Fortsetzungen sind zweifellos erst nach dem RL entstanden. Aus dem Studium der überlieferten Handschriften geht hervor, daß das Original vermutlich „pikardisch" geschrieben war. — In sechs „Appendices" gibt Thorpe zunächst einen Ausschnitt von 1860 Zeilen des Manuskripts Bibl. Nat., f. fr., 22 548 (f° 56 r bis 72 r), dann eine Liste der Eigennamen, eine Liste der französischen Handschriften der „Sept Sages" und der Romane „Marques" und „Laurin", eine englische Inhaltsangabe des gesamten RL, die Bibliographie, von der gleich die Rede sein wird; der 6. Anhang enthält 287 Anmerkungen, denen ein Sachindex folgt. Das Verfahren, die Anmerkungen am Schluß zusammenzufassen, statt als Fußnoten anzuführen, mag als Kommentar zu altfranzösischen Texten selbst seine Vorteile haben. Beziehen sich die Noten aber auf den Text des Herausgebers, so ist das fortwährende Nachschlagen recht mühsam.

Werfen wir noch, bevor wir zum, in den Kapiteln VI—IX dargestellten linguistischen Teil des Buches übergehen, einen Blick auf die Bibliographie (S. 302—05). So reich die Dokumentation auf literarischem und diplomatischem Gebiet ist, so mager ist sie auf sprachlichem. Im Gebiete der Grammatik beschränkt sich Thorpe auf J. Anglade, *Grammaire de l'ancien français*, Paris 1931, und auf das an sich gewiß ausgezeichnete Werk von M. K. Pope, *From Latin to Modern French*, Manchester 1934. Es wäre gut gewesen, hätte er auch die Werke von Schwan-Behrens, Voretzsch, Nyrop und Bourciez herangezogen, von Spezialuntersuchungen ganz zu schweigen. Für die Morphologie wäre es zweifellos von Nutzen gewesen, P. Fouché, *Le verbe français*, Paris 1931, zu konsultieren. Ähnliches gilt auch für den lexikologischen Teil. Ganz allgemein ist zu bemerken, daß man beim Aufstellen eines afr. Glossars sich nicht einzig und allein auf Godefroy, Tobler-Lommatzsch und das *FEW* berufen kann, insbesondere da die beiden letzteren Werke ja noch gar nicht vollendet sind. So ist beispielsweise die Bemerkung des Verfassers (S. 199): „Wartburg has no mention of *atargier*" sinnlos, da dieses Verb als Ableitung von TARDE (*atargier* < *AD-TARDICARE) erst unter dem Buchstaben T zu erwarten ist. — Es ist hier wohl am Platz, wieder einmal auf Wendelin Foerster und Hermann Breuer, *Kristian von Troyes, Wörterbuch zu seinen sämtlichen Werken*, Halle 1914, hinzuweisen; ferner auf jene älteren Publikationen, die sich mit der Terminologie des Ritterwesens (Ausrüstung, Kampf usw.) befassen, so: M. Viollet-le-Duc, *Dictionnaire raisonné du mobilier français de l'époque carlovingienne à la Renaissance*, Paris 1868—75, vor allem Band II, V und VI; Aron Sternberg, *Die Angriffswaffen im altfranzösischen Epos* (Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, XLVIII), Marburg 1886; Victor Schirling, *Die Verteidigungs-*

waffen im altfranzösischen Epos (ibidem LXIX), Marburg 1887; Volkmar Bach, *Die Angriffswaffen in den altfranzösischen Artus- und Abenteuerromanen* (ibidem LXX), Marburg 1887; Hugo Züchner, *Die Kampfschilderungen in der Chanson de Roland und anderen chansons de geste. Teil I: Der Zweikampf.* Diss. Greifswald 1902; Viktor Schroedter, *Der Wortschatz Kristians von Troyes bezüglich der Kampfschilderung.* Diss. Leipzig 1907, u. a. m. Ferner auf die Glossare und Anmerkungen zu verschiedenen Textausgaben; so gibt z. B. Albert Henry in seiner schönen Ausgabe von *Sarrasin, Le Roman du Hem* (Bruxelles 1939) auf S. 160—64 einen „index des principaux mots et expressions relatifs au tournoi". Diese und noch mehr Werke darf ein gewissenhafter Textherausgeber nicht ignorieren.

Der Leser wird bemerkt haben, daß wir die Bezeichnungen franzisch und pikardisch in Anführungszeichen setzten. Dies deshalb, weil es nach dem wegweisenden Buch von L. Remacle, *Le problème de l'ancien wallon* (Liège 1948) [1] einfach nicht mehr angeht, die S c h r i f t sprachen der Literaturdenkmäler und Urkunden als „Dialekte" zu bezeichnen, wie dies Thorpe noch tut, z. B. S. 22: „Copied possibly in Picardy, . . . but not in the picard dialect." — Während es in den regionalen Schriftsprachen der Peripherie Frankreichs verhältnismäßig leicht fällt, den dialektalen Einschlag in der, wie Remacle bewiesen hat, bereits als f r a n z ö s i s c h zu bezeichnenden Schriftsprache nachzuweisen und diese somit einigermaßen zu charakterisieren — man darf also beispielsweise höchstens von einer frankopikardischen Schriftsprache reden, deren Entwicklung parallel zur derjenigen der wirklich g e s p r o c h e n e n Mundart läuft —, so bleibt das Problem des Wesens des Zentralfranzösischen, d. h. des sogenannten Franzischen, nach wie vor weitgehend ungeklärt. Wenn Thorpe S. 188 schreibt: „the language of the scribe of V is for the most part what is generally accepted as the normal francien of the second half of the 13th century" und in Anmerkung 251 allerdings zugibt: „It is difficult to establish the normal: as a general statement, it may be taken here as the francien of ‚Old French, period II' as given by M. K. Pope, ‚From Latin to Modern French' . . .", so folgt er einer wissenschaftlichen Konvention. Die genaue Definition dessen zu erarbeiten suchen, was die „franzische" Schriftsprache in Tat und Wahrheit i s t , dürfte eines der dringendsten Desiderata der französischen Linguistik sein. Bis diese Frage abgeklärt ist, darf man sich kaum zu solch kühnen Behauptungen wie Thorpe auf S. 135 versteigen: „As a general statement, the scribe of V s p e a k s (von uns gesperrt) and writes the francien of his own period, i. e. of the second half of the 13th century." — Die häufig wiederkehrende Bemerkung vom Typus: „the scribe of V may be copying a picard original rather than producing his own pronunciation" zeugt ebenfalls von einer unrichtigen Schau, indem die Schriftsprache des Schreibers eines ist, seine Aussprache, d. h. seine eigene Mundart, ein anderes. Daß pikardische Schreibgewohnheiten in großen Teilen des Ge-

[1] Vgl. demnächst unsere Besprechung in *Vox Romanica 12*, 2 (1952), in der wir zu einer fast unbeschränkten Bejahung der Thesen Remacles gelangen.

bietes der langue d'oïl üblich waren, ist eine unbestrittene Tatsache. Demnach ist es nicht einmal unbedingt notwendig, daß der Schreiber des Manuskripts V eine pikardische Vorlage benützte. Ist dies doch der Fall gewesen, was die Manuskripttradition wahrscheinlich macht, so ist es durchaus zweifelhaft, daß der Schreiber mit den pikardischen Graphien auch deren Aussprache übernahm („One can assume therefore that he adopted as his own certain picard spellings and pronunciations . . .“, S. 136). Dies alles zeigt, wie nötig es ist, daß die von Remacle postulierte saubere Scheidung der Begriffe „Scripta“ und „gesprochener Dialekt“ von den Herausgebern altfranzösischer Texte übernommen wird.

Die sprachliche Analyse Thorpes fußt, wie gesagt, auf dem Text des Manuskripts V. Wo eine dialektal-regionale Färbung auftritt. zieht der Verfasser auch die übrigen Handschriften herbei. Nachstehend einige Bemerkungen und Ergänzungen zu Phonetik, Morphologie und Syntax:

S. 119 und 120: Die Schreibweise *pai(n)e*, *mains* ‘peine, moins’ ist besonders in der Pikardie üblich (vgl. C. Th. Gossen, *Petite grammaire de l'ancien picard*, Paris 1951, § 19).

S. 120: Der metathetische Typus *soufferoie*, *soferrons* (< *souffrir*) findet sich in allen afr. Schriftsprachen, ausgenommen im Südosten (vgl. Fouché, S. 383 und 395). Eine Analogie mit dem Futurum von *faire* ist, entgegen der Ansicht Thorpes, in Anbetracht der anderen Verben des gleichen Typus nicht anzunehmen.

S. 121: Zu *sarmonné*, vgl. Nyrop I, §§ 245—47; Gossen, § 3.

S. 123: *iaue* (< AQUA) ist nicht die pikardische Form schlechthin, sondern die im Artois und der eigentlichen Pikardie übliche. In Flandern und im Hennegau ergibt AQUA > *ewe*, *euwe* (vgl. Gossen, § 43).

S. 125: *mengier* ist ein ausgesprochener Pikardismus (vgl. Gossen, § 15).

S. 129: Ist *ent* (< INDE) mit erhaltenem auslautendem *-t* wirklich ein typischer Pikardismus? Vgl. die Belege bei Godefroy III. 245.

S. 132 (ebenfalls S. 157): Die Graphie *-ng* in *doing* (1. Person Präsens Indikativ von *doner*, wozu Fouché, S. 144—45) und in *vieng* (< VENIO, wozu Fouché, S. 176) dürfte wohl eher der Lautung *-ñ* als η entsprechen.

S. 135: Zu *Roume* für *Rom(m)e*, vgl. Bourciez, § 77 Hist.

S. 151: Das pikardische Demonstrativpronomen *cis* kann sowohl auf *cil* + *s* als auch auf *cist* + *s* zurückgehen. Wahrscheinlich auf letztere Form, da *cil* + *s* meist mit vokalisiertem *-l-* als *c(h)i(e)us* auftritt.

S. 193: Zum pikardischen Imperativ vom Typus *faites le me*, vgl. Gossen, § 81.

p. 195: Zur Stellung der unbetonten Personalpronomina vgl. J. Melander, *La date du passage de „le me“ à „me le“. Studia Neophilologica 11*, 101—14.

In morphologischer Hinsicht ist der RL zur Datierung des Auftretens gewisser Veränderungen recht wertvoll, wie die Schlußfolgerungen Thorpes (S. 160—61) zeigen. Obschon die Syntax dieses Werkes gegenüber der Darstellung von Foulet an sich wenig Neues

bringt, müssen wir Thorpe für seine ausführliche Analyse doch Dank wissen, da sie uns eine genauere Kenntnis der Syntax des ausgehenden 13. Jahrhunderts ermöglicht. Wesentlich scheint uns die Bemerkung (S. 197): „. . . it is, perhaps, permissible to see characteristics of a genre which was written to be read by the literate classes, or at least to be read to the more cultured sections of society, rather than to be listened to by the mob. These are, in other words, conservative elements: and syntax is, by its very nature, more conservative than phonetics or morphology“, wie sich ja die Syntax der langue d'oïl auch dialektal bedeutend schwächer differenziert als Phonetik und Morphologie.

Das 23 Wörter umfassende Glossar bietet Anlaß zu einiger Kritik:

I) *achoisonneus* 'perilous, dangerous'. Thorpe führt nur Godefroy V, 566 (*ochoisonos*, d. h. mit *o*-Anlaut) an. Der *a*-Anlaut aber ist keineswegs, wie er meint, eine außergewöhnliche Orthographie (vgl. S. 204), denn bei Godefroy I, 52 findet man: *achaisonos*, *achaisuneux*, *achoisonos* im Sinne von 'soupconneux; qui a peur, qui prend des précautions au sujet de quelque mal'. Die Bedeutungsverschiebung zu 'gefährlich' macht keine Schwierigkeit. Vgl. im übrigen Bloch-Wartburg S. 418.

II) *ataigant* (< **ataigier*). Wozu so viele Worte, wo es dieses Verb gar nicht gibt und es sich, wie der Autor selbst sagt, um einen Schreibfehler für *atargier* handelt.

IV) *contretraire*, substantivierter Infinitiv, 'to throw missiles in return'. Wahrscheinlich heißt *contretraire* nicht 'zurückwerfen', sondern '*traire contre*', d. h. 'gegen jemand werfen, schießen', das bei Godefroy VIII, 3 belegt ist: „Les Gandois qui estoient devant Audenarde *trayoient contre* la ville de leur artillerie a pouldre“; ähnlich gebildet wie *contrebatre*, *contrecorre*, *contrepleder* u. a. m. oder als Verstärkung von einfachem *traire* (im RL ist *contretraire* mit dem Infinitiv *lancier* gepaart, ebenso bei Godefroy VIII, 4: „Les rechurent baudement au *traire* et au lanchier“), wie *contratendre* für *atendre* (Godefroy II, 270).

V) *demourer* 'to remain behind dead, to be killed'. *demourer mort* (RL, f° 88 r, col. c) ist gleich gebildet wie nfr. *demeurer vaincu* usw., und wird vereinfacht zu bloßem *demourer* im Beispiel (l. 925—26): „Synador, biaus dous amis, que ferai je se vous *demourez* en ce tournoi.“ Thorpe geht aber etwas weit, wenn er dem bloßen Verb *demourer* den absoluten Sinn von 'getötet werden' verleiht.

VII) *de bone escole:* Das Stichwort *escole* findet sich bei Godefroy III und nicht II, 412.

VIII) *honny* für *oni*, nfr. *uni* (Godefroy V, 604). Es handelt sich um eine begreifliche graphische Verwechslung von *hon(n)i* und *oni*. Von einer „aspirated form“ (S. 200) darf wohl kaum gesprochen werden.

X, XI) Zu *jehui* (JAM + HODIE), das im RL in den merkwürdigen Graphien *juhit*, *juit* (mit ausl. *-t*) auftritt, vgl. *FEW* IV, 447.

XIII) *mieparti*, Partizip von *miepartir* 'to divide equally'. Das Präfix *mie-* für *mi-* geht wohl auf graphischen Einfluß von *miedi*, *mienuit* (vgl. Foerster S. 185) zurück.

XIV) *monter a* 'to ride in the service of'. Beispiele: „Que touz ceulz soient honniz qui *a moi montent* quant ci tant m'ont lessié" und „Tous ceuz qui *a li montoient* y furent qui moult avoient joie grant du mariage." In Anbetracht der Bedeutung des unpersönlich gebrauchten Ausdrucks *monter a* 'se rapporter, avoir trait, être relatif' (Godefroy V, 398), ist es ziemlich zweifelhaft, ob *monter* hier den Sinn von 'reiten' hat. Eine Bedeutung 'abhängig sein (vom Lehensherrn)' schiene wahrscheinlicher und ebensogut zu passen.

XVI) *pelast* für *plate* 'flat of sword'. Die Bedeutung 'flache Klinge des Schwertes' findet sich auch bei Foerster, S. 212 (Erec und Löwenritter).

XVIII) *querniaux*, Metathese von *créneaux*, mfr. *quernel*, vgl. hierzu *FEW* II, 1341.

XXI) *souspane*, 3. Pers. Präsens von *souspaner* 'to heave'. Dies ist wohl das interessanteste Wort des ganzen Glossars. Es wird von keinem uns bekannten Wörterbuch verzeichnet. Im RL ist es zweimal als Terminus des Zweikampfes belegt:

1) «Et quant cil se senti de s'espee desgarniz, si ot paöur et geta jus l'escu et fiert Synador parmi les costez. Et quant Synador vit ce, si ne le refusa pas. Ainçois geta jus son escu et laisse son branc aler et s'entreäherdirent de grant force plain. Li chevaliers se joint au Damoisel de Puille et li Damoisiaus a lui. Li chevaliers *souspane* et li chevaliers trestourne, mes rien ne li valut, car trop savoit Synador de honte en luite et d'enging» (l. 1705—10).

2) «Il sache Alyenor d'encoste lui et il sont joins li un a l'autre. Il tournent et retournent en telle maniere que li uns ne poöit gaires conquerre sus l'autre, tant qu'il souvint a Alyenor d'un tour que son pere li avoit apris quant il dut faire la bataille a Pallus devant Costantinnoble. Il n'ot pas oublié ce point, ainçois *souspenne* maintenant le chevalier en celle garde, et cil si li vient en telle maniere que il failly a Alyenor. Alyenor li vient a yce tour et l'a abatu tout souvin dessouz lui» (f⁰ 105 r, col. b) [1].

Als fem. Substantiv findet man *souspane* 'sorte de coup' (?) bei Godefroy VII, 551:

1) Felenessement les convoie
A l'espee qu'il tint traite,
Onques n'i gaita a retraite
N'a entredeus ne a *souspene*,
Ains fiert la ou il les assene.
(BELLEP., *Machab.*, Richel. 19 179, f⁰ 17 v⁰).

2) Molt menuement s'entredonent
Par braz, par testes et par cous,
Retretes, *souzpanes* et cous,
Sormontees et entredeus,
Si qu'en ne pooit entr'eus deus
Voeer que (les) espees mues.
(HUON DE MERY, *Torn. Antech.*, 2468, Wimmer, *Ausg. und Abhandl.*, LXXVI).

---

[1] Gemäß freundlicher Mitteilung von Mr. Thorpe.

Letztere Stelle figuriert ein zweites Mal bei Godefroy VII, 483, mit der Variante *sorpene* 'terme d'escrime':

Molt menuement s'entredonent
Par bras, par testes et par cous
Retraites, *sorpenes* et cous,
Sormontees et entredeus.
(HUON DE MERY, *le Tornoiement de l'Antechrist*, p. 74, Tarbé).

Als Verb ist der Begriff also einmal absolut, einmal transitiv gebraucht. Es ist wohl diese letztere Verwendung, die Thorpe zur Bedeutung 'to heave', d. h. 'hochheben', geführt hat (Der eine Ritter packt den andern mit den Armen, hebt ihn hoch und wirft ihn zu Boden). Diese Bedeutung ist aber im ersten Beispiel nicht unbedingt schlüssig und paßt noch weniger zum Substantiv. Dieses tritt, wie die Beispiele zeigen, im Zusammenhang mit Ausdrücken des bewaffneten Zweikampfes auf (*retraite*, cf. Godefroy X, 567: *a* (*la*) *retraite* 'terme d'escrime, en retirant l'arme'; *cous*, sg. *cop* 'Hieb, Schlag', vgl. die zahlreichen Variationsmöglichkeiten bei Schroedter S. 74—78; *entredeus* 'Hieb mitten auf den Kopf, der mit dem Schwert geführt wird', Schroedter S. 80; *sormontee* 'terme d'escrime', Godefroy VII, 535), bezeichnet also zweifellos einen Hieb, Stoß oder Stich. Nun ist es aber bemerkenswert, daß im ersten Beispiel aus dem RL die Kämpfenden sicher, im zweiten höchst wahrscheinlich weder Schild noch Schwert mehr haben, so daß *souspaner* hier einen Griff des Ringkampfes bedeuten muß. Züchner (S. 16—17) beschreibt den waffenlosen Zweikampf und führt u. a. folgende Stelle an: „De son hauberc l'a par le *pan* saisi" (Aliscans 6225). Sollte *souspaner* eine Ableitung von *pans* in der engeren Bedeutung von 'Schöße des Panzerkleides, welche die Oberschenkel zu schützen hatten' (vgl. Gay II S. 196, ferner auch Schirling S. 46), ähnlich wie *despaner* [1], sein? Andererseits scheint, in Anbetracht der Bedeutung des Substantivs, ein Anschluß an *penne*, *pane* 'oberer Teil des Schildes' (vgl. Perceval, hrsg. von A. Hilka S. 754; Schirling S. 17; Züchner S. 42; auch Godefroy V, 722, der nur die Bedeutung 'peau qui couvre le bouclier' gibt) nicht ausgeschlossen [2].

XXII) Ein grobes Versehen unterläuft dem Verfasser bei der Wendung: *si m'eust cousté .ij. temps* 'even if it had cost me twice as much'. Er sagt nämlich (S. 204): „Godefroy has no mention of the locution." *temps* ist eine begreifliche Verschreibung für *tanz*, *tans* < *TANTOS*; bekanntlich ist die normale afr. Graphie von TEMPUS *tans*. Bei Godefroy VII, 640 finden sich 16 Beispiele von '*tant* précédé d'un nombre rend l'idée de fois, fois autant', wovon 5 in der Graphie *temps*. Vgl. auch Foerster S. 261 [3].

[1] Schirling, S. 46—47: „Wird der Halsberg beschädigt, so wird er gewöhnlich *despenné*, *depané* genannt, was allgemein als 'zerrissen, zerschlagen' aufgefaßt wird; sollte es nicht eher 'der *pans* berauben' bedeuten?"

[2] Bei dieser Hypothese läge formal eine ähnliche Bildung wie bei *sou(s)pape* 'coup à plat sous le menton' (Godefroy VII, 514) vor. Vgl. Bloch-Wartburg S. 573.

[3] Vgl. *entretemps*, das ebenfalls eine volksetymologische Verschreibung für afr. *entretant* darstellt (Bloch-Wartburg S. 217).

Die vorstehenden Bemerkungen zum sprachlichen Teil dieses Buches schmälern das Verdienst Thorpes, sich als erster ernsthaft an das Studium des RL gemacht zu haben, keineswegs. Es bleibt zu wünschen, daß die Ausgabe des Gesamttextes bald erscheint und daß sich, trotz der vom Verfasser (S. 207) geschilderten Schwierigkeiten, in nicht allzu ferner Zukunft Herausgeber auch für die übrigen Fortsetzungen des „Roman des sept Sages" finden mögen.

Zürich CARL THEODOR GOSSEN

The Poems of *Aimeric de Peguilhan*. Edited and translated with introduction and commentary by William P. Shepard and Frank M. Chambers. Northwestern University Press, Evanston (Illinois) 1950. (Northwestern University Studies in the Humanities, No. 24.)

Voici enfin la bonne édition critique d'Aimeric de Peguilhan que l'on attendait depuis des générations. Nous en sommes redevables au zèle du regretté W. P. Shepard et de son digne collaborateur et continuateur F. M. Chambers. Le premier est responsable de la leçon critique, de la traduction et d'une partie du commentaire, alors que M. Chambers s'est chargé de la continuation des notes, de l'introduction, des tables, sans compter bien entendu la revision générale.

L'introduction n'a pas pour base de nouvelles recherches historiques, par exemple dans le domaine ibérique ou italien: elle se fonde sur les résultats acquis par les devanciers et les discute à la lumière du bon sens d'une manière qui emporte en général notre conviction, notamment en matière d'identification des personnages et de chronologie. Quelques arguments peuvent cependant paraître un peu simplistes, tel celui-ci qui est introduit pour appuyer la date de mort approximative (1230) proposée par M. Jeanroy: „He would have been around fifty-five years old then, a reasonably advanced age for the thirteenth century" (p. 23); il ne faut d'ailleurs pas oublier que la date de naissance hypothétique (1175) est simplement l'année au dessous de laquelle il serait difficile de descendre. Même remarque pour l'affirmation suivante: „in his *tensos* he usually defends the more idealistic alternative" (p. 3); il est un peu difficile de le prétendre alors qu'il s'agit, plus exactement, de *partimens* (genre littéraire qui ne permet aucune conclusion psychologique), et qu'il peut parfaitement arriver à Aimeric de défendre contre Albert de Sestaron la thèse inélégante (*3*): „*C'ab mej'amor sai qu'es plus gen C'om baizan jazen sia gais C'ab tota sospir e pantais.*" La bibliographie immédiate est suffisante, mais ni le dernier livre de M. De Bartholomaeis, *Primordi della lirica d'arte in Italia* (1943), ni le recueil de M. Ugolini, *La poesia provenzale e l'Italia* (1939), n'y figurent.

La table des noms propres demande quelques corrections. La traduction de *Luzerna* („Lucerne?") est surprenante: il faudrait rappeler les discussions sur l'identification de la patrie de Peire Guilhem, même s'il n'était pas question de ce troubadour; au surplus, il faudrait indiquer qu'il y a un Luserna au Piémont, non loin des localités citées dans le même passage, Pinerolo, Revello, Saluzzo (la

régularisation de la graphie dans la table transforme les *Salus*, *Revel*, *Luserna* du texte en *-uz*, *-elh*, *Luz-*, ce qui est inopportun, et dans le deuxième cas franchement erroné). *Malaspina* (texte *Male-*) n'est guère un toponyme, mais un nom de famille: il faut sans doute traduire „la cour des Malaspina". *Marca* ne saurait être „The Marches of Italy", c'est-à-dire la région d'Ancône: comme il est question de Sordello, il s'agit de la région de Trévise (cf. d'ailleurs p. 211). Enfin, *Verona* n'a jamais été „ruled by the Este family": comme M. Chambers le reconnaît lui-même (p. 17) à la suite de Zingarelli, les noms de lieu figurant dans ce passage (*Plazensa*, *Valensa* etc.) ont une valeur purement allégorique. Il est vrai que ce jeu de mots n'aurait aucune saveur si ces localités n'existaient pas aussi quelque part dans la réalité géographique: c'est ainsi que *Sanhflor* doit faire allusion à Santa Fiora dans la région du Monte Amiata, prédicat d'une famille comtale célèbre (cf. *Santafior* chez Dante, *Purg.* VI 111), *Cortezo* à Courthézon près d'Orange (ou à Cortazzone près d'Asti), *Benaven* à Bénévent.

Mais c'est surtout le texte établi par Shepard qui constitue l'essentiel de ce volume. La supériorité de sa leçon là où il avait des devanciers est éclatante; là où il n'y avait rien, nous disposons enfin d'un texte parfaitement lisible avec un appareil complet et une justification de la tradition manuscrite, riche parfois de dizaines de témoins. On ne peut que rendre hommage au travail et à la diligence des deux éminents auteurs. Est-ce à dire pour autant que l'on se trouve désormais en présence d'une vulgate indiscutable, *ne varietur?* Seule une revision minutieuse de l'état de ces 50 poèmes (excellent exercice collectif pour un séminaire de philologie romane!) pourrait répondre adéquatement à cette question. Mais quelques sondages semblent indiquer qu'une vérification de la leçon sur la base des matériaux fournis par l'édition elle-même ne sera pas inutile, au fur et à mesure du maniement de ces poèmes à l'avenir. Shepard prend pour base essentielle un seul manuscrit, en général *C* ou *A*, mais a soin de construire toujours un arbre généalogique ou tout au moins de reconnaître des groupements de manuscrits, même quand leur réunion définitive n'est pas claire. Cela semble être le fruit d'un compromis empirique entre l'attitude de Bédier et celle de la critique dite lachmannienne: or, l'arbre généalogique n'est pas une entité, mais un instrument purement fonctionnel, inséparable par définition de la leçon critique. Bornons-nous à examiner le premier de ces poèmes (*2*), qui sont agencés d'après l'ordre alphabétique des incipits. Le *stemma* proposé est le suivant: *D*, *A* (*EJ*); *IK*; *f*, *CR*. Mais comment la famille *fCR* se constitue-t-elle? Sur la base de la leçon du v. 7, *hieu* (contre *en* des autres manuscrits), laquelle est acceptée dans le texte. Or, des deux choses l'une: ou bien cette variante est la bonne, comme semblerait l'indiquer son introduction dans le texte, et dans ce cas l'existence de la famille *fCR* n'est pas prouvée, mais est prouvée au contraire la réunion de tous les autres témoins, actuellement séparés en deux familles; ou bien elle est mauvaise, et dans ce cas le raisonnement généalogique est correct, mais le texte doit accepter *en*. Ici c'est l'objection formelle qui compte; mais pour ce qui est du mérite de la question, il est essentiel de remarquer que les deux variantes, en elles-mêmes

indifférentes, sont cependant graphiquement trop proches (*hieu* pouvant être ramené à *eu*) pour qu'on puisse les considérer comme des variantes rédactionnelles, telles que Shepard les reconnaît dans les pièces *38* et *49*: on est donc renfermé dans le dilemme, et la situation graphique fait pencher pour la deuxième solution. Si l'arbre généalogique a un sens, la préférence pour *C* trouve donc une limite indispensable dans l'existence d'une parité de conditions. On ne saurait justifier par conséquent l'adoption de *dig* au v. 8, leçon de *CR*, c'est-à-dire d'une sous-famille, contre *digz* du reste de la tradition, *f* compris; et l'adoption de *fora·m* au v. 35 (contre *fora* de tous les manuscrits sauf deux) est due évidemment au fait que l'un d'eux est *C*, l'autre étant *J* (ce qui rend la chose assez différente).

Un autre exemple suffira, emprunté au poème suivant (*3*). Le *stemma* proposé est cette fois celui-ci: D^a, *IK*; a^1; *EG*. Or, le mélange de variantes indifférentes et de variantes erronées fait en sorte que la justification de *IK* repose non seulement sur des fautes manifestes, mais encore sur *secs plus* du v. 31 (contre *plus secs* des autres, D^a compris), qui est précisément adopté dans le texte, *I* étant pris pour base. En termes de philologie lachmannienne, nous dirions que c'est l'*eliminatio lectionum singularium* qui fait défaut. Cette deuxième pièce nous permet d'introduire une autre remarque. Au v. 22 (c'est le passage cité plus haut) les éditeurs ont raison, croyons-nous, de lire *tota,* exigé par *mej(a)*; mais *totas* (dont le *-s* est sans doute une anticipation de l'initiale de *sospir*) figurant dans D^aIK et même dans *E* et probablement dans l'ancêtre de a^1 (qui a *totz ans*), on doit le considérer comme appartenant à l'archétype, *G* ayant conjecturé *tota* pour son compte. Or, cette notion d'archétype, cet ω, est une formule avec laquelle la présente édition n'opère jamais, même dans les cas les plus obvies (chûte de *11*, 36 dans les quatre manuscrits, dont l'un a conjecturé; de *29*, 5 dans les cinq manuscrits, etc.).

Et voici pour terminer quelques notes prises au hasard de la lecture. *2*, 25 ss. nous paraît incompréhensible avec la ponctuation adoptée (*Et ieu dobli la balansa, Que·l doble tenc lieis plus car. Totz jorns qu'aissi sai doblar Doblamen ma malananza*): il faut supprimer le point après *car* et mettre une virgule après *jorns*. *3*, 6 (note à la p. 56): l'existence de *l(o) doble* ‚doubly' ne saurait être prouvée par *ama·l doble*, que l'on pourrait fort bien interpréter comme *am'al doble*; par bonheur l'expression figure dans *2*, 26 (d'après *D*, *IK*, *CR*). *6*, 24 (note à la p. 65): les éditeurs, qui adoptent en général Oa^1 (contre *MR*), plus exactement a^1, écartent cependant *ja·i parlei* (accepté par M. Boutière) parce que „the function of *i* is not clear"; mais c'est la fonction actualisante, malaisément traduisible dans les langues romanes modernes, qui est très connue en ancien italien; elle figure au v. 12, cette fois dans la leçon de *MR* (*No·i* contre *Non* de Oa^1 et de l'édition). *8*, 53: lire *m'an* (*man* est une faute d'impression). *11*: la parenté de *CE*, dont manquerait toute preuve positive (p. 88), est attestée par le *E* surnuméraire au début du v. 41 (il y a dialèphe après *si*, comme au v. 58, bien que M. Chambers considère ce fait prosodique comme exceptionnel, p. 35). *13*, 10: *s'o* est préférable à *so* (le manuscrit unique *H* donne *ço* pour ECCE HOC au v. 7). *25*, 40: *estia* en deux syllabes (p. 145) n'est pas con-

firmé par la tradition manuscrite, puisque des seize chansonniers qui contiennent ce vers seul *C* a *estia* (*U stea*, *c esteia*, *R* et *Sg sia*), les onze autres, qui appartiennent à des familles différentes, présentant le type *estei* ou *-es* (cf. *estei* de 1ère personne *37*, 6); l'exemple parallèle cité par les éditeurs, soit *sabia* (*48*, 27), est fort incertain, se trouvant dans une pièce conservée par deux manuscrits (*CR*) très proches l'un de l'autre (chute des v. 7 et 36), de sorte que la correction *Tener sabia* (= *sabi'*) *amics* pour *S. t. a.* pourrait bien s'imposer. *28*, 22: la leçon du manuscrit de base, a^1, soit *Qui d'un gran be sap l'altre far issir*, a été préférée „on grounds of euphony" (p. 157) à la vulgate, qui est *Qui d'un be sap autre be far issir* (*N* dépourvu du deuxième *be*; *C* isolé *far un autre venir*), mais le critère reste mystérieux (il est indifférent qu'un fort accent syntaxique tombe sur *be* ou sur *sap*). S'il y a vraiment deux familles, a^1N d'une part et *M*, *IKD*ª; *r*, *C* (*GQ*) d'autre part (le douteux *D*ᶜ se joignant ici à la seconde), *gran* doit être considéré, au même titre d'ailleurs que *l*(*o*) devant *autre*, comme une *lectio singularis* de a^1, due sans doute à l'intention de corriger l'hypométrie (chute de *be*) de l'ancêtre de a^1N. Et nous revenons par là à une considération d'ordre général.

Fribourg GIANFRANCO CONTINI

Antonio M.ª Badía Margarit, *Los complementos pronóminalo – adverbiales de ibi e inde en la península ibérica.* Revista de filología española. Anejo XXXVIII, Madrid 1947.

Diese aus der Schule Dámaso Alonsos hervorgegangene Arbeit ist auf umfangreichen Materialsammlungen und sorgfältigen Unterscheidungen aufgebaut. Sie behandelt das Kastilische, Aragonesische und Katalanische; sie berücksichtigt die mittelalterlichen Dokumente sowie die moderne Sprache. In jedem Einzelfalle werden die verschiedenen Graphien (*y*, *i*, *hi; ende*, *ent*, *en* usw.) vorgeführt. Dann wird der Sinn der Partikeln besprochen und zwischen der ursprünglichen lokativen und der abgeleiteten präpositionalen Bedeutung unterschieden. Gelegentliche Verwendung als Personalpronomina und die Kombination *ibi* + *habere* sowie die partitive Verwendung von *inde* werden besonders behandelt. Die syntaktischen Fragen der Enklise und der Proklise werden eingehend untersucht.

Der Untergang von *ibi* und *inde* im Kastilischen erscheint begreiflich, wenn man berücksichtigt, daß diese Partikeln von Anfang an semantisch unfruchtbar waren. Hinzu kommt als wichtiger Faktor das Schwanken zwischen unbetonter und betonter Verwendung und die Konkurrenz von *allí*, *allà* bzw. *de allí*, *de ello*, *de ella* usw. Leider hat die Begrenzung seines Themas es dem Verfasser unmöglich gemacht, diesen Kampf zwischen *inde* und *ibi* einerseits und ihren Konkurrenzformen andererseits im einzelnen zu verfolgen. Um 1500 besteht schon eine Situation, wo dieser Kampf entschieden ist.

Im Katalanischen bietet sich ein ganz anderes Bild. Hier bezeichnet das Jahr 1500 den Höhepunkt einer reichen semantisch-rhythmischen Entwicklung, die stark an das Französisch-Provenzalische gemahnt, und man bedauert, daß der Verfasser sein Blickfeld nicht auch gelegentlich auf das Galloromanische ausgedehnt hat. – Das Aragonesische nimmt zwischen dem Katalanischen und dem Kastilischen eine

Mittelstellung ein. Ursprünglich ein kastilischer Dialekt, gerät das Aragonesische allmählich unter katalanischen Einfluß. Das Bild wird in modernen Zeiten schwer übersichtlich und könnte eigentlich nur mit Hilfe eines engmaschigen Sprachatlanten genau gezeichnet werden.

Im einzelnen ist zu bemerken, daß es wohl nicht korrekt ist, einen spanischen Ausdruck wie *no la hay* (als Antwort auf die Frage *¿Hay gente?*) als einen Fall von „ausencia del partitivo" zu bezeichnen, nur weil das Katalanische *no n'hi ha* sagt (S. 259). Das wäre doch nur haltbar, wenn *gente* im Spanischen als partitiv empfunden würde; aber dem Spanischen geht das Gefühl dafür genau so ab wie dem Deutschen. Ich frage mich selbst, ob eine Antwort wie *no la hay* auf die Frage *¿Hay gente?* überhaupt idiomatisch ist.

Was die Kombination *ibi* + *habet* angeht, so scheint es uns müßig zu untersuchen, ob *ibi* nicht ein Subjekt sei. Sicher falsch ist es, in katalanisch *hi ha una taula,* das Nomen *taula* als Subjekt zu bezeichnen, also *habet* gleich *est* zu setzen; sagt man doch *Quants hi ha?* und nicht **quants hi han?* (S. 50). – Menéndez Pidals Autorität wird dafür angeführt, daß *i* < *ibi* sich im Hiat *(e–i)* entwickelt habe (S. 30). Das ist unrichtig; es ist ein Fall von Umlaut wie *fiz* < *feci* (vgl. ital. *ivi!*), wie ja auch Menéndez Pidal in der Grammatik zur großen Ausgabe des Cid S. 50 sagt. Auch Meyer-Lübke ist vom Verfasser mißverstanden worden. Die Assimilation von *nd* > *nn* > *n* im Katalanischen war dem Verfasser der Romanischen Grammatik wohl bekannt. Im § 497 des ersten Bandes unterscheidet er klar die Sprachprovinzen Spanien und Katalonien. Wenn er sagt, „in Spanien" gäbe es die angeführte Assimilation nicht, so sagt er damit indirekt, daß sie in Katalonien wohl vorkommt. Wie man gar Meyer-Lübke die Behauptung unterschieben kann „que los adverbios *ende* e *i* del esp. antiguo vienen siempre después del verbo", ist mir unverständlich (vgl. Rom. Gramm. III, § 715). In den Teilen seiner Arbeit, die der Stellung der Partikeln gewidmet sind, berücksichtigt der Verfasser nur Stellung im Verhältnis zum Verb, wobei die von Meyer-Lübke im angeführten Paragraphen gemachten Unterscheidungen zwischen „Enklise" und „Neigung sich mit dem Verb zu verbinden" leider verwischt werden.

Daß im katalanischen *hi* lateinisches *ibi* steckt, ist möglich. Der Verfasser schließt aber mit Recht einen Einfluß von *hic* nicht aus (S. 31). Angesichts der Formen *hich*, *ich*, *ych* (S. 170), die doch wohl auf *hicce* zurückgehen, ist man geneigt, den Anteil von *hic* gegenüber *ibi* im Katalanischen etwas höher zu veranschlagen. Über das Verhältnis von *hich* usw. zu gelehrtem *hic* äußert sich der Verfasser nicht in zufriedenstellender Weise: „Claramente relacionados con la forma HIC se encuentran las siguientes: HICH, ICH, YCH etc." *(ibid.)*. – Die Grundbedeutung von *inde* wird als „indica la dirección hacia el que habla" angegeben (S. 38); das dürfte kaum richtig sein. Auf S. 117 spricht der Verfasser von „verbos de movimiento usados como i m p e r s o n a l e s", wo er wohl meint „reflexivos".

In ihrer Gesamtkonzeption ist die Arbeit konservativ; Fragen von Systemverankerungen werden kaum gestreift. Dafür werden aber auch gewagte Hypothesen vermieden. Der Verfasser bewegt sich auf solidem Grund und macht der Madrider Schule mit seiner Veröffentlichung Ehre.

M. Sandmann

Dámaso Alonso: *Poesía Española.* Biblioteca Románica Hispánica. Editorial Gredos, Madrid 1950.

Das neueste Buch Dámaso Alonsos umfaßt auf zirka 600 Seiten den Ertrag eines Vierteljahrhunderts literarischer Arbeit, den er partienweise auf einer Tournée durch Südamerika den Studenten in Argentinien, Chile, Peru, Columbien und Mexiko vorgetragen hat. Es nennt sich bescheiden Ensayo de Metodos y Limites Estilisticos, ist aber in Wahrheit ein vorbildliches Meisterwerk der künstlerischen Interpretation großer Poesie.

Dámaso Alonso ist uns als Dichter *und* als Gelehrter, in subjektiver Eigenschaft als Schöpfer feinsinniger lyrischer Gedichte, in objektiver Eigenschaft als Kritiker der Poesie vergangener und moderner Zeiten wohl bekannt. Für die Geschichte der Literatur sind besonders seine Untersuchungen über die Poesie Góngoras und des San Juan de la Cruz von Bedeutung. Wir sahen daher seinem neuesten Werk, das in untadelig strenger Methodik die petrarchesken Formen der spanischen Lyrik in ihrer stilistischen Wandlung von Garcilaso, ihrem Hauptvertreter in der Renaissance, über Fray Luis de León und San Juan de la Cruz bis zu Góngora, Lope de Vega und Quevedo, den Repräsentanten des Barock, behandelt, mit größter Spannung entgegen, und unsere Erwartungen wurden nicht enttäuscht.

Das Ziel Dámaso Alonsos ist nicht nur die besondere Prägung der Ausdrucksart der sechs größten spanischen Lyriker und das Unterscheidende ihrer Eigenart festzustellen und treffende Formulierungen für sie zu finden, sondern einerseits diese formale Prägung mit dem Charakter und dem Leben des Autors und mit dem allgemeinen Geschehen und den Geistesströmungen seiner Zeit in Verbindung zu bringen, sie mit Hilfe der Helle dieses Hintergrunds zu durchleuchten, anderseits den geheimnisvollen Vorgang der poetischen Konzeption, des Werdens einer poetischen Schöpfung soweit wie möglich aufzuklären. Das letztere ist ja gewiß ein ganz besonders delikates, aber auch interessantes Problem der Literaturgeschichte. Auf der einen Seite haben wir den Augenblick, der in der Seele des Dichters der Schöpfung unmittelbar vorangeht, vergleichbar einer brodelnden Glut, einem tiefen, dunklen Wald, einem Chaos. Auf der andern Seite haben wir ein sauberes, präzis gearbeitetes Geschöpf, die Dichtung. Die Aufgabe des Kritikers und Historikers ist es nun eine Verbindung, eine Brücke zwischen beiden zu erstellen, den bedeutsamen Moment aufzuhellen, in welchem sich das Amorphe zum Organismus vitalisiert. Das ist im Auge Dámaso Alonsos das Hauptanliegen der wissenschaftlichen Stilforschung.

Sein Vorgehen ist folgendes: Er wählt für seine Untersuchung gewöhnlich nur ein paar Gedichte oder Stücke von Gedichten zur Analyse und geht, indem er sich von seiner künstlerischen Intuition leiten läßt, je nach der Eignung des Objektes entweder vom significante, d. h. vom sprachlichen Ausdruck, zum significado, d. h. zum geistigen Gehalt über oder umgekehrt. Er bringt dabei die musikalischen Effekte in Verbindung mit den seelischen Absichten des Poeten und zieht zugleich den Herkunftsbereich einzelner Bilder, den vornehmen oder plebeischen Charakter einzelner Wörter, und die Brüche in der Kontinuität des Satzes in Betracht. Solche

Untersuchungen haben einen doppelten Wert. Sie erfassen in der Tat mit wissenschaftlich einwandfreien Methoden die Eigenart des Stiles der größten Lyriker der spanischen Literatur, soweit sie sich überhaupt erfassen läßt, und sie setzen zugleich ein wundervolles Beispiel, wie solche Untersuchungen zu führen sind, wie weit sie verfolgbar sind, und welches ihre Grenzen sind. Dámaso Alonso ist zu einer solchen Betrachtung wie kein anderer begabt, weil er nicht nur, wie wir schon angedeutet, ein Gelehrter, sondern auch Dichter ist, also nicht nur gewohnt, Kunstwerke objektiv zu vergleichen, zu prüfen und zu beurteilen, sondern sie auch selbsttätig zu schaffen. Er weiß also sowohl um das Irrationale poetischer Inspiration, wie um die rationale Gesetzmäßigkeit fertiger künstlerischer Produkte, und vor dem Geheimnis der Einmaligkeit des literarischen Objektes macht er respektvoll Halt.

Seine Untersuchungen beschränken sich zunächst auf das gegenseitige Verhältnis von significante zu significado, d. h. den phonetischen Zeichen einerseits zu ihrem geistigen Gehalt anderseits in der Lyrik, und zwar nur in den petrarchesken Dichtformen der sechs genannten spanischen Großen.

Die erste Betrachtung gilt einem Stück der dritten Ekloge Garcilasos, das von den Tajonymphen und ihren wundervollen Geweben handelt. Im Falle dieser Renaissancedichtung, die vor allem formale Schönheit erstrebt, geht Dámaso Alonso von der Form aus. Keine Finesse der Vokalklänge und Akzente, der Beschleunigung oder Verlangsamung der rhythmischen Bewegung, des Gebrauchs des Hyperbaton, des Encaballamiento, der Synaloephe, und der Nuancen von Licht und Dunkel entgeht ihm. Als besonders charakteristisch für den Renaissancevers Garcilasos wird die bilaterale Symmetrie und Kontrebalanciertheit hervorgehoben, ferner das Phänomen, daß sich Akzent und Akzent, Farbe und Farbe, Wort und Wort entsprechen, und daß der Versakzent fast immer auf den Vokal mit Hochton fällt. Aber selbst diesen in ihrer Ausgeglichenheit so vollkommen gepanzerten Versen lauscht der Dichter Dámaso Alonso noch feinfühlig den Herzschlag des Dichters Garcilaso ab. Er läßt uns aus kleinen Unregelmäßigkeiten ihres Flusses den Schmerz des Edelmanns um den Verlust seiner Geliebten Doña Isabel Freire fühlen.

Ganz anders als Garcilaso packt Dámaso Alonso den Fray Luis de León an. Garcilaso ist Soldat, Kavalier und Cortesano. Fray Luis ist Chorherr und Professor und lebt in der geistigen Sphäre akademischer Diskussion. Er ist nervös, reizbar, streitsüchtig und genötigt, um seine geistige Geltung, Stellung und Ehre zu kämpfen. Den Liebeskummer Garcilasos vernehmen wir nur in dreifacher Dämpfung. Der Dichter distanziert sich in vornehmer Scheu von dem traurigen Erlebnis. Als Mann bringt er es nicht über sich, sein intimes Fühlen preiszugeben, als Ritter mag er die Frau seiner Liebe nicht bloßstellen. Daher klagt er nicht selbst, sondern er läßt die Nymphen des Tajo klagen, nein, auch sie klagen nicht, sondern sie weben bloß Bilder, jedoch nicht Bilder seines eigenen Leides, sondern des Leides mythischer Frauen der legendären Vorzeit. Fray Luis dagegen klagt direkt und protestiert leidenschaftlich in seiner eignen Sache. Es ist etwas Prometheisches in der

Heftigkeit seiner Empörung über die Vergewaltigung des Rechtes und über seine Verleumdung. Das Seelenleben des Augustiners ist viel komplexer als das des Ritters. Es lebt in ihm Biblisches, Philosophisches (Platonisches sowohl wie Pythagoräisches) und Horazisches, d. h. eine gestraffte Willensenergie und ein tiefes und reiches Denken und Wissen. Er ist aufrichtig religiös, ohne jedoch eigentlich ein Mystiker zu sein. Die von ihm mit Vorliebe gepflegte Strophenform, eine Art Ode, ist von Bernardo Tasso übernommen. Seine Profecía del Tajo ist der Form nach streng im horazischen Stil gehalten (Horaz 1, 15). Der Inhalt aber stammt aus altspanischen Chroniken und Romanzen und betrifft den Untergang des Westgotenkönigs Rodrigo. Auch bei Fray Luis wie bei Garcilaso spielen die Inversion, das Hyperbaton und das Asyndeton eine große Rolle. Dazu tritt bei Fray Luis eine fast kinematographisch wirkende Abruptheit der Kontinuität in der Strophenfolge und wie bei Horaz eine Klimax-Antiklimaxstruktur. Philosophie und Poesie sind für Fray Luis Mittel und Wege des Entrinnens aus dem Netz der Universitätsintriguen. Am innigsten und vollkommensten verschmolzen findet man christliche Liebe, platonischen Eros, pythagoräische Zahlenmystik und Musikalität und stoische Festigkeit in seinem dem Kollegen Salinas gewidmeten Hymnus El aire se serena, der die Sphärenmusik verherrlicht. In der aufsteigenden, wohlabgestuften Linie der Ode erkennt Dámaso Alonso, ausgehend von der Betrachtung der konkreten Einzelschönheit bis zu derjenigen der abstrakten Schönheit an sich, vom Irdischen zum Göttlichen in der Phase der Kontemplation bis zu dem endlichen Wiederabstieg der Seele, die Klimax-Antiklimax-Struktur der horazischen Dichtungen.

In seiner Leidenschaftlichkeit und Direktheit wirkt Luis weniger aristokratisch und weniger gehalten als Garcilaso. Aber das hohe Ethos seines Kampfes um Recht und um religiöse Gottesnähe bietet reichen Ersatz dafür.

Der Dichtung des San Juan de la Cruz hat Dámaso Alonso bereits ein besonderes Buch gewidmet und gezeigt, daß dieser Poeta a lo Divino nicht allein, aber am vollkommensten die Liebesmotive und Liebesthemata der trovatoresken und petrarchesken Poesie auf die Gottesliebe übertrug und sie so sublimierte. Er erweitert und vertieft nun dieses Resultat durch die Bekanntgabe neuer überraschender Funde von Poesien aus Manuskripten der Biblioteca Nacional und durch den frappanten Beweis, wie Juan es verstand, mit kleinen Modulationen Motive der Volksliederverse ins Bereich verzückter Gottesliebe zu heben. Das mystische Erlebnis ist eben im Grund unaussprechlich, und doch drängt es zur Mitteilung an andere, darum bedient es sich des Ausdrucks und der Bilder profaner Liebe. Die Poesie San Juans hat etwas Geheimnisvolles wie ein Aerolith. Sie ist, obwohl irdisch, von einem überirdischen Licht durchstrahlt, das sogar das kleinste Partikelchen verklärt. San Juan eignet die Zartheit eines Kindes. Seine Poesie entspringt der kindlichen Angst vor den Härten und der Gemeinheit der Welt. Er flieht vor ihr zu Gott; seine Sprache hat etwas seltsam Unberührtes; es erklärt sich zum Teil aus dem wellenartigen Wechsel von Partien, in denen Substantive vorherrschen, Adjektive und Verben fehlen, und anderen, die von Verben und Adjektiven überborden. Seine mystische

Glut ist wie ein Feuerstoß, der vom Winde angefacht hell auflodert, und dann leise in sich zusammensinkend weiterglimmt.

Der vierte der behandelten Dichter ist Góngora. Auch hier ist Dámaso Alonso kompetent; wenn er sich in früheren Publikationen namentlich der Soledades angenommen hat, so betrachtet er nun hier ein Stück des Polifemo. Er gibt gleich einleitend zu, daß diese beiden Dichtungen, obwohl sie beide für den Gongorismus als typisch gelten, doch voneinander verschieden sind. Denn die Soledades, die in den losen, langen Perioden der Silva geschrieben sind, gestatten alle syntaktischen Abenteuer der Verflechtung der Wörter, der ausweichenden Kurven, der Schleifen und Arabesken, welche die kurze Strophe des Polifemo nicht zuläßt; trotzdem ist auch sie durch das Hyperbaton charakterisiert; denn Góngora liebt das Verschnörkelte. Er ist schrullig, churrigueresk. Grundsätzlich bedient er sich zwar derselben poetischen Technik und Ornamentik wie schon Garcilaso. Aber es ist etwas Neues dazugekommen, eben das Element, das im Unterschied zur Renaissance den Barock kennzeichnet. Es ist ein Wachsen und Sichentfalten von ungeheuren Kräften, die aus der Tiefe aufsteigen, ans Tageslicht treten und stellenweis alles verkrümmen wie die Wellen einer tellurischen Bewegung, andere Male in reicher Schönheit und Fülle explodieren. So erklärt sich die Üppigkeit von Blumen und Früchten, von Wolken und Putten, mit denen die barocke Architektur den Schmuck ihrer Konstruktion überlädt.

Schwieriger ist es, Góngoras Stil von dem Quevedos zu unterscheiden. Denn unter dem, was wir mit dem Begriff Gongorismus bezeichnen, ist viel Konzeptismus verborgen. Es gibt freilich Typen des Konzeptismus, die man bei Góngora nicht antrifft, und die für Quevedo charakteristisch sind, namentlich ein gewisses witziges Spiel mit sophistischen Scharfsinnigkeiten. Am kennzeichnendsten für Góngora ist die Assoziation von Farben und Klängen, die wie jene des Versmaßes und Akzentrhythmus und in Verbindung mit ihnen aus irgendeiner verborgenen Kammer seiner Seele stammen, nicht so sehr aus der gestaltenden Phantasie, sondern eher aus größerer Tiefe, aus ihrem eigentlichen Kellergeschoß.

Der Barock, wie wir ihn bei Góngora finden, ist der Frontalzusammenstoß einer alten Tradition mit einem leidenschaftlichen neuen Wagnis, des Themas gelassener Schönheit mit einem gewaltigen Impuls. Der Barock erklärt sich nicht aus dem einen oder dem andern dieser Elemente, sondern aus ihrem Schock. Er ist eine Art Coincidentia oppositorum.

Bei Lope begegnet uns als neues Phänomen nicht nur für die spanische, sondern für die europäische Literatur eine eigentümliche Frische und Aufrichtigkeit, ein von Tag zu Tag, von Stund zu Stund tätiges Verwandeln der Substanz seines Lebens in Stoff der Kunst. In seiner Poesie fällt zunächst wohl die Leichtigkeit des Überströmens der Tageschronik seines Lebens auf. Er scheint gegenüber Garcilaso, Luis de León und Góngora viel spontaner zu sein. Aber wenn wir meinen, auf diese Weise Lope erfaßt zu haben, entgleitet er uns gleich wieder zwischen den Fingern. Seine Manuskripte zeigen nämlich Spuren vielfacher Unsicherheit, Korrekturen und Polituren. In vielen seiner Gedichte tritt an die Stelle genialer

Improvisation eine raffinierte Technik und eine vermaledeite, fast geometrische Künstelei. Und gerade in der Vereinigung oder besser gesagt im Schock dieser Gegensätze: Natur und Kunst, Leidenschaft und schematische Zügelung, wilder Impuls und feste Form, Licht und Dunkel, Monstrosität und Schönheit, erweist sich Lope als Vertreter des Barock.

Aber neben dem menschlich liebenswürdigen und leidenschaftlichen und fruchtbaren Lope, der den Atem seiner täglichen Lebenserfahrungen, Liebeslust und -leid in die glitzernden Seifenblasen seiner Verse haucht, und neben dem petrarchesken Lope, der die Technik der Korrelation und Rekollektion pflegt, läßt sich auch ein Lope feststellen, der sich bemüht, mit Góngora sich in dessen Bravouren zu messen, und ein Lope, der zum Dichter platonischer Philosophie wird, eine der komplexesten Persönlichkeiten der Literaturgeschichte.

Der Stil Quevedos nun zeichnet sich aus durch eine nur schwer beherrschte, eruptive Heftigkeit, zu der zwei Elemente zusammenwirken. Erstens die Konzentriertheit des Gedanklichen, zweitens eine düstere Reizbarkeit, also auf der einen Seite eine leidenschaftliche, geradezu dreiste Heftigkeit des Emotionellen, auf der andern, intellektuellen Seite konzentrierteste Intensität. Quevedos Menschlichkeit ist womöglich noch komplexer als die Lopes. Er ist unzufrieden, empfindlich, aufbrausend, kritisch, rechthaberisch, satirisch, ja vulgär, und doch ist er durch Geburt ein Aristokrat und steht als Politiker der Regierung nahe. Er ist elend im Eheleben, gemein im animalischen Liebeshunger, sicher aufrichtig religiös und dabei doch ein großer Sünder, Moralist und dabei ein großer Spötter, enorm gescheit und vielwissend, aber doch nicht imstand, sein eigenes Leben erfolgreich zu gestalten, ein zynischer Pessimist, ja Nihilist mit einem perversen Hang zum Häßlichen, Brutalen, Schockierenden, zur wehetuenden Beleidigung des Schönheitssinnes. Es ist etwas Destruktives, Anarchisches in ihm; er leitet die Dekadenz ein. Und doch findet man unter seinen Sonetten Liebesgedichte von einer formalen Vollkommenheit, die uns vermöge der erstaunlichen Direktheit und Echtheit des Gefühls seltsam modern anmuten.

In einem letzten Kapitel kommt Dámaso Alonso nochmals auf die theoretischen Grenzen der Stilistik zu sprechen. Er betont erneut, daß am Anfang und am Ende der wissenschaftlichen Forschung literarischer Objekte die Intuition steht, und daß die wissenschaftliche Untersuchung nicht ausschließlich den ästhetischen, sondern sowohl den konzeptualen wie den affektiven und den imaginativen Elementen gelten muß. Einige Anhänge bringen wertvolle Einzelbeiträge zur Diskussion über die behandelten Themata.

Nun ist freilich zu sagen, daß Dámaso Alonso sich bei der Verfolgung des Stilwandels durch die verschiedenen Etappen, die durch die genannten Dichter repräsentiert werden, methodisch mit Recht konsequent auf die Betrachtung der von ihnen allen gepflegten petrarchesken Formen beschränkt. Das hat nun aber zur Folge, daß das dichterische Oeuvre des Garcilaso, des Fray Luis und des San Juan freilich so gut wie erschöpfend behandelt wird, das viel umfassendere und vielgestaltigere des Góngora und namentlich das Lopes und Quevedos nur zu einem bescheidenen Teil berücksichtigt

wird. Die zahlreichen Romanzen Góngoras fallen außer Betracht. Und doch ist gerade das an Góngora interessant, daß er in seiner Brust zwei Seelen hatte. Die eine inspirierte ihm die raffinierte Kunstpoesie des Polifemo und der Soledades, die andere gefiel sich im Stil volkstümlichen Spottes darin, Grimassen zu schneiden, Heroisches zu parodieren und Würdevolles ins Lächerliche zu ziehen. In dieser Neigung zur Karikatur und zum Verzerren, zum Grotesken und Satirischen ist er dem Quevedo nahe verwandt.

Bei Lope wiederum ist zu bemerken, daß er zwar die italienischen Kunstformen so virtuos wie irgendeiner meistert. Aber der eigentliche Lope, der originelle Lope, der Lope, der unser Herz gewinnt, und den wir um dieser seiner Einmaligkeit lieben, das ist nicht der Lope der italienischen Sonette, sondern der Lope der volkstümlichen Formen altspanischer Lyrik, namentlich der Romanzen, und der Lope der Dramen. Als „Sonnetista" kommt er uns irgendwie unpersönlich, uniformiert, viel zu bewußt, frisiert und pomadisiert vor. In den lockereren poetischen Formen gibt er sich selbst, wie er leibt und lebt. Da reicht er uns aus dem Überfluß des Herzens schöpfend, jeden Tag und manche Nacht von Liebeslust und -leid singend, Becher um Becher köstlicher catullischer Poesie. Schließlich gehört es mit zur Charakteristik des Barock, daß er durch Persönlichkeiten wie Lope, Tirso und andere so ausgiebig und mit solchem Erfolg gerade die dramatische Ausdrucksform der Poesie gepflegt hat.

Das poetische Genie Quevedos ist sicher noch vielgestaltiger als das Lopes. Die Sonette zeigen ihn fast nur von der ernsten Seite, namentlich als Liebenden. Aber der Umfang seines Geistes, die Zahl der Register seines poetischen Instrumentes sind geradezu stupend. Wir wollen nicht von seinen politischen, historischen und moralistischen Werken sprechen, weil wir uns an die poetische Produktion halten müssen. Aber auch dann noch erweisen ihn die Jácaras und Letrillas, die Romanzen und die Sueños als einen Satiriker von juvenalischem Grimm, als einen Apokalyptiker, der über eine Dantesche Höllenphantasie verfügt und einen Virtuosen des pikaresken Humors. Es lebt in ihm ein Dante neben einem Villon, ein Seneca neben einem Catull, ein Petrarca neben einem Morgenstern. Selbst die Poesie des Bordells und die des Nonsense waren ihm geläufig. Er züchtete auch in diesen beiden Gärten luxuriöse Blumen. Aber alle diese ergänzenden Erwägungen vervollständigen das von Dámaso Alonso gezeichnete Bild bloß.

So kann der Dichtergelehrte auf Grund seiner meticulosen Einzeluntersuchungen mit Recht den Barock wie folgt definieren: „In meinen Augen ist der Barock eine Kunst, die des Gleichgewichts ermangelt, die nicht dazu gelangt, ihren echten Ausdruck zu finden. Er war eine ungeheure Kraft, die in ihrem Entstehen mit den Formen der Renaissance zusammenstieß. Im Wachstum und in der Entfaltung bricht und biegt sie die Säulen, kräuselt die Syntax, verfeinert die Begriffe, krümmt die Giebel, peitscht den Vers zur Eile, überlädt ihn mit Pedanterie und Philosophemen und macht die Landschaft stürmisch. Und es ist, wie wenn sich zwischen die Worte oder die Steine oder die Gedanken des Kunstwerks der Wald und die Natur einflechten wollten."

Einen vollen Erfolg haben solche stilistische Untersuchungen gewiß erst, wenn es wie in dem vorliegenden Werke Dámaso Alonsos gelingt, nicht nur die einzelnen Merkwürdigkeiten des sprachlichen Ausdrucks eines Dichters namhaft zu machen, sondern die Einzelbeobachtungen irgendwie psychologisch mit der Seele des Autors und seiner Zeit zu vereinbaren. Es genügt nicht, daß man z. B. bei Horaz die Merkwürdigkeit der musikalischen Effekte des Strophenmaßes, das Hyperbaton, die Inversion, die brüsken Übergänge und die mythologischen Schlußbilder oder bei Tacitus das Asyndeton, das Asymetrische der Syntax und die Neigung zur Ambiguität hervorhebt. Die konkreten Merkmale müssen als adäquater Ausdruck der Seelenlage des Autors verstanden und interpretiert werden.

Das Faszinierende an Dámaso Alonsos Arbeit ist die Behutsamkeit, die Geduld, das Zartgefühl, die liebenswürdige Offenheit, wie er wieder und wieder in seinem Forschen und Argumentieren innehält und sagt: Halt, jetzt gehen wir in die Irre. So kommen wir nicht zum Ziel: „we must retrace our steps and try another approach". Und gerade weil er so vorsichtig ist, weil der Künstler stets den Gelehrten vor wissenschaftlicher Pedanterie und vor doktrinärem Vorgehen, und der Gelehrte stets den Künstler vor irrationaler Willkür bewahrt, darf er sich ein so hohes Ziel setzen: La Estilística o Ciencia de la Literatura será el único escalón posible para una verdadera Filosofía de la Literatura.

Es ist ja in der Tat eine der heikelsten Aufgaben der Psychologie zu prüfen und zu erforschen, wie Poesie mit ihren Mitteln auf unsere Seele wirkt und wie der Künstler Poesie schafft, und sich dabei bewußt zu sein, daß das Individuelle, das Einmalige, das Sprunghafte, das letzte Geheimnis der Entdeckertat nicht wissenschaftlich zu erklären ist. An einer denkwürdigen Stelle (S. 114) wendet sich Dámaso Alonso energisch gegen die wissenschaftlichen Prokrustesmethoden gewisser Roboter, welche die Stilistik zu Absurditäten mißbrauchen.

Es handelt sich eben bei solchen Untersuchungen im Grunde stets um die Analyse von Übergangszonen zwischen Spontanem, Inspiriertem und Genialem einerseits, Bewußtem, Intentioniertem, Rhetorischem und Geschultem andererseits. Auf gewisse poetisch wirksame Elemente stößt natürlich jeder Dichter in seiner ekstatischen Erregung von selbst. Er ist dann ein Entdecker, auch wenn ihm Dinge einfallen, die sich aus Reminiszenzen erklären, die anderen auch schon eingefallen sind. Der bewußter schaffende Dichter wird durch Reflexion und Beobachtung diese Elemente gewahr, verwendet sie mit Bedacht und bildet sie weiter. In vielen Fällen ist es aber wie bei Fray Luis schwer festzustellen, wie vieles wir als Reminiszenz und wie vieles wir als spontane, originelle Neuschaffung zu beurteilen haben.

Basel AUGUST RUEGG

Zeitschriftenschau

Vox Romanica. Hrsg. v. J. Jud und A. Steiger. 10. Bd. 1948–1949. Bern, A. Francke A.G. Verlag.

S. 1–62. A. Steiger, Aufmarschstraßen des morgenländischen Sprachgutes. Dieser epochemachende Aufsatz entwirft ein Programm und wird durch die große Zahl der erreichten und gesicherten Resultate weitgehend schon dessen Erfüllung. Bei der langen Dauer der Berührung zwischen der morgenländischen, islamischen und der abendländischen, christlichen Welt und bei der Breite der Kontaktflächen zwischen den beiden war es schon immer klar, daß die morgenländischen Elemente im Wortschatz der abendländischen Sprachen an sehr verschiedenen Orten übernommen worden sind. Daß etwa ital. *assassin* in Syrien durch die Kreuzfahrer aufgenommen wurde, daß *alcool* durch die arabischen Alchimisten in Spanien vermittelt worden ist, stand schon lange fest. Und kleine Ansätze zur Aufstellung von Kriterien zur Sichtung der umfangreichen Materialien in diesem Sinne waren schon gemacht worden. Z. B. hatte der Unterzeichnete schon 1930 darauf aufmerksam gemacht, daß eine Entlehnung mit Einbezug des arabischen Artikels für Hispanien charakteristisch ist, während Entlehnung ohne Artikel nach Sizilien weist (z. B. span. *azúcar* gegen it. *zucchero* > frz. *sucre*), s. Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung 7, sowie Evolution et Structure S. 75. Und auch Battisti hat diese Tatsache schon beobachtet. Siehe Italia Dialettale 3, 235.

Aber das waren kleine Anfänge, die nicht weitergeführt werden konnten, weil bei beiden die arabistischen Voraussetzungen fehlten. Nun hat sich, was wir uns schon lange erhofften, A. Steiger dieser großen Aufgabe zugewendet, der einzige unter den lebenden Romanisten, und wohl unter den Romanisten überhaupt, der sich so intensiv mit dem Arabischen befaßt hat, daß er auch in der Arabistik zum Meister geworden ist. Es genügt ja, an das umfassende Buch ‚Contribución a la fonética del hispano-árabe y de los arabismos en el ibero-románico y el siciliano' (1932) zu erinnern. Für die romanische Sprachwissenschaft ist es ein unschätzbares Glück, daß sich in der Person dieses Gelehrten die beiden Disziplinen verbinden. Eine ganze Flanke der Romanistik war bis heute in einen wogenden Nebel gehüllt, der nur da und dort unsichere Umrisse erkennen ließ und in dem man sich beständig mit dem beklemmenden Gefühl der Unsicherheit bewegte. Der vorliegende Aufsatz ist uns ein Bürge dafür, daß nun auch dieser so wichtige Teil der Romanistik klare, verläßliche Gestalt gewinnen wird. An einer großen Zahl von Musterbeispielen werden die drei wichtigsten Vermittlungspunkte aufgezeigt: Hispanien (mit Unterscheidung bloß kultureller Berührung, mozarabischer Zuwanderung usw.), Sizilien (mit dem das nahe Malta zusammenzuhalten ist, dessen Sprache in diesem Zusammenhang ganz besondere Bedeutung zukommt), und endlich der Orient. Dazu kommen noch die Wörter, die durch den direkten Handel mit dem Maghreb in die europäischen Sprachen eingedrungen sind. Daß zu diesem Strang z. B. die Familie von frz. *magasin* zu stellen ist, habe ich bereits in „Neue Jahrbücher" ausgesprochen. Beispiele aus der

großen Zahl von klärenden Einzeluntersuchungen hervorzuheben, hätte keinen Sinn, da der Aufsatz als geschlossenes Ganzes wirken soll. Nur auf eines sei noch hingewiesen: auch dort, wo eine schon längst vorgeschlagene Etymologie wiederholt wird, erscheint sie nun in einer nach allen Seiten eingehend begründeten und gesicherten Form, wie z. B. ital. *bronzo* aus pers. *birinǵ*.

S. 63–72. *J. Corominas*, Muestras del Diccionario Etimológico de la Lengua Castellana. Einige Probeartikel zu dem etymologischen Wörterbuch des Spanischen, an dem Corominas seit vielen Jahren arbeitet und dessen Abschluß und Drucklegung in Bälde zu erwarten ist. – S. 73–86. H. Meier, Span.-port. *cama*, rum. *pat* „Bett". Versucht unter Zuhilfenahme vieler bedeutungsgeschichtlicher Parallelen das spätlat. *cama*, das im Iberoromanischen und Occitanischen weiterlebt, auf lat. *squama* „Schuppe" zurückzuführen. Zur Erhärtung dieser Auffassung fehlt aber der Nachweis, daß *squama* so früh zu **scama* habe vereinfacht werden können, da span. *escama* ja eine viel spätere Form ist. Die Geschichte von rum. *pat*, das hier mit lat. *pactus* zusammengestellt wird, verlangt noch Abklärung der lautlichen Entwicklung (*ct* > rum. *t*??). – S. 87–219. B. Pottier, Etude lexicologique sur les Inventaires aragonais. Sorgfältiges Vokabular zu den so reichen Inventarios aragoneses de los siglos XIV y XV, die Serrano y Sanz herausgegeben hat. Für die Kenntnis des älteren Wortschatzes der hispanischen Halbinsel überaus bedeutsam.

S. 220–267. J. Pokorny, Zur keltischen Namenkunde und Etymologie. In diesem gewichtigen Aufsatz unterwirft Pokorny einen großen Teil der Forschungen, die in den letzten 20 Jahren von verschiedenen Romanisten auf dem keltisch-romanischen Zwischengebiet unternommen worden sind, einer kritischen Sichtung. Mit der Blickweite und der Sicherheit des Wissens, die wir an Pokorny im keltischen Gebiet kennen, werden die Resultate geprüft und erörtert. Weitaus am meisten setzt sich Pokorny mit J. U. Hubschmied auseinander (über dessen Arbeiten hier Bd. 60, 563). Ein recht großer Teil der Ansätze und Kombinationen Hubschmieds (und auch anderer) erweist sich als hinfällig. Die Romanisten werden Pokorny für diese mühsame Sichtungsarbeit überaus dankbar sein. Immerhin soll man bei der Lektüre der Kritik Pokornys nie die Situation vergessen, in der Hubschmied seinerzeit sich diesen großen Stoffen zugewendet hat. Eine der wichtigsten seither von den Indogermanisten erarbeiteten Erkenntnisse, z. B. die der Bedeutung des illyrischen Elements für die Indogermanisierung Westeuropas, kündete sich damals eben erst an. Und übersehen wir nicht, wie vieles von Hubschmieds Ergebnissen doch bestehen bleibt oder auf die weitere Forschung anregend gewirkt hat. Für immer wird ihm der Ruhm bleiben, die ganze Frage der keltischen Elemente im Romanischen mit kühnem Zugriff in großem Maßstab und mit weiten Gesichtspunkten neu aufgerollt zu haben. Pokorny sind alle Romanisten für die so reiche Belehrung überaus dankbar. Auf die zahlreichen Paragraphen des Aufsatzes im einzelnen einzugehen, ist hier nicht möglich.

S. 268–332. Besprechungen. – Darunter besonders bemerkenswert: S. 277, K. Zangger, Contribution à la terminologie des tissus

en ancien français (C. Th. Gossen; beachte besonders die hier mit Glück geklärte Herkunft von frz. *tiretaine*); S. 287, K. Lobeck, Die französisch-frankoprovenzalische Dialektgrenze zwischen Jura und Saône (G. Ahlborn: Anerkennung der großen Arbeitsleistung des Verfassers; viele aus des Rezensenten intimer Kenntnis des Frankoprovenzalischen geschöpfte Einwände und Ergänzungen; nimmt nicht Stellung zu des Verfassers Hauptthese); S. 309, K. Bouda, Baskisch-kaukasische Etymologien (J. Hubschmid: im allgemeinen zustimmend, mit Einwänden zu einzelnen Wörtern); S. 313, B. Malmberg, L'espagnol dans le nouveau monde; M. L. Wagner, Lingua e dialetti dell'America Spagnola (K. Huber: die beiden voneinander sehr verschiedenen Werke ergänzen sich aufs glücklichste und geben zusammen einen ausgezeichneten Überblick über den heutigen sprachlichen Zustand Südamerikas); S. 321, A. Ferreira de Castro, A Giria dos Estudantes de Coimbra (M. L. Wagner: sehr willkommene Veröffentlichung über eine bisher wenig bekanntes Thema; es wäre aber falsch, in den besonderen Ausdrücken der Studenten einen eigentlichen Argot zu sehen; Klärung der Herkunft einiger Wörter); S. 327, J. A. Capela e Silva, Estudos Alentejanos; a Linguagem Rústica no Concelho de Elvas (M. L. Wagner: viel wertvolles Material, wenn auch die sprachliche Interpretation sehr mangelhaft ist). W.

Romanistisches Jahrbuch. Herausgegeben von O. Deutschmann, R. Grossmann, H. Petriconi, H. Tiemann. Romanisches Seminar der Universität Hamburg. I. Band, 1947–48. Hansischer Gildenverlag. Hamburg, Joachim Heitmann & Co., 1949.

Die Herausgeber des Romanistischen Jahrbuchs sind sich bewußt, das hohe Ziel, das sie sich gesetzt haben, nämlich über den Stand der Romanistik im internationalen Rahmen einen kritischen Jahresüberblick zu geben, mit dem vorliegenden ersten Band nicht erreicht zu haben. In der Tat hat man den Eindruck des Notbehelfs und der Heterogeneïtät, wenn man die Reihe der Beiträge durchmustert, die neben Originaluntersuchungen einen Forschungsbericht, Antrittsvorlesungen, Versübertragungen und einige wenige Besprechungen bringen. Der Umstand, daß die Herausgeber Hamburger Gelehrte sind, bringt es mit sich, daß eine relativ hohe Zahl von Beiträgen in Hamburg verfaßt ist. Wenn man von einer biographischen Notiz zu Gamillschegs 60. Geburtstag, verfaßt von Inge Pflug, Berlin, absieht, findet man, daß sich kein Vertreter einer ostdeutschen Universität an dem Werk beteiligt hat. Was die Nichtberücksichtigung des Auslandes angeht, so fällt es einem in Edinburgh lebenden Rezensenten schwer zu glauben, daß dies wirklich eine „unvermeidliche" Folge der noch nach dem Kriege andauernden Isolierung Deutschlands anzusehen ist (S. 7).

Der Band wird eröffnet von einer wohlgelungenen Versübertragung von Du Bellays *D'un vanneur de blé, aux vents* aus der Feder von F. Kemp. (Nur die Wiedergabe von *Et d'un sifflant murmure* als „Mit scharf und hellem Zischen" scheint mir nicht ganz glücklich zu sein.) – Es folgt eine Chronik 1947–1948, auf die wir am Schluß dieses Berichtes kurz zurückkommen werden.

Der zweite Teil, *Berichte aus der romanistischen Forschung*, wird

von einem Aufsatz A. Kuhns, *Sechzig Jahre Sprachgeographie in der Romania*, ausgefüllt (S. 25–63). Er geht sachlich kaum über die bekannte Darstellung in Iordan-Orr, *An Introduction to Romance Linguistics* (1937), Kap. III, hinaus; dennoch ist er ein Zeugnis der großen Kennerschaft des Verfassers. Von prinzipieller Wichtigkeit ist die Unterscheidung onomasiologischer und semasiologischer Karten (S. 33). Hier wäre wohl eine Erwähnung von v. Wartburgs FEW am Platz gewesen, das wie kein anderes Arbeitsinstrument die Aufstellung semasiologischer Karten mit historischer Tiefenperspektive ermöglicht und so der Sprachgeographie neue Möglichkeiten eröffnet. Daß der Verfasser das Verdienst deutscher Gelehrter an der Sprachgeographie unterstreicht, ist vielleicht verständlich, obgleich infolge davon die größere Originalität der Schweizer Gilliéron, Jaberg und Jud nicht im richtigen Licht erscheint.

Der dritte Teil, *Beiträge*, ist der umfangreichste. Ein beredtes Zeugnis für die Not der Zeit ist die Tatsache, daß Gamillscheg sich auf die Beisteuerung von Anmerkungen, die er in seinem Handexemplar des REW eingetragen hat, beschränken mußte; seine *Randbemerkungen zum Romanischen Etymologischen Wörterbuch* eröffnen den dritten Teil (S. 67–77). Es folgt ein Aufsatz von K. Heisig, *Zur Bedeutungsentwicklung von französisch trouver* (S. 78–86). Er knüpft an Spitzers Arbeit über *trouver* (R 66, 1–11) an, dem er vorwirft, nicht genau zwischen typischer und allegorischer Interpretation unterschieden zu haben. **tropare* wie *contropare* beziehen sich zunächst auf allegorische Interpretation. Beide Verben sind angeblich gleichzeitig von *tropos* aus gebildet worden. Das Simplex bedeutet zunächst allegorische Interpretation einer Bibelstelle, dann das Auffinden des verborgenen Sinnes und schließlich „finden". *Contropare* setzt die vergleichende Interpretation mehrerer Bibelstellen voraus und entwickelt seinen Sinn zu „sich vergleichen, übereinkommen". *Tropare* wird gleichbedeutend mit „dichterisch erfinden", da sich der mittelalterliche Dichter gegen das alte Vorurteil, er sei ein Lügner, mit einem Hinweis auf die allegorische Wahrheit seiner Erfindungen, die eine allegorische Deutung erfordere, bekämpfen konnte. Entsprechend wird *contropare* „Wendungen allegorischen Inhalts zu einem Ganzen zusammenfügen". Von *tropare* „dichten" zu „komponieren" ist ein kleiner Schritt, da beides bei lyrischen Dichtungen unzertrennbar war.

Jeder Linguist wird mit allergrößtem Genuß den Artikel *Französisch aveugle* lesen, den wir O. Deutschmann verdanken (S. 87 — 153). In klarster kritischer Analyse und einer vorbildlichen Objektivität erschöpft der Verfasser alle Möglichkeiten der etymologischen Methode. Dabei tut er nichts weiter als alle Argumente für und wider eine der beiden früher vorgeschlagenen Etymologien (*ab oculis* und *albus oculus*) zu prüfen und enthält sich selbst einer endgültigen Entscheidung. Aber er scheut keine Mühe, bis in die Tiefen antiker und mittelalterlicher Medizin hinabzusteigen, Schreibweisen und Interpretationsmöglichkeiten mit aller Umsicht zu diskutieren. Die Arbeit ist die schöne und reife Frucht einer 15 Jahre währenden Beschäftigung mit diesen Fragen (S. 87).

Der Reigen der Beiträge wird mit der Antrittsvorlesung R. Grossmanns über *Die Funktion der Stadt im lateinamerikanischen Geistes-*

leben (S. 154–167) fortgesetzt, die in geschickter und anregender Weise eines der vielen Probleme der Amerikakunde vor uns aufrollt. – H. Sckommodau hat uns in seinem Aufsatz „*Il n'ya que le méchant qui soit seul*“ eine Studie des Misanthropen in der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts gegeben (S. 168–214). Als Ausgangspunkt hat er Diderots *Fils naturel* gewählt, dem das als Titel dienende Zitat entnommen ist. Nach einer Skizze der Timonlegende und ihres Einflusses auf Molières *Misanthrope* schildert Sckommodau die Wandlungen dieser Gestalt unter dem Einfluß von Diderots und Rousseaus Kritik. Die antisoziale Seite des Menschenhassers mußte von Rousseau, dem Ankläger der Gesellschaft, positives Verständnis finden. Ja er konnte Diderots Ausspruch als gegen sich selbst gerichtet empfinden, und von hier aus gewinnt man Zugang zu den Hintergründen des Konfliktes zwischen beiden Denkern. Bedeutende Perspektiven öffnen sich. Eine Umwertung aufklärerischer Urteile führt zur Romantik. Sckommodau hat es verstanden, an der Hand eines zentralen Problems ein wichtiges Stück französischer Geistesgeschichte in fesselnder Weise darzustellen.

H. Petriconi hat es sich in seiner Antrittsvorlesung *Das Rolandslied und das Lied vom Cid* (S. 215–232) leicht gemacht, eine primitive Fassung des Rolandliedes zu rekonstruieren. Er behauptet, daß sich das erhaltene Rolandslied zu seinem hypothetischen Original verhalten hat wie Guillén de Castros *Mocedades del Cid* zum alten *Cantar*, daß also das altspanische Lied vom Cid so eine Art Urtyp epischer Dichtung darstellt (S. 227). Auf diesem leichtfertigen Analogieschluß aufbauend weiß er denn auch in welchem Sinne der Rolanddichter der alten Sage „eine neue Wendung gegeben“ hat (S. 219). Obgleich seiner Meinung nach „die meisten französischen Philologen“ die Originalität des Rolanddichters nicht richtig erkannt haben (S. 220), hat auch er nicht gesehen daß die Rolandfigur eine psychologische Entwicklung durchmacht, daß Roland in dem Maße innerlich wächst, als er sich vor seinem Freunde Olivier (und vor seinem Gott) demütigt und daß ihn der Dichter seine tapfere Seele in einem Augenblick aushauchen läßt, als er sein größtes inneres Format erreicht hat. Die künstlerische *ratio* für die Figur Oliviers liegt ja gerade darin, diesen Prozeß dramatisch zu symbolisieren. – Der Cid hingegen ist die früheste Gestaltung der spanischen *persona*. Er bleibt seinen Idealen gerade dann treu, wenn er auf sich selbst gestellt kämpfen muß (Symbolwert der Verbannung), und sein größter Triumph ist die moralische *reconquista* seines Lehnsherrn, der ihn zu unrecht verfolgt hat. Hier ist dramatische Entwicklung der äußeren Ereignisse, schon hier eine Synthese von Personalismus und Realismus. Im Rolandslied liegt der Akzent auf der inneren Entwicklung des Helden selbst (Psychologismus und Idealismus).

In erweiterter Form präsentiert uns H. Tiemann seine Habilitationsvorlesung über *Lope de Vegas Bild und Wirkung in Deutschland* (S. 233–275). Niemand ist wohl heute so berufen wie der Verfasser, uns durch die Geschichte der Auseinandersetzungen Deutscher mit Lope zu führen. Der Reiz dieser Wanderung liegt in den weiten geistesgeschichtlichen Perspektiven, die sich vor uns auftun und die z. T. gerade erklären helfen, warum der Einfluß Lopes in Deutschland sich mit dem der Franzosen oder Shakespeares nicht

vergleichen läßt. Der Weg führt vom 17. Jahrhundert zu Lessing, der, Voltaire folgend, immerhin eine Verwandtschaft zwischen Shakespeare und Lope feststellt und nun beiden noch das alte deutsche Theater zur Seite stellte. Über Herder gelangen wir zu den Romantikern (A. W. Schlegel, Tieck). Aus der Folgezeit ragen der Wiener Grillparzer und schließlich Karl Voßler als diejenigen Figuren hervor, deren Auseinandersetzung mit Lope am tiefgehendsten und fruchtbarsten gewesen ist. Daneben finden alle Arten von Übersetzern, Bearbeitern und Interpreten Lopes (u. a. v. Schack) eine wohlabgewogene kritische Würdigung.

W. Pabst (*L'Intelligenza, eine Rahmenerzählung*, S. 276–304) formuliert die Grundlage der von ihm vertretenen These folgendermaßen: „Bei der Behandlung der verwickelten Probleme um den Palast [der Intelligenza] und seine Herrin . . . übersah man bisher die Möglichkeit, einmal das Ganze . . . als gegebene Tatsache hinzunehmen und den symbolischen Palazzo der Intelligenza mit allen scholastisch-averroïstischen Hintergründen und rätselhaften Inhalten als den Rahmen zu betrachten, in den der Autor seine „Digressionen" offenbar mit bestimmter künstlerischer Absicht einspannt" (S. 279). Es handelt sich also um eine künstlerische Ehrenrettung dieses italienischen Gedichtes, das aus der Feder eines Zeitgenossen Dantes stammen mag. Der innere Aufbau wird gewissenhaft im Sinne der Grundthese nachgezeichnet. Die Tatsache, daß das Rad der Fortuna mit zwei Zeilen abgetan wird im Gegensatz zu französischen Ausgestaltungen dieses Symbols, wird als eine Art stillschweigender Kritik an der französischen „Sentimentalität" wohl überinterpretiert. Im gleichen Sinne kann man auch die Auffassung, das Poemetto sei „eine italienische Antwort an das zeitgenössische Frankreich" (S. 302) beurteilen.

W. Kellermann schreibt über *Ding, Seele und Idee bei Jean Giraudoux* (S. 305–342). Der sehr belesene Verfasser behauptet, daß die „Weltauffassung unseres Autors vom Verhältnis dreier Faktoren zueinander: Ding, Seele und Idee" bestimmt werde (S. 307). Wir hören, daß „zum Prozeß der Dingaufnahme bei Giraudoux der Affekt des Staunens und der Verwunderung gehört" (S. 309). Im weiteren Verfolg werden verschiedene „Schichten der Welterfahrung" des Dichters unterschieden (S. 315). Der Verfasser verspricht sich Großes von einer Untersuchung des Echtheitsthemas bei Giraudoux" (S. 334) („Das Erlebnis der Echtheit ist eine Erfahrung der Endgültigkeit, der Erhabenheit, der Vollkommenheit, der Sublimierung eines einzelnen Dinges oder Wesens", S. 335). Er meint abschließend: „Das literarische Werk Jean Giraudoux' gehört zu den eigenwilligsten Sinndeutungen des Lebens in der französischen Literatur unserer Zeit. Von hier aus, nicht vom Sprachstil oder von der Ironie, muß es verstanden werden" (S. 342). Das heißt doch wohl, daß Giraudoux in erster Linie als eine Art (oder Unart?) von Philosoph und nicht als Schriftsteller zu werten ist? Nicht jeder wird dem Verfasser hierin folgen.

Den Abschluß der Beiträge bildet eine feinsinnige und im besten Sinne kompetente Analyse der *Vierzeiler Charles Péguys* von ihrem Nachdichter F. Kemp (S. 343–360). Die deutsche Wiedergabe der Dichtung ist fast durchgängig überraschend gut gelungen.

Der letzte (4.) Teil des Jahrbuches (*Buchanzeigen und Besprechungen*, S. 363–387) wird zum größten Teil von einer kritischen Würdigung von W. Küchlers Rimbaud-Nachdichtungen ausgefüllt, die K. Weinert geschrieben hat (S. 363–380). Es folgt eine von W. Bierhenke gezeichnete Besprechung von José Ml. Casas Torres *La barraca de la Huerta de Valencia* (Estud. Geogr., Madrid IV, 10, 1943, S. 113 bis 178). Die Arbeit hat vorwiegend volkskundliches Interesse. – Der inzwischen verstorbene K. Goetze veröffentlicht zum Schluß die Selbstanzeige seiner *Tabellen und Übungen zum Vulgärlatein* (Tübingen 1946) und seiner *Formenlehre des Altfranzösischen* (Tübingen 1947), die dem Mangel an erhältlichen und erschwinglichen Handbüchern abhelfen will.

Die vorhergehende kurze Skizze des Inhaltes des Romanistischen Jahrbuchs wird wohl unsere eingangs gemachte Bemerkung, daß der Band den Eindruck des Notbehelfs und der Heterogeneïtät macht, gerechtfertigt haben. Ist er so schon ein Zeugnis der Not der Zeit und also ein historisches Dokument, liefert er in seinem ersten Teile (*Chronik 1947–1948*, S. 13–21) geradezu einen historischen Beitrag zur Geschichte der Romanischen Philologie in Deutschland. Er gibt Gelegenheit der faszinierenden Persönlichkeit Karl Vosslers nachzutrauern, den M. Schumacher mit einer kurzen Notiz (S. 16–17) geehrt hat. Man stellt fest, daß Gamillscheg, dessen Name mit dem der Universität Berlin engstens verknüpft war, nun in Tübingen lehrt, auch Curtius, Rohlfs und Lerch – um nur die im Ausland bekanntesten Namen herauszugreifen – weiterhin an deutschen Universitäten lehren. Die deutsche Romanistik mit ihrer großen Vergangenheit behält ihren guten Namen in der Welt. Das bedeutet eine hohe Verpflichtung für künftige Bände des Romanistischen Jahrbuches.

M. Sandmann

Annales Academiae Scientiarum Fennicae. Ser. B, Tom. 66, 2:
1. *Du segretain moine.* Fabliau anonyme du XIII[e] siècle. Édition critique d'après tous les manuscrits connus par Veikko Väänänen. Helsinki 1949. 84 S.

Die Ausgabe dieses Fablels will den älteren Abdruck in Montaiglon-Raynauds *Recueil général* ersetzen, der lediglich auf zwei Handschriften beruhte, während Väänänen alle fünf bekannten Handschriften heranzieht. Von diesen hat der Herausgeber die besonders gute Berliner Hs. (H) als Grundlage genommen und sie an den wenigen verderbten Stellen nach einer der andern Hss. emendiert, wodurch ein gut lesbarer und einigermaßen korrekter Text gewonnen wurde. V. 224 würde man die fehlende Silbe wohl am einfachsten durch die Schreibung *poivrë et* erhalten, indem ja gerade hinter Verschluß- oder Reibelaut + *l*, *r* sowie vor *et* ein auslautendes *e*, auch im 13. Jahrhundert noch, gelegentlich unelidiert bleibt; auch in V. 684 bietet H einen ähnlichen Fall, der, da durch B gestützt, sehr wohl dem Urtext zukommen kann. – Was den Ort der Entstehung betrifft, so scheint mir der in V. 601 auftretende flämische Gruß *Wilecomme!* (der von Väänänen als englisch angesehen wird)

so deutlich für den Norden Frankreichs zu sprechen, daß die wenig sicheren sprachlichen Kriterien dagegen nicht aufkommen.

2. *Du clerc qui fame espousa et puis la lessa.* Miracle de Gautier de Coinci publié d'après quinze manuscrits par Erik v. Kræmer. Helsinki 1950. 140 S.

Solange keine moderne Gesamtausgabe der Marienmirakel Gautiers de Coincy vorliegt, ist eine zuverlässige Ausgabe auch eines einzelnen Mirakels zu begrüßen. Die Ausgabe v. Kræmers ist umsichtig angelegt; zwar war bei der Unklarheit der Handschriftengruppierung an keine streng methodische Rekonstruktion der Urfassung zu denken, aber das eingeschlagene Verfahren (Zugrundelegung der ziemlich vollständigen Hs. N und Emendation auf Grund der Gesamtüberlieferung an offensichtlich verderbten Stellen) war die einzig mögliche Lösung. Vereinzelt konnten noch auf Grund besonderer Argumente weitergehende Besserungen eingeführt werden, die im allgemeinen einleuchten; doch lag m. E. in V. 945 (und 27) kein hinreichender Anlaß vor, die Lesart der Basis-Hs. aufzugeben, während umgekehrt in V. 482 (und 777) der beibehaltene Text von N kaum ursprünglich sein kann. – Verdienstlich sind auch die Beiträge, die v. Kræmer in den Anmerkungen zum Verständnis einiger dunkler Wörter beibringt.

Walther Suchier

Os estudos de linguística românica na Europa e na América desde 1939 a 1948. Suplemento bibliográfico da *Revista portuguesa de filologia.* Vol. I. Organizado por Manuel de Paiva Boléo. Coimbra, Casa do Castelo, Editora, 1951. XI, 521 S.

Der Krieg von 1939–1945 und die Verhältnisse der unmittelbar darauf folgenden Jahre haben den wissenschaftlichen Austausch gehindert, haben internationale Verbindungen abgerissen und erschweren eine Orientierung über den letzten Stand der Forschung. Der Band der *Bibliographie der romanischen Philologie,* von A. Kuhn redigiert, der die Jahre 1940–1950 umfaßt, liegt zwar im Manuskript vor, wartet aber noch auf den Druck. Unter diesen Umständen ist es sehr zu begrüßen, daß nunmehr gleichzeitig zwei Werke erschienen sind, die in vorbildlicher Weise bestrebt sind die Lücke zu schließen und auch dem einen Einblick in den Stand der Forschung zu vermitteln, der nicht in der Lage ist, die Originalwerke selbst zu studieren. Ich beziehe mich auf das auf zwei Bände berechnete Werk von A. Kuhn, *Romanische Philologie,* das in der vom Verlag A. Francke in Bern herausgegebenen Reihe „Wissenschaftliche Forschungsberichte" erscheint und von dem der erste Band *Die romanischen Sprachen* nunmehr (1951) vorliegt und das oben angegebene Werk, das dem rührigen Geist und dem Organisationstalent des portugiesischen Gelehrten M. de Paiva Boléo zu verdanken ist. Die Vorzüge des Kuhnschen Werkes liegen in einer systematischen Anordnung des Stoffes und in einer (besonders auf den weniger bearbeiteten Gebieten sehr zu begrüßenden) in die Tiefe gehenden Darlegung des Standes der Forschung, so daß sich der vorliegende Band zu einem systematischen Handbuch des Standes der romani-

schen Sprachwissenschaft weitet, wobei die persönliche Arbeitsleistung Kuhns besondere Anerkennung verdient, der mit Weitblick und ins Einzelne vordringend, in sachlicher Weise berichtend, ohne den eigenen Standpunkt aufzudrängen, einen außerordentlich brauchbaren Arbeitsapparat geschaffen hat. Ganz anders ist die Anlage des von Paiva Boléo besorgten Werkes. In dem vorliegenden I. Band geben siebzehn erfahrene Sachkenner einen Forschungsbericht über die Fortschritte auf dem Gebiet der romanischen Philologie in den einzelnen europäischen und amerikanischen Ländern mit Ausschluß Portugals, dem der II. Band gewidmet sein wird. Den einzelnen Bearbeitern wurde dabei weitgehende Freiheit in der Ausarbeitung zugestanden, so daß eine gewisse Ungleichmäßigkeit entstanden ist, die aber nicht so groß ist, als daß sie nicht mit in Kauf genommen werden könnte. Durch kritische Würdigung der wichtigeren der angegebenen Werke gewinnt auch hier der Leser, der das Original nicht selbst einsehen kann, einen Einblick in Inhalt und Bedeutung der einzelnen Schriften. Durch die angewandte Methode kommt der Anteil der einzelnen Länder oder Gebiete an der Forschung klar zum Ausdruck, so daß sich die Forschungsberichte von Kuhn und die des Supplements der RPF in dankenswerter Weise ergänzen. Die Bearbeitung der einzelnen Länderberichte im Vol. I der Coimbraer Bibliographie lag in den Händen von L. Wiberg (Schweden), P Høybye (Dänemark), W. D. Elcock (England), H. Schmid (Schweiz), G. Gougenheim (Frankreich), A. M. Barrenechea und N. Bruzzì Costas (Argentinien), L. Warnant (Belgien), J. Régulo Pérez (Kanarische Inseln), A. Zamora Vicente (spanisches Sprachgebiet in Spanien), R. Aramon i Sierra (katalanisches Sprachgebiet), E. B. Williams (USA), E. C. van Bellen (Holland), A. Kuhn (Deutschland), S. Silva Neto (Brasilien), M. L. Wagner (spanisch-amerikanische Länder), R. M. Ruggieri (Italien). Es fehlen also nur Rumänien, Jugoslawien und Kanada von den Ländern, deren romanistische Forschung wichtig ist. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Jedenfalls haben die einzelnen Sachbearbeiter ebenso wie der Herausgeber sich durch ihre sorgfältige Arbeit ein besonderes Verdienst erworben für die Romanistik im allgemeinen, besonders aber für die heranwachsende junge Generation, der es immer schwerer wird, sich in der Unzahl der Erscheinungen zurechtzufinden. Autorenregister, Sachregister und Wortindex erleichtern das Auffinden der Einzelheiten. Recht dankenswert sind auch die Nekrologe auf führende Forscher, die in der Berichtszeit verschieden sind, sowie die Veröffentlichung ihrer Photos. Wir sehen in dieser Länderbibliographie aber auch ein erfreuliches Zeichen internationaler Zusammenarbeit und damit ein Versprechen für die Zukunft.

Wilhelm Giese

Estudios de filología e historia literaria. Homenaje al R. P. Félix Restrepo S. I. Bogotá 1950. 581 S. (= *Boletín del Instituto Caro y Cuervo.* Tomo V – 1949).

Auf die Bedeutung, die das Instituto Caro y Cuervo heute für das Geistesleben in Südamerika besitzt, habe ich in dieser Zeit-

schrift LXVI, 451 hingewiesen. Das Institut hat den V. Band seines Boletín als Festschrift seinem Begründer und ersten Direktor Félix Restrepo anläßlich dessen Ernennung zum Presidente Honorario des Instituts gewidmet. Wenngleich Restrepo auch wertvolle philologische Arbeiten veröffentlicht hat, so liegt doch seine eigentliche Bedeutung auf den Gebieten der Theologie, der Philosophie und dem Erziehungswesen. Als Anreger und Organisator des kolumbianischen Schulwesens und der wissenschaftlichen Forschung in Kolumbien hat er sich außerordentliche Verdienste erworben. Dabei ist er von einer weltweiten Aufgeschlossenheit und einer rührenden Bescheidenheit. Uns ist Restrepo vor allem als Redakteur der Zeitschrift *Razón y Fe* (Madrid) in guter Erinnerung. Sein wichtigstes philologisches Werk ist *El alma de las palabras. Diseño de semántica general* (Barcelona 1917). Mit der deutschen Forschung und ihren Methoden ist Restrepo auf das beste vertraut. Er hat bei den deutschen Jesuiten in Valkenburg (Holland) studiert und später in Köln und München, wo er auch promoviert hat. Die dem Festband beigefügte Bibliographie Restrepos (S. 481–548), von A. Kimsa besorgt, umfaßt mit 707 Nummern die wichtigeren Veröffentlichungen, ist aber keineswegs vollständig, wenn auch alle Anstrengungen gemacht wurden, sie so vollständig wie möglich zu gestalten.

Im folgenden gebe ich eine Liste der einzelnen Beiträge zu Ehren Restrepos, wobei ich mir bei erläuternden Bemerkungen größte Zurückhaltung auferlege, um den Rahmen einer kurzen Anzeige nicht zu sprengen.

H. Hatzfeld, *Ecclesiastical Terms in Rumanian and their semantic implications* (S. 3–20): interessante Studie über die rumänische Kirchensprache auf Grund eines 1946 erschienenen rumänischen Gebetbuches, das bei Katholiken byzantinischen Ritus' in USA in Gebrauch ist. Viele Beispiele altchristlichen Lateins sowie auch der Relatinisierung byzantinischer Muster. Daß die rumänische kirchliche Terminologie im wesentlichen vulgärlateinischen Ursprungs ist, ist schon lange bekannt (vgl. M. Friedwagner, ZRPh LIV, 659).

A. Rosenblat, *Vacilaciones y cambios de género motivados por el artículo* (S. 21–32) im Spanischen der Halbinsel und Amerikas.

B. Migliorini, *La metáfora recíproca* (S. 33–40): lateinische und romanische Beispiele.

A. Tovar, *Semántica y etimología en el guaraní* (S. 41–51): ausgezeichnete, aufschlußreiche Arbeit zur Bedeutungsentwicklung im Guaraní.

Dwight L. Bolinger, *The sign is not arbitrary* (S. 52–62) behandelt gegenseitige Beeinflussungen von Form und Bedeutung von Wörtern an Hand von englischen und spanischen Beispielen.

A. d'Ors, *Papeletas semánticas* (S. 63–68) behandelt einige spanische Wörter, deren Grundbedeutung auf den römischen Rechtsverhältnissen beruht.

E. Peruzzi, *Importanza e metodo dell' ermeneutica minoica* (S. 69 bis 84): sehr beachtenswerter scharfsinniger Beitrag zur Interpretation minoischer Inschriften. Es leuchtet ein, daß die Ideogramme für 'Sohn', 'Tochter' auch in der Bedeutung 'Bursche' und 'Sklave' bzw. 'Mädchen' und 'Sklavin' vorkommen. Es scheint mir übrigens

fraglich ob das Ideogramm 'Frau' in Evans, *Scripta Minoa* I, fig. 25, tatsächlich als 'Frau' zu interpretieren ist (vielleicht bedeutet es 'Krieger').

R. Oroz, *Metáforas relativas a las partes del cuerpo humano en la lengua popular chilena* (S. 85–100): dankenswerter Beitrag zur volkstümlichen Namengebung. Vergleichbares Material aus dem Französischen bietet auch die von Oroz nicht zitierte Arbeit von I. Schultz, *Metaphern der Form im bildhaften französischen Argot* (VKR XIV, 244–313), die recht reichhaltig ist.

P. U. González de la Calle, *Advertencias al margen de una etimología griega de una palabra castellana* (S. 101–111): Bemerkungen über die Vokalquantität von lat. CORYTUS: 1. Jahrhundert CŌRȲTŬS entsprechend dem Griechischen, 5. Jahrhundert CŎRȲTŬS. Vlat. **córytus* ergibt span. *goldre*, wozu noch zu stellen wäre port. *coldre*. Das S. 101 erwähnte *golde* 'un instrumento de labranza' aus Navarra ist das bask. Wort *golde* 'Pflug', aus lat. CULTER 'Pflugschar'.

P. Grases, *‚Locha', nombre de fracción monetaria en Venezuela* (S. 112–123): Wertvolle münzgeschichtliche Studie. *Locha* (*la locha*) aus *lochava* aus *la ochava* (= achter Teil der Silbereinheit).

L. Flores, *Cuestiones de El español hablado en Montería y Sincelejo* (S. 124–162): Als dialektologische Geländeaufnahme eines jungen Kolumbianers begrüßen wir diese sur place-Studie ganz besonders. Das Material wurde in zwei Bezirken des Departements Bolívar (im SW von Cartagena) im Jahre 1949 gesammelt. Die lebende Sprache wurde mit großer Sorgfalt beobachtet. Von besonderem Interesse sind die Ausführungen zur Phonetik und über den Wortschatz. Angaben über die Verbreitung einzelner Erscheinungen in Amerika und in Spanien dienen der sprachlichen Orientierung in größerem Rahmen. Das Wortmaterial ist sachlich angeordnet, so daß die Arbeit gleichzeitig einen nützlichen Einblick in die Sachkultur und das Wirtschaftsleben gibt. Die Darbietung der Sachkultur sollte aber in künftigen Arbeiten dieser Art mehr ins Detail gehen; auch sollte man einige Zeichnungen beigeben (z. B. zum Haus, zur Zuckerrohrquetsche usw.), die man ungern vermißt. Die Wörter indianischer Herkunft (S. 157) sind nach den einzelnen Ursprungssprachen geordnet. Zu begrüßen sind auch die Zusammenstellungen von Orts- und Personennamen.

A. F. Padrón, *Giros sintácticos usados en Cuba* (S. 163–175): ergänzt in dankenswerter Weise die vorhandenen phonetischen und lexikologischen Studien über die kubanische Volkssprache nach der syntaktischen Seite.

E. Robledo, *Origenes castizos del habla popular de Antioquia y Caldas* (S. 176–191): zeigt an zahlreichen Wortformen und an adverbialen Ausdrücken aus Antioquia und Caldas in Kolumbien die Übereinstimmung der kolumbianischen Volkssprache mit dem literarischen Spanisch des 15. und 16. Jahrhunderts. Es war übrigens bekannt, daß häufig volkstümliche Formen des amerikanischen Spanisch (das gleiche gilt von mundartlichen Formen der Pyrenäenhalbinsel) nur ältere spanische Formen fortsetzen und daß es falsch ist, in solchen Fällen von Vulgärformen zu sprechen anstatt von Archaismen.

J. B. Selva, *Sufijos americanos* (S. 192–213): zeigt an vielen

Beispielen die große Verbreitung der Suffixe *-ango, -ingo, -ongo* und *-ungo* im amerikanischen Spanisch. Es ergibt sich, daß *-ngo* in Amerika eine weitaus größere Rolle spielt als im Spanischen der Halbinsel. Selva weist darauf hin, daß *-ngo* in vielen Namen indianischer Stämme auftritt und führt die Wörter auf *-ngo* afrikanischer Herkunft nach dem *Glosario de afronegrismos* von F. Ortiz an. Daraus leitet er das Recht ab, *-ngo* als spezifisch amerikanisches Suffix zu bezeichnen. Hierzu bemerke ich: offensichtlich treffen in amerikanisch-spanisch *-ngo* alte spanische, afrikanische und indianische Elemente zusammen. Alt ist *-engo* aus germ. *-ing*, die Endungen mit anderem Vokal sind offenbar analog zu *-engo* gebildet (*-ange* ist auch Französisch). Eine Anzahl derartiger Bildungen ist schon altspanisch. S. 192 hätte Selva auf F. Hansen, *Gramática histórica* § 367 hinweisen können. Zweifelsohne gibt es auch indianische Wörter auf *-ngo*. So führt Selva aus dem Ketschua an *acatanca* (S. 199), *pinco-pinco*, *ppunku*, *tanca* (S. 204). Auch an das Possessivsuffix der 3. Pl. *-nku* möchte ich in diesem Zusammenhang erinnern. Auch im Guaraní fehlen Wörter auf *-nga* nicht, wenn sie auch keineswegs zahlreich sind, z. B. *puranga* 'schön', *inga* 'Frucht', *itanga* 'Auster', *nga-pũnga* 'kleine schwarze Kugel', *ńeẽnga* 'Wort, Sprache'. In den Bantusprachen finden sich viele Wörter auf *-ngo*. Hierher gehören schon die Volks- bzw. Sprachennamen wie *Batanga*, *Benga*, *Kongo*, *Ndonga*, *Sango*, *Makalanga*. Ich greife ferner heraus Suaheli: *mu-ungo* 'Gott', *maongo* 'Rücken', *tango* 'Gurke', *kikaango* 'Bratpfanne'; Herero: *omurunga* 'Angesicht', *otjangu* 'Sitte', *otjirongo* 'bewohnbarer Ort'; Duala: *mulongo* 'Aussatz', *mulango* 'Nachricht', *mu-nanga* 'der Weiße', *musango* 'Friede', *mbongo* 'Ladestock', *mongo* 'dünner Speer', *dipunga* 'Bogen'; dazu die Possessivpronomina Suaheli *-angu* (1. Sg.), Duala *-ango*, *-ongo* (2. Sg.). In das volkstümliche Regionalbrasilisch sind u. a. die folgenden Mbundu-Wörter eingedrungen: *calunga* 'boneco', *candango* 'Portugiese', *candonga* 'benzinho', *dengo* 'Knabe' (aus Mbundu *ndenge*), *malunga* 'manilha', *malungo* 'Gefährte', *manafundo* 'Fürst', *matanga* 'Totenwache', *mganga* 'Herr', *milonga* 'Plauderei'; weitere Bantu-Wörter im Brasilischen sind z. B. *matungo* 'ein Musikinstrument der brasilischen Neger', *aringa* 'befestigter Platz', *cafanga* 'desprêso simulado por uma coisa desejada', *coringa* 'eine bestimmte Figur im Kartenspiel', *dunga* 'Herr', während andere Wörter wie *mandinga* 'feitiço, talismã' von der Guineaküste stammen. Der Zuwachs, den das Spanische in Amerika durch indianische, besonders aber afrikanische Wörter erfahren hat, ist offenbar die Ursache für das stärkere Wuchern der Endung *-ngo*, das wahrscheinlich seinen stärksten Impuls in den Kreisen der Neger und Mulatten gefunden hat und durch die Haussklaven in weitere Kreise getragen wurde. Eine gewisse Schwierigkeit ergibt sich in der Bestimmung des Alters der Wörter auf *-ngo*. Es ist in jedem einzelnen Fall zu untersuchen, ob das Wort schon (alt)spanisch ist oder erst eine amerikanische Neubildung. Selva führt S. 193 *vikingos* unter den Namen indianischer eingeborener Völker auf, es handelt sich natürlich um das bekannte nordische Wort.

A. Malaret, *Antología de americanismos* (S. 214–226): Liste von Amerikanismen, die von kolumbianischen Literaten als 'palabras castizas' verwendet worden sind.

L. V. Ghisletti, *Contribución a una semasiología nosológica* (S. 227–241): studiert die Namen der Tollwut, Lepra, Pest und der Blattern im Rahmen des Indogermanischen.

F. A. Martínez, *Un aspecto de la teoría estilística* (S. 242–248): Gut durchdachte sprachphilosophische Ausführungen im Anschluß an Saussure, Bally, Entwistle und Vossler.

M. Bataillon, *Sur la genèse du Cantique spirituel de Saint Jean de la Croix* (S. 251–263): Über den Einfluß der *Soliloquia* des hl. Augustin.

M. García Blanco, *Voces americanas en el teatro de Tirso de Molina* (S. 264–283): Mit sorgfältiger kritischer Zusammenstellung der bisher vorgebrachten Etymologien. S. 269 *papagayos*: García Blanco verweist auf Friederici "africano *babaghâ*" und *Dicc. histórico* "árabe *babagá* sorprendente". Es handelt sich in beiden Fällen um arab. *babaghâ*ʿ, maghrebinisch *bâbaghân* 'Papagai'. *babaghâ* findet sich auch im Persischen (neben *tutî*, vgl. arab. *ṭuṭi*, Hindustani *tota*). Das spanische Wort stammt aus dem Arabischen. Das arabische Wort wird aus dem Indischen stammen (vgl. *Journal Asiatique* I (1862), 93, das mir leider nicht zur Verfügung steht). Im Gujarati heißt der Papagai *popat* und im Marathi *popaṭ*; das Arabische kann fremdes *p* nur durch *b* wiedergeben. *-ghâ*ʿ entspricht Sanskrit *khaga* 'Vogel' (so noch im Bengali). Jedenfalls ist *papagayo* kein Amerikanismus. Daß das Wort schon im Mittelalter in Europa bekannt war, zeigen nicht nur afrz. *papegau* und mhd. *papegân*, sondern auch im Spanischen wird *papagayo* vom Erzpriester von Hita (14. Jahrhundert) an verschiedenen Stellen erwähnt.

J. G. Fucilla, *Gil Polo y Sannazaro* (S. 284–292).

E. Allison Peers, *The Religious Verse of Pedro Espinosa* (S. 293–300).

D. Rubio, *La fuente de 'La vida es sueño' de Calderón* (S. 301 bis 307): weist mit Recht darauf hin, daß die stofflichen Quellen eines Kunstwerks meist weniger wichtig sind als die Art der Verarbeitung der Quellen, das was der betreffende Autor daraus gemacht hat, und verweist dann für Calderóns oben genanntes Werk auf die Predigt CCCXLV des hl. Augustin: *De contemptu mundi*, in der es heißt: "Vita ista somnus est"; "Dormierunt somnum suum"; "In somnis est quod vides"; "Dormivit somnum suum". Die Predigten des hl. Augustin waren im 16. und 17. Jahrhundert sehr beliebt in Spanien.

M. Pellegrino, *Di un manoscritto sconosciuto delle 'Confessioni'* (S. 308–321).

A. Reyes, *La nave de Demetrio Faléreo* (S. 322–331): Über den bekannten Peripatetiker und Politiker Demetrios von Phaleron, auf dessen Rat das Museion in Alexandreia gegründet wurde.

A. Espinosa Pólit S. I., *La traducción como obra de arte. La métrica latinizante* (S. 332–355): Über die verschiedenartigen Zwecke von Übersetzungen und die Schwierigkeiten der poetischen und metrischen Wiedergabe insbesondere bei Übersetzungen lateinischer Dichtungen, einem Gebiet, auf dem der Verfasser besondere Erfahrung zeigt.

Irving A. Leonard, *Mateo Alemán en México* (S. 356–371).

J. Balaguer, *Colón, precursor literario* (S. 372–385): zeigt u. a., daß Victor Hugo in der zweiten Ausgabe seines Romans *Bug Jargal*,

von 1826, im Gegensatz zu der ersten Ausgabe von 1820, für die Naturschilderungen der Insel Haïti die inzwischen (1825) erschienene Ausgabe Navarretes des Tagebuchs des Kolumbus benutzt hat.

G. Hernández de Alba, *José Celestino Mutis, poeta latino* (S. 386–405): Wertvoller Beitrag zur Kenntnis der lateinischen Dichtungen des kolumbianischen Humanisten des 18. Jahrhunderts mit Veröffentlichung bisher unbekannter Dichtungen im Druck und im Faksimile.

R. Restrepo, *Nuestro diccionario* (S. 406–410): Beklagt die mangelnde Zusammenarbeit der spanischen Akademie und der spanisch-amerikanischen Akademien und macht Vorschläge für ein umfassendes spanisches Wörterbuch.

M. J. Forero, *Hallazgo de un libro de Jiménez de Quesada* (S. 411 bis 421): über das 1942 in der Universitätsbibliothek zu Valladolid aufgefundene Werk *Antijovio* des Eroberers und Erforschers Kolumbiens Don Gonzalo Jiménez de Quesada, dessen Schriften bislang verschollen waren und von denen man nur teilweise Kenntnis hatte durch den Chronisten Oviedo y Valdés.

J. M. Rivas Sacconi, *Una poesía de León XIII interpretada por Caro* (S. 422–430): es handelt sich um eine bisher unveröffentlichte lateinische Übersetzung, die Caro von einem italienischen Gedicht des Papstes Leon XIII. über den Tod angefertigt oder besser ihm nachgedichtet hat. Caro schrieb auch eine poetische spanische Übertragung. Des weiteren werden auch die lateinische Übertragung des italienischen Gedichtes durch einen ungenannten italienischen Geistlichen und die von Papst Leon XIII. selbst verfaßte lateinische Wiedergabe mitgeteilt.

R. L. Grismer, *Introduction to the classical influence on the Literatures of Spain and Spanish America* (S. 433–446): Bibliographische Studie über griechischen und römischen Einfluß auf die spanische und spanisch-amerikanische Literatur.

J. J. Ortega Torres, *Cervantes en la literatura colombiana* (S. 447–477): Wertvolle Ergänzung zu der Bibliographie von R. Torres Quintero, *Cervantes en Colombia* in *Boletín del Instituto Caro y Cuervo* IV, 29–89.

Wilhelm Giese

Revista portuguesa de filologia. Coimbra, Casa do Castelo, Editora (Coimbra, Rua dos Estudos, 43). Director: Manuel de Paiva Boléo. Vol. I (1947): IV, 656 S. Vol. II (1948): 538 S.

Portugal hat durch den Tod von J. Leite de Vasconcelos und Cláudio Basto zwei seiner führenden philologischen Zeitschriften verloren, die *Revista Lusitana*, die stets eine Fundgrube für den Sprachforscher bleiben wird, und *Portucale*, die wir besonders wegen ihrer ausgezeichneten bibliographischen Orientierung geschätzt haben. Die entstandene Lücke wird jetzt durch die *Revista portuguesa de Filologia* ersetzt, die unter der rührigen Leitung des bekannten Coimbraer Sprachwissenschaftlers M. de Paiva Boléo steht. Die neue Zeitschrift ist ein Zentralorgan der sprachwissenschaftlichen und volkskundlich-dialektologischen Forschung in Portugal und so ein würdiger Nachfolger der *Revista Lusitana*. Sie geht aber — und das kommt ja schon im Titel

zum Ausdruck — darüber hinaus, indem sie sich nicht auf Portugal beschränkt, sondern auch Arbeiten über andere Teilgebiete der Romania aufnimmt. So haben wir denn hier eine neue romanistische Zeitschrift mit besonderer Berücksichtigung Portugals. Wenn die literarische Seite ausgeschlossen wird, so kann im Sinne einer vernünftigen Arbeitsteilung niemand hieran Anstoß nehmen. Die Zeitschrift bringt Aufsätze aus der Feder führender Gelehrter des In- und Auslandes, aber auch Arbeiten junger portugiesischer Forscher. Der Rezensionsteil ist umfangreich und ausführlich. Er zerfällt in zwei Sektionen, die längeren „Recensões críticas" und die kürzeren, meist vom Herausgeber ausgearbeiteten „Notas bibliográficas". Auch Nachrufe und Berichte fehlen nicht. Wir begrüßen das Erscheinen dieser neuen Zeitschrift wegen der Reichhaltigkeit des Inhalts, der Gediegenheit der Arbeit und der im einzelnen aufgewendeten Sorgfalt und sind sicher, daß der Herausgeber und der Verlag, für den die Veröffentlichung der technisch ausgezeichnet aufgemachten Zeitschrift in der heutigen Zeit gewiß mancherlei Opfer bedeutet, dazu beitragen, die Rolle Portugals im Wettbewerb der romanistischen Forschung zu festigen und weiter zu fördern.

K. Jaberg, *Géographie linguistique et expressivisme phonétique: Les noms de la balançoire en portugais* (I, 1—44) beruht auf dem Material, das von M. de Paiva Boléo auf Grund der Fragebogenmethode gewonnen wurde, und studiert die sprachgeographische Verteilung der einzelnen Bezeichnungen der Schaukel in Portugal, die großen Verbreitungsgebiete und die auf dem lokalen Sprachleben beruhenden eng umgrenzten kleineren Regionen. Jaberg betont die Rolle, die dem „phonétisme expressif" bei der Bildung der Namen in diesem Falle zukommt, wobei er unter dieser Bezeichnung sowohl Lautmalerei als auch Lautsymbolik verstanden wissen will. In dem *Adiamento ao artigo anterior* von M. de Paiva Boléo mit der linguistischen Karte über die Schaukel (I, 45—58) erfahren wir Einzelheiten über das Material, das der Karte zugrunde liegt, und erhalten weitere sachliche Aufschlüsse. Das gleiche Thema wird fortgesetzt von A. Fraguas Fraguas, der in seinem Beitrag *Contribución al estudio del „columpio" en Galicia* (I, 463—474) sachliches und folkloristisches Material aus Galicien beibringt, nebst einer Liste der galicischen Namen, und schließlich verdanken wir Frl. Maria Palmira da Silva Pereira eine vergleichende Darstellung des nordportugiesischen sachlichen Materials mit dem galicischen: *Sobre os baloiços do norte de Portugal* (I, 475—484).

Eine umfangreiche Studie bietet Maria Teresa de M. Lino Netto, eine Schülerin M. de Paiva Boléos in *A linguagem dos pescadores e lavradores do concelho de Vila do Conde* (I, 59—152; II, 122 bis 187). Die Arbeit ist von besonderem Interesse, da Vila do Conde nur wenig südwärts von Póvoa de Varzim liegt, dessen Volksleben uns durch A. Santos Graça, *O Póveira*, Póvoa de Varzim 1932, und F. Krüger, *Notas etnográfico-lingüísticas da Póvoa de Varzim* (in *Boletim de Filologia* IV (1936), 109—182) bestens bekannt ist. Um so auffälliger ist es aber, daß Verf. keine Vergleiche mit Póvoa de Varzim durchgeführt hat; die an zweiter Stelle genannte Schrift scheint ihr nicht bekannt zu sein. Wie in Póvoa de Varzim besteht eine scharfe Scheidung zwischen Leben und Kultur der Bauern und der von diesen

getrennt lebenden Fischerbevölkerung, und diese Unterschiede werden von Verf. sowohl in der Darstellung der Volkskultur als auch im Vokabular sauber geschieden. Auf eine historisch-geographische Einleitung folgt die deskriptive Darstellung der Sitten und Lebensweise der Fischer, der Boote und Fischereigeräte. Ein weiteres Kapitel ist den Sitten der Bauern gewidmet, während die bäuerliche Wirtschaft kaum gestreift wird. Viele Photos und Zeichnungen illustrieren die Ausführungen. Leider ist die Zeichnung II, 127 ziemlich verunglückt (Dach, Zahnrad, Mahlstein!). Der sprachliche Teil bietet eine Zusammenfassung der lautlichen und morphologischen Eigentümlichkeiten und einige syntaktische Bemerkungen. Beachtlich sind u. a. die Diphthongierung von *a: acaso* > *acuaso*, die S. 136 gegebenen Beispiele von Nasalierung, Palatalisierung von *n* und *l* (S. 137). Das sauber gearbeitete Glossar zeichnet sich aus durch klare Herausstellung der ortsgebundenen Bedeutungen. Eine kleine Sammlung gefälliger Volkslieder bildet den Schluß. Die Arbeit fordert heraus zu Vergleichen, für die A. A. Baldaque da Silva, *Estado actual das pescas em Portugal*, Lissabon 1891, die genannten Schriften über Póvoa de Varzim, R. Brandão, *Os pescadores*, vierte Auflage Paris-Lissabon 1924 für Portugal und W. Schroeder, *Die Fischerboote von Finisterre* (VKR X, 157—211) für Galicien, um nur die wichtigsten Schriften für die festländische Küste zu nennen, das Material liefern würden.

J. M. Piel, *Nomes de lugar referentes ao relevo e ao aspecto geral do solo* (I, 153—198) studiert topographische Namen in Portugal und Galicien und bildet einen Teil eines umfangreichen Werkes über die Ortsnamen Portugals und Galiciens, die Verf., der auf dem Gebiet der portugiesischen Namenforschung einen guten Namen hat, zur Zeit vorbereitet. Die Arbeit ist nicht nur wertvoll für die Geschichte der Namengebung, sondern auch für die Wortgeographie. Da die meisten der verwendeten Namen noch der heutigen Gemeinsprache als Konkreta angehören, war die Forschung auf diesem Gebiet nicht so schwierig wie bei Orts- und Geländenamen, die auf alte Personennamen zurückgehen. Immerhin bleiben auch hier einige präromanische Elemente. *BARCENA ist zweifelsohne iberisch BARCA plus iber. Suffix -ĒNA. Bei *gándara* stimmt die Verbreitung im NO gut zu dem von J. Hubschmied angesetzten keltischen Ursprung des Wortes. Der Ursprung von *charneca* ‚Ödland' läßt sich nicht klären, keltisch ist er, soweit ich sehe, nicht. Vielleicht darf man an einen Zusammenhang mit iber. *sarna* (REW 7611) denken, das auf der Pyrenäenhalbinsel in der Bedeutung ‚Räude', ‚Krätze' fortlebt. Piel hat recht, wenn er sich in bezug auf die Deutung der präromanischen Elemente starke Zurückhaltung auferlegt, denn „il n'est rien de plus délicat, de plus dangereux même que la toponomastique", wenn es sich um vorromanische Wörter handelt (J. Vendryes, Revue Celtique XXXV, 104). Zu begrüßen sind die beiden Karten: **bárcena, várcena* und die Karte der Höhlennamen.

M. de Paiva Boléo, *Amostras de uma bibliografia crítica dialectal portuguesa* (I, 199—212) bringt eine Einführung in den Stand der dialektologischen Forschung seit dem Erscheinen des ALF und bespricht die Notwendigkeit einer *Bibliografia crítica dialectal portuguesa* (BCDP) für Portugal und die Grundsätze für deren Ausarbeitung. In der Tat ist eine kritische Bibliographie notwendig, da die

Forschungen Leite de Vasconcelos', der auf diesem Gebiet die meiste Arbeit geleistet hat, bei all den hohen Verdiensten, die sich dieser Altmeister der portugiesischen Philologie erworben hat, eben doch den heutigen verfeinerten Methoden nicht mehr entsprechen. Das Gleiche gilt für die übrigen Mitarbeiter an der *Revista Lusitana*. Viele Beiträge zur Dialektologie entstammen aber auch der Feder ungeschulter heimatkundlicher Liebhaber. Aus den I, 212—222 beigefügten Proben der in Arbeit befindlichen BCDP von M. de Paiva Boléo und A. Gomes Ferreira ist ersichtlich, wie umsichtig und eingehend orientierend die BCDP angelegt wird. Ein Bedenken erhebt sich: Das Resultat scheint doch mehr ein bibliographisch angelegtes Handbuch der port. Dialektologie zu werden als eine Bibliographie (etwa im Sinne von W. von Wartburgs *Bibliographie des dictionnaires patois*, Paris 1934). Da man das Werk gern in der Hand der Studenten sehen möchte, wäre zu wünschen, daß nicht der Umfang den Preis zu sehr anschwellen läßt und dadurch der gewünschte Zweck nicht erreicht wird.

Sever Pop, *L'Atlas linguistique roumain* (I, 275—339, mit zwei Karten) ist für Portugal von besonderem Interesse, da dort ein Sprachatlas zu den vordringlichen Zukunftsaufgaben der Sprachforschung gehört. Pop setzt die Methoden auseinander, deren er und sein Mitarbeiter sich bei den Aufnahmen für den rumänischen Sprachatlas (ALR) bedient haben, und orientiert gleichzeitig über die Entstehungsgeschichte des ALR. Die reichen Erfahrungen, die sich natürlich zu einem großen Teil mit denen decken, die andere Forscher bei sprachlichen Aufnahmen im Gelände gemacht haben, lassen sich mit Nutzen bei der Vorbereitung ähnlicher Unternehmen verwenden. Bereits 1926—1927 hatte sich Pop über die *Buts et méthodes des enquêtes dialectales* geäußert (in den *Mélanges de l'École roumaine en France*). Im einzelnen behandelt Pop den *questionnaire normal* und den *questionnaire développé*, die angewendet wurden, die Abfragemethode und die schriftliche Fixierung ihrer Ergebnisse während der Aufnahme, die Wahl der Orte und der Auskunftgeber, Zeichnungen, Photos, Filme, phonographische Aufnahmen, Dialekttexte. Die phonographischen Aufnahmen haben sich nicht bewährt infolge der zu hohen Kosten und technischer Schwierigkeiten. Man sollte versuchen Magnetophonaufnahmen zu machen; damit hat die volkskundliche Forschung in Niederdeutschland bei der Aufnahme von Märchen gute Erfolge zu verzeichnen gehabt. Jedenfalls sollten aber phonographische und ähnliche Aufnahmen auf einer eigens für diesen Zweck vorgesehenen Reise gemacht werden (nach dem Muster der irischen Märchen-Kommission), da nach unseren Erfahrungen das Mitführen der nötigen Apparatur den Forscher bei normalen Geländeaufnahmen zu sehr behindert und der Nutzen in keinem Verhältnis zum Aufwand steht. Ich möchte aber doch darauf hinweisen, daß für die Erforschung der Sprachmelodie (wie auch der Volksmusik) die Schallplatte oder Walze von großem Nutzen ist, da sie auch von dem Forscher verwendet werden kann, der nicht gewohnt ist Musikdiktate aufzunehmen. Leider ist es ja infolge der Kosten nur selten möglich, Tonfilmapparatur für die Sprach- und Volkstumsforschung einzusetzen.

Maria de Lourdes de Oliveira Monteiro, *Porto Santo*.

Monografia linguística, etnográfica e folclórica (I, 340—390; II, 28 bis 92) ist eine volkskundliche Monographie der Insel Porto Santo, die zum Madeira-Archipel gehört. Ein Abschnitt über die Sprache und ein Vokabular sollen folgen. Der geographisch-historischen Einleitung folgt eine Übersicht über das Wirtschaftsleben der Insel und eine ausführliche psychologische Würdigung der Bewohner. Unter Beifügung der Terminologie werden dann eingehend dargestellt: die Landwirtschaft (Getreidebau, Handmühle, Mühle mit Tierantrieb, Windmühle, Ackergeräte), die Fischerei. Einige Bemerkungen über das Haus beschließen den Teil, der sich mit der Sachkultur beschäftigt. Es folgen die Trilogie des Lebens, Anredeformeln, Namengebung, Volksglaube, Kinderspiele, Festbräuche, Beschreibungen von Tänzen und einige Volkslieder. Verf. hat die zum Teil eigenartigen Kulturverhältnisse und Bräuche gut beobachtet und klar dargestellt, nicht ohne gelegentliche Vergleiche mit Madeira und dem portugiesischen Festland. Die schönen und aufschlußreichen Photos, die die Ausführungen illustrieren (Landschaft, Landarbeit, Volkstypen, Tänze) verdienen wegen ihres dokumentarischen Wertes besonders hervorgehoben zu werden. Wir sind der Verf. dankbar, daß sie ein so abgelegenes Gebiet der portugiesischen Volkskultur der Forschung zugänglich gemacht hat. An sprachlichen Besonderheiten entnehmen wir aus den Texten: betontes *ǫ* und *ọ* > *uá* und *ẹ* > *yẹ́*. Bei den S. 86 mitgeteilten Noten muß die 5. Note in Zeile 3 *fis* sein. In der 8. Zeile fehlen drei Notenhälse; die 11. und 12. Note muß wohl $\bar{\bar{a}}$ sein.

Joaquim d a S i l v e i r a, *Estudos sobre o vocabulário português* (I, 391—446; II, 220—247) ist eine Folge von lexikologischen Studien, die eine kritische Sichtung des bisher Erarbeiteten bezwecken. Die einzelnen Studien stehen unter sich in keinem Zusammenhang. Neue Etymologien: *moega* ‚Mühltrichter' < *MODIAECA zu MODIUS plus -AECUS; *tremonha*, Barroso *tremoenha* ‚Mühltrichter' < *TRIMODĬNEA (TRIMODIUM plus -ĬNEUS); *tramela*, *taramela* ‚Rüttler' (Stäbchen) < TRABELLA; gal. *eiroa*, ptg. *eiró* ‚großer Aal' < *HYDRIÓLA < *HYDREOLA ist ein besonders schöner Fund; die marokk.-arabische Parallele *háyya-de-l-ma* ‚Aal' = „Wasserschlange" (S. 427) muß heißen *hayyéh dê- 'l-mâ*; *ibitione* (in den Stadtrechten des 11. und 12. Jahrhunderts) = *eiviçon* < EVECTIONE (die Bedeutung ‚iumento' = ‚Esel' ergibt sich aus den Silenser Glossen); ptg. *lula*, gal. *lura* ‚Tintenfisch' < LURA ‚Tasche', ‚Säckchen' (wegen der Form). In mühsamer Arbeit hat J. da Silveira sich um die Aufhellung der Bedeutung der Wörter, ihre Geschichte und ihre Verbreitung sowie ihren Ursprung gekümmert. Welch schöne Resultate seine minutiöse und gewissenhafte Kleinarbeit, seine Materialbeherrschung und seine scharfe Kombinationsgabe zeitigt, zeigt außer den oben durch die Etymologien angedeuteten Untersuchungen die Studie über *zevro*, *zebro* (II, 220—247). Hier galt es zunächst einmal die mittelalterliche Bedeutung ‚Wildesel' festzustellen, die mit dem Aussterben des Wildesels auf der Pyrenäenhalbinsel im 16. Jahrhundert verloren gegangen ist, aber noch in span. und port. Ortsnamen erhalten blieb. Als Etymon ergibt sich aus der Wortbedeutung *ECIFERUS für EQUIFERUS. Verf. versucht dann mit guten Gründen nachzuweisen, daß das moderne Wort *Zebra* eine Übertragung des alten Wortes für den Wildesel durch die Portugiesen auf das Zebra ist, das diese Ende des 15. und

während des 16. Jahrhunderts im äquatorialen Afrika kennen lernten. — Mit der Etymologie von *azcona* habe ich mich zuletzt RIEB XIX, 631 beschäftigt (vgl. REW 774a, wo statt 630 zu lesen ist 631 und statt XIX, 426: XX, 426; der von J. da Silveira S. 408 zitierte Artikel, den er nicht einsehen konnte, ist überholt). Ich habe dort abask. *aukona* (12. Jahrhundert) aus FALX plus -ONE erklärt (entsprechend afrz. *le fauc* ‚eine Wurfwaffe' < FALX) und sehe in nbask. *azkona* einen Einfluß von *az-* oder *aitz-*, das häufig bei den Bezeichnungen baskischer Schneidewerkzeuge auftritt. Meyer-Lübke hat dann RIEB XX, 426 nachdrücklich auf die notwendige gascognische Zwischenstufe hingewiesen. — S. 418: *ximio* ‚macaco' (17. Jahrhundert, M. de Melo) ist auch altspanisch (Calila e Digna).

Joseph M. Piel, *Apostilas de etimologia e lexicologia portuguesa* I (I, 448—462) studiert einige Wörter, zu denen Dubletten bestehen, die statt betontem *a* den Diphthong *ai* aufweisen, und zwar vor *b* oder *m: sabro / saibro* (< SABULUM) ‚Sand'; *açame / açaime* ‚Maulkorb'; *andame* (auch *andámio, andanho*) ‚Zugang' / *andaime* ‚Gerüst' (nach Piel sind die *ai*-Formen jüngeren Datums). Piel schlägt für *açame* als Etymon vor *ACIAMEN, zu ACIA ‚Hanffaden' und denkt für *andame* an ein *AMBIT-ĀNEU oder *AMBIT-ĀMEN, zu AMBĬTARE.

Paulo Merêa, *Em torno da palavra „FORUM"* (I, 485—494) behandelt die mittelalterlichen juristischen Bedeutungen von *forum*.

Rebelo Gonçalves, *O topónimo camoniano Scabelicastro* (I, 495—498) erklärt den bei Camões auftauchenden Namen *Scabelicastro* für Santarém als eine Kreuzung von *Cabilicrasto* (so in der *Crónica de D. Afonso Henriques* des Duarte Galvão) mit der lateinischen Grundform SCALABICASTRUM.

Vittorio Bertoldi, *Onomastica iberica e matriarcato mediterraneo. Immagini d'animali in denominazioni iberiche o ibero-aquitaniche di divinità, di persone e di località* (II, 1—15). Diese Studie ist von außerordentlicher Wichtigkeit in doppelter Hinsicht, einmal sprachlich, dann in bezug auf das Matriarchat im alten Iberien. Sprachlich ergibt sich, daß sich iberische Votivinschriften durch das Baskische deuten lassen, womit erneut erwiesen wird, daß das iberische Element eine Komponente des Baskischen ist: AHERBELSTE DEO ‚Schwarzer-Hammel-Gott' = bask. *ahar* ‚Hammel' plus *beltx*, *beltz* ‚schwarz'; ASTOILUNNO DEO ‚Schwarzer-Esel-Gott' = bask. *asto* ‚Esel' plus *ilhun* ‚schwarz'. Es ergeben sich aber auch iberisch-berberische Zusammenhänge wie bask. *ahar* und berber. *akâr*, *akrâr* ‚Hammel', denen die gleiche kultische Verehrung in Aquitanien und in Lybien entspricht. Diese Ergebnisse stützen unsere mehrfach vorgetragene These von dem Zusammenhang der Iberer mit den Nordhamiten und von einer teilweisen sprachlichen Iberisierung der Ur-Basken. Das Bild des „Schwarzen Bären" verbirgt sich in dem Personennamen HARBELEX HARSI. HARSE (bask. *hartz* ‚Bär') lebt fort in *García*. Vgl. das Fortleben von LUPUS in *López*. In dem iberischen Ortsnamen OSSON-OBA steckt bask. *otso* ‚Wolf', wie in SALD-UBA bask. *zaldi* ‚Pferd'. Wir möchten besonders auf den Animalismus hinweisen, der sich sowohl in den Götter- wie in den Personennamen kundtut. Diese Personennamen sind ein Beweis für das Patriarchat unter den Iberern. Inschriften wie AMBATUS APPAE und AMMINUS ANDAITIAE, die selten sind, beweisen aber, daß dem Patriarchat eine

Zeit des Matriarchats vorausgegangen sein muß, wie sie auch durch gewisse Verwandtschaftsnamen im Baskischen bestätigt wird. Bertoldi verweist auf Parallelen in Etrurien und der Ägeis, und für das Berberische auf Schuchardt. Schuchardt hatte RIEB VII, 321 auf berber. *eg-ma* ‚Bruder' = „Sohn der Mutter" (‚Mutter' ist *ma*) und *ult-ma* ‚Schwester' = „Tochter (*ult*) der Mutter" hingewiesen. — Neben *egma* findet sich im Berberischen auch *îgmâ*, neben *ultma* auch *ultema* und *weltema* (‚Mutter' *imma*, *emma*). Besonders klare Beispiele sind schilḥisch *gumá* ‚Bruder' = „Sohn der Mutter" (*u*, *gu* ‚Sohn') und *aitma* (Nefusa *aitmâ*) ‚Brüder' = „Söhne (*ait*) der Mutter". — Über das Matriarchat im Norden der Halbinsel vgl. J. Caro Baroja, *Los pueblos del norte de la Península Ibérica*, Madrid 1943, S. 241 ff., und ders., *Los pueblos de España*, Barcelona 1946, S. 55, 210—212. Zu beachten wäre wohl auch noch die Frage, wie weit keltisches Mutterrecht auf der Pyrenäenhalbinsel mitspielt. Die Benennung der Kinder nach der Mutter läßt sich bei den Kelten in alter und neuer Zeit feststellen. J. Weisweiler, der sich zuletzt mit der Frage des keltischen Mutterrechts beschäftigt hat (*Die Stellung der Frau bei den Kelten und das Problem des „keltischen Mutterrechts"*, ZCPh XXI, 205—279), hebt zwar die große Bedeutung der keltischen Frau auf religiösem und geistigen Gebiet hervor, lehnt aber eine Charakterisierung der Kelten als „mutterrechtlich" im rechtsethnologischen Sinne des Wortes ab. Immerhin muß man doch wohl mit einer starken mutterrechtlichen Unterströmung rechnen in anbetracht der erwähnten Namengebung und auch der außerordentlichen Rolle, die gewisse Frauen in politischer Hinsicht und bei der Kriegsführung in den irischen Sagen spielen (man denke nur etwa an Medb in der *Táin Bó Cúailnge*).

Hernano Cidade, *O estilo épicon „Os Lusiadas"* (II, 16—27). Für den Portugiesen des 16. Jahrhunderts gab es zwei neue Welten, die Welt der Entdeckungen und die des klassischen Altertums. Camões hat sein Epos geschaffen, indem er seine Eindrücke nach dem Muster der großen Beispiele des Altertums in die klassische Form brachte. Es siegt also das antike Schönheitsideal.

Luís Chaves, *A cortiça e o seu vocabulário popular* (II, 93—121) behandelt die aus Kork gemachten Gegenstände der portugiesischen Volkskultur, wobei er, wie in früheren Arbeiten, ein besonderes Gewicht auf künstlerisch wertvolle Gegenstände legt, die er auch im Bilde vorführt. Kunstvolle Ziergegenstände und einfache Gebrauchsgüter aus Kork sind in Portugal sehr häufig. Die mitgeteilten Namen der Gegenstände sind bald allgemeine, bald spezielle. Auf die Herstellung der Geräte und die dabei verwandten Geräte geht er nicht ein. Vgl. über die Korkstopfengewinnung in Katalonien R. Marx, *Die katalanische Terminologie der Korkstopfenerzeugung* in RDR VI, 1—80 und A. Griera, *Vocabulari del suro i de les indústries derivades* im BDC XIII, 81—157, in Andalusien Giese, *Nordost-Cádiz*, Halle 1937, S. 191—192.

Joseph M. Piel, *Em torno da ‚cantiga da garvaia'* (II, 188—200). Kluge und verständige Interpretation des um 1200 geschriebenen lyrischen Gedichtes. Piel hat sicher recht, wenn er S. 189 *branca e uermella* (*mia sennor branca e uermella*) auf die Farbe der Haut und der Wangen der Dame bezieht. Es handelt sich hier um das bekannte

(volkstümliche) Motiv, das sich auch im *Percevalroman* Christian von Troyes findet: „Quant Percevaus vit defolee / La noif so quoi la jante jut / Et le sanc qui antour parut / . . . . . / Que li sans et la nois ansanble / La fresche color li resanble / Qui ert an la face s'amie "usw. (Ausg. Hilka, Halle 1932, Vers 4194 ff.). Es kehrt wieder bei Wolfram, wo *Parzival* 282, 12 ff. Artûs' Falke eine Gans schlägt: (282, 20) „ûz ir wunden ûf den snê / vielen drî bluotes zeher rôt, / die Parzivâle vuocten nôt.". . . (283, 5) „sît der snê dem bluote wîze bôt / und ez den snê sus machet rôt. / Kondwîrâmûrs, / dem gelîchet sich dîn bêâ curs / . . .". Piel verweist auf das Märchen von *Schneewittchen*, wo zu den Farben weiß und rot noch als dritte schwarz tritt. Diese drei Elemente (und das ist besonders volkstümlich) kehren wieder im mittelkymrischen *Peredur ab Efrauc* (Ausg. K. Meyer, Leipzig 1887, S. 17), wo Peredur (d. i. Parzival) sich an Haut, Haar und Wangen seiner Dame erinnert, als er den weißen Schnee, den schwarzen Raben und die roten Blutstropfen der Ente erblickt: „Yn edrych yd oedwn ar yr eira, ac ar y uran, ac ar y dafneu o waet yr hwyat a ladyssei y walch yn ir eira. Ac yn medylyaw yd oedwn bot yn gynhebic gwynder y chnawt yr eira, a duhet y gwallt ae haeleu yr uran, a deu vann gochyon a oed yn y grudyeu yr deu dafyn waet." — Aptg. *garvaia*, *garavaia*, das offenbar einen Mantel oder ein Obergewand bedeutet, möchte Piel von dem Namen der Stadt und Grafschaft *Galway* an der irischen Westküste ableiten. Ich möchte zunächst, wie dies auch Carolina Michaëlis de Vasconcelos tat, an arabischen Ursprung denken. Man denkt zunächst an arab. *ǧalabîje* ‚Art Obergewand' (Harder 103), wozu wohl auch *ǧellâba* ‚vêtement de laine à manches courtes' (A. Bel et P. Richard, *Le travail de la laine à Tlemcen*, Alger 1913, S. 110 bis 111 (m. Abb.) und 292) gehört. Besser paßt aber *ǧarbia* (*ǧarbîja* bei Ibn-al-Chatîb (Dozy, *Noms des vêtements*, Amsterdam 1845, S. 118). Dazu noch *gerivia* (nach Marmol, ebd. 119). *ǧarbía* ist ein Obergewand mit Ärmeln; bei Ibn-al-Chatîb soll der tunesische Schneider die Ärmel abschneiden, damit sie der spanischen Mode entsprechen, wobei es sich um Ost-Spanien handelt. Schwierigkeit bereitet der Wandel *ǧ* > *g*, doch gibt es im Spanischen Fälle, die den gleichen Wandel aufweisen (Steiger, *Contribución* S. 186). Die Endung *-aia* könnte eine Angleichung an andere portug. Wörter sein, bei denen freilich *-aia* nicht einheitlichen Ursprungs ist (in *alfaia* repräsentiert *faia* das ganze arab. Wort, in *atalaia* beruht der Auslaut auf vulgärarab. *ṭalâjiʿ* für *ṭalîʿa*, in *azagaia* liegt die berber. Endung *-âja* zugrunde (berber. *zaghâja*)). Es gibt aber auch ein französisches *garbe*, das ‚Verzierung' bedeutet (die Etymologie ist umstritten, siehe REW 1524, aus dem Griechischen, dagegen Arch. Rom. VII, 459 und Rohlfs, EWuitGr 865) und das in engl. *garb* ‚Kleidung' weiterlebt. Ein Zusammenhang von *garbe* mit *ǧarbia* wäre nicht ausgeschlossen. Was nun Piels Herleitung von *garvaia* aus *Galway* betrifft, so sprechen zu dessen Gunsten die Tatsachen, daß Galway und überhaupt Connaught auch schon vor der englischen (normannischen) Besetzung einen lebhaften Handel unterhielten und Schiffe der Kaufleute von Galway offenbar auch nach Portugal gekommen sind (vgl. J. Pokorny, *Irland*, Gotha 1916, S. 46), und ferner, daß die irischen Frauenmäntel mit den älteren portugiesischen und solchen, wie wir sie noch heute auf den Azoren finden, große Ähnlichkeit zeigen (s. meine Aus-

führungen in der Zeitschrift *Açoreana* IV, Nr. 4). Der noch heute in Klonekilty (Cork) übliche *cloak* (ir. *clóca*) ist bei J. Gerstenberg, *Éire*, Hamburg 1940, S. 116 und 117 abgebildet; es handelt sich auch hier um eine *garavaya augadeira*, d. h. einen Regenmantel. Piel scheint bei *Galway* auszugehen von einer mittelenglischen Aussprache *gálwai*. Auffällig wäre dann bei *garváia* der Akzentwechsel. Das *r* statt *l* läßt sich zwar als sporadischer Wandel sowohl im Irischen als auch im Portugiesischen erklären, ist aber doch unwahrscheinlich bei dem offiziellen Namen einer wichtigen Handelsstadt. Wenn wir nun bedenken, daß um 1200 (das ist die Zeit der Abfassung des ptg. Gedichtes) das Englische in Galway keineswegs die herrschende Sprache war, sondern das Irische (selbst 1216 reichte die Herrschaft der normannischen (englischen) Könige erst bis zum Shannon) und daß die Verwaltungssprache damals in England das Französische war, so kommen wir zu dem Schluß, daß zur Zeit der Abfassung des port. Gedichts das engl. Wort *Galway* noch gar nicht existierte, sondern nur ir. *Gaillimh*, dessen heutige Aussprache *góla* ist. Für das 12. Jahrhundert möchte ich die Aussprache *gálə* ansetzen, wie sie noch heute auf den Aransinseln üblich ist. Aus diesem *gálə* der Einwohner von Galway und der nach Portugal kommenden irischen Kauffahrteischiffe müßten die Portugiesen **Galváia* oder **Garváia* gemacht haben, ebenso wie die Engländer daraus *Gálway* machten. Englische Vermittlung des irischen Namens und irischer Waren aus Galway ist vor dem 13. Jahrhundert kaum nach Portugal anzunehmen, der direkte Handel zwischen Irland und Portugal hat jedenfalls an Umfang und Bedeutung einen möglicherweise stattgehabten englischen Zwischenhandel bei weitem übertroffen. Aus *gálə* ist aber das *w* in *Galway* und *v* in ptg. *Galveu* (so bei Azurara) nicht zu verstehen. Das *w*, *v* erklärt sich aus dem Genitiv *Gaillmhe*, gesprochen *gáləvə*. Daß sich der Gen. durchgesetzt hat, könnte auf der Angabe der Herkunft: *nə gáləvə* ‚aus Galway' beruhen. Man vgl. hierzu den türk. Namen von Konstantinopel: *Istanbul* aus griech. *is tin póli*. Gegen das Etymon *Galway* sprechen also die Akzentverschiebung und das *r* sowie die immerhin nur erschlossene Bedeutung „Gewebe oder Mantel aus Galway", *ǧarbía* entspricht genau der Bedeutung von *garvaia* und fällt sprachlich nur durch das immerhin seltene *ǧ* > *g* auf (im Ägyptisch-Arabischen ist aber bekanntlich an Stelle des *ǧ* das ältere *g* durchweg bewahrt). Arab. *ǧarbía* ist offenbar Adjektiv zu dem Namen der Insel *ǧarba* (Djerba) im Süden der osttunesischen Küste. Der Markt des Hauptortes der Insel (Houmt Souk = „Marktviertel") ist noch heute berühmt wegen seiner Woll- und Seidewebereien, die Bewohner sind als wandernde Kaufleute im Maghreb bekannt (vgl. M. Monmarché, *Algérie, Tunisie,* Paris 1927, S. 453—454). Die Insel Djerba ist aber auch ein altes Zentrum der Juden, die hier seit der Vertreibung aus Jerusalem zu finden sind, und heute noch ein jüdischer Pilgerort (siehe Monmarché S. 453 und 455; P. Dumas, *La Tunisie*, Grenoble 1937, S. 161—162). Einem arab. *ǧarbîja* entspricht aber ein aramäisches *garbaia*, gesprochen *garƀaia* oder *garvaia* und das Aramäische war bis ins 13. Jahrhundert auch außerhalb der religiösen Sphäre noch durchaus lebendig. Dieses jüdische *garvaia*, das mit dem portugiesischen Wort phonetisch identisch ist, ist offenbar durch den jüdischen Handel verbreitet worden. Damit entfallen alle sprachlichen und sachlichen Schwierigkeiten.

Paul Aebischer, *GRANICA ‚grange' et sa descendance dans les dialectes italiens et les langues de la Péninsule Ibérique* (II, 201—219) zeigt, daß GRANICA bereits in Dokumenten der Merowingerzeit belegt ist, aber dann in den französischen Urkunden und in der Toponymie sehr selten ist. Das Wort erlangt dann aber durch die Mustergüter der Zisterzienser eine besondere Bedeutung. Das läßt sich für die Schweiz, den Dauphiné, Béarn, aber auch für Oberitalien nachweisen (bes. Piemont). In Oberitalien ist das Wort auch in die Toponymie und in die Mundarten übergegangen. In Spanien erscheint es im 12. Jahrhundert und wird spätestens unter Alfonso IX. in die Schriftsprache aufgenommen. Ähnlich haben offenbar die Verhältnisse in Portugal gelegen, wo die Zisterzienser einen großen Einfluß ausübten.

Manuel Mateus, *Topónimos alentejanos relacionados com o aspecto geral do solo* (II, 248—257) sind Beiträge zur topographischen Namenskunde des Alentejo.

Manuel Mateus, *seção = sezão* (II, 258—260).

Es ist unmöglich in diesem Rahmen auf den Reichtum und die Vielgestaltigkeit des Rezensionsteils einzugehen. Wir beschränken uns daher darauf, einige ausführliche Besprechungen anzuführen nebst ein paar Bemerkungen:

M. de Paiva Boléo über Duarte Nunes de Leão, *Origem da lingua portuguesa*. Vierte Auflage, Lissabon 1945. Herausgegeben von J. P. Machado. I, 252—265. (Kritisiert die mangelnde Sorgfalt der Textgestaltung, der Drucküberwachung und die flüchtige Arbeit der Einleitung.)

V. Cocco über M. Nimer, *Influências orientais na língua portuguesa* I. São Paulo 1943. Zwei Teile. I, 265—272. (Bibliographie und linguistische Methode machen den gleichen ungünstigen Eindruck.)

E. A. Pestano über J. Roque, *Rezas e benzeduras populares* (*Etnografia alentejana*). Beja 1946. I, 505—516. (Volkstümliche Texte zur religiösen Volkskunde des Alentejo in genauer Wiedergabe des Dialekts, daher auch sprachlich wertvoll.)

M. de Paiva Boléo über A. Zamora Vicente, *El habla de Mérida y sus cercanías*. Madrid 1943. I, 531—547. (Prinzipielles über den linguistischen Universitätsunterricht in Spanien, das Aufnahmeverfahren und die Anlage regionaler Wörterbücher u. a.) S. 560 azor. *chomeca* < engl. *shoemaker* offensichtlich aus dem Englischen und nicht aus dem Amerikanischen, da *chumeco* auf dem Festland verbreitet ist, wie auch Boléo richtig erkennt; azor. *chipeiro* ‚spade' offenbar zu niederl. *schoep, schop* (vgl. deutsch *Schippe, Schüppe*), nicht aus dem Amerikanischen.

V. Cocco über P. Fouché, *A propos de l'origine du basque*. Madrid 1943. II, 313—316. (Ablehnend.) Zu S. 314: Vokalharmonie herrscht nicht bei allen uralischen Völkern, sie fehlt im Ostjakischen, Syrjänischen, Wotjakischen und Lappischen.

G. Braga da Cruz über M. P. Merêa, *Estudos de direito visigótico*. Coimbra 1948. II, 318—324. (Für den Philologen wichtig wegen der vielen Beiträge zur mittellateinischen Bedeutungslehre.)

V. Buescu über S. Pop, *Grammaire roumaine*. Bern 1948. II, 328—340. [Eingehende Besprechung mit Angabe aller Übersetzungsirrtümer (S. 331 ff.)] S. 333, Zeile 32: *la* zu rügen (im Vorwort), das

sich dem Sinne nach auf *grammaire* bezieht, streng konstruktiv aber auf das inzwischen genannte *l'image* bezogen werden müßte, halte ich doch für zu kleinlich. Der Sinn ist jedenfalls klar.

M. de Paiva Boléo über Mestre André de Resende, *A santa vida e religiosa conversação de Frei Pedro*. Herausgegeben von S. Silva Neto. Einl. Studie von J. Cortesão. Rio de Janeiro 1947. II, 340 bis 350.

WILHELM GIESE

Revista portuguesa de filologia. Coimbra, Casa do Castelo. Director: Manuel de Paiva Boléo. Vol. III, tomos I e II. 1949–50. 537 S.

Der Band enthält die im folgenden aufgeführten Aufsätze und S. 221–489 zahlreiche ausführliche Besprechungen und kürzere Anzeigen.

B. Hasselrot, *Ethniques et noms de métiers formés à l'aide des suffixes en -tt* (S. 1–25). In Kalabrien und Sizilien findet sich in Bevölkerungsnamen und Handwerkernamen das Suffix *-otu*, *-ota* aus griech. *-ωτης*. Den gleichen Ursprung hatte Bartoli für das Suffix *-ot*, *-otu*, *-otto* in den entsprechenden Bezeichnungen im nördlichen Italien angenommen. Hasselrot zeigt nun durch Beispiele aus der gesamten Romania mit Ausnahme Rumäniens, daß sich überall für die Bevölkerungsnamen (unsicherer ist dies für die Handwerkernamen) die alten Suffixe -ATTU, -OTTU, -UTTU und -ITTU finden, also Diminutivsuffixe. Dabei würde also *Bellunatto* bedeuten 'un petit de Bellune', 'un enfant de Bellune'. Es ergibt sich, daß die geographisch so weit verbreiteten Diminutivsuffixe in der angegebenen Funktion zur Bildung von Bevölkerungsnamen scharf zu trennen sind von dem Suffix *-ωτης*, dessen Verbreitungsgebiet in Italien durch eine breite Barriere von dem der Diminutivsuffixe geschieden ist.

W. Giese, *Port. seira, esp. sera, serón, hispano-árabe šáira* (S. 26 bis 34). Das spanisch-arabische Wort erklärt sich ohne Schwierigkeiten aus dem Iberoromanischen, das das Wort aus dem Gotischen bezogen hat. Da es aber ein Gerät bezeichnet, das besonders im Süden der Pyrenäenhalbinsel verbreitet ist und gleichfalls in Nordafrika (bei Arabern und Berbern), sollte hier die Möglichkeit arabischen Ursprungs untersucht werden. Es besteht die Möglichkeit, daß im granadinischen Arabisch das dem Mozarabischen entlehnte Wort mit einem gleichlautenden maghrebinisch-arabischen zusammengefallen ist; es ist aber auch möglich, daß das maghrebinische Wort erst aus dem granadinischen Arabisch stammt.

J. Corominas, *Notas etimológicas* (S. 35–44) lehnt die Herleitung von span.-port. *arisco* 'insociável' von port. *areia* 'Sand' (ARENA) ab und schlägt für aport. *comborça, comboça*, aspan. *combrueça, comblueça* 'Konkubine' ein *COMBORTIA *COMBROTIA vor als Ableitung von *BERTIUM, BRETIUM (gall.) in der Bedeutung 'Bett'. J. da Silveira, *Arisco e comborça* (S. 46–51) leitet *arisco* von *ARIDISCUS zu ARIDUS ab und möchte aspan. *comblueza* usw. von einem latein. *COMBULOTTIA zu CONCUMBERE 'zusammen schlafen' ableiten. Zu dem Gegensatz aspan. *comblueza* und aport. *comboça* vergleicht er den zwischen span. *tablado* und port. *tavoado*. J. da Silveira hält

die Formen mit *br* für jünger als die mit *bl* (S. 49), wogegen sich Corominas (S. 51) mit Recht wendet. – Zu *COMBORTIA, *COMBROTIA möchte ich folgendes bemerken: Es handelt sich um eine lateinische Bildung 'die mit einem das Bett teilt' nach dem Muster von *COMPANIA 'die mit einem das Brot teilt' (nach dem Muster von germ. *gahlaiba*) und wir hätten es offenbar mit einem Wort zu tun, das in einem römischen Militärlager entstanden ist. Die sich aus den romanischen Reflexen ergebende Grundbedeutung von *BERTIUM, BRETIUM ist aber gar nicht 'Bett', sondern 'Korb', 'Wiegenkorb', 'geflochtene Wiege' (vgl. REW 1052 a), wozu auch die Bedeutung von air. *bert* 'Bündel', 'Last' zu vergleichen wäre. Wenn man an der Bildung *COMBORTIA, *COMBROTIA und an gallischem Ursprung festhalten will, so muß man sich nach einem anderen gallischen Wort umsehen. In der Tat bieten sich zwei Möglichkeiten, die bedeutungsmäßig gut passen würden: 1. air. *brat* 'Decke', 'Mantel'. Dementsprechend läßt sich ein gall. *brat* gleicher Bedeutung erschließen, oder mit Trübung des Vokals *brot*. Eine *COMBROTIA wäre dann 'eine die auf dem gleichen Mantel schläft' oder 'eine die auf (unter) der gleichen Decke schläft'. Setzt man für *brat* (*brot*) den Plural *broit* 'Decken', so erhält man ein *COMBROITIA, das unmittelbare Vorstufe der aspan. Form sein könnte. Mir. sind belegt *bratt*, *brott* 'Mantel', 'Tuch' und *broth*, *bruth* 'Mantel', 'Pelz'; nir. *brat* (pl. *brait* und *bruit*) bedeutet 'Mantel', 'Decke', 'Bettdecke'. 2. Aus air. *brot* 'Stachel', 'Rute' (pl. *broit*) läßt sich ein gleichlautendes gall. Wort erschließen. Die obszöne Metapher 'Genossin des Stachels' würde gut zur Soldatensprache passen. Zur Metapher 'Stachel' vergleiche die Entwicklung von *CARACULUM 'kleiner Pfahl' zu span. *carajo*.

A. Nascentes, *Fórmulas de tratamento no Brasil nos séculos XIX e XX* (S. 52–68) ist eine wertvolle Zusammenstellung der in Brasilien üblichen Anreden, und zwar der förmlichen und offiziellen wie auch der alltäglichen und umgangssprachlichen. Dadurch daß Nascentes bei den offiziellen Anreden (Typ *Alteza*) den zeitlichen und persönlichen Geltungsbereich angibt und die einschlägigen Gesetze zitiert, gestattet er ein genaues Umreißen der Bedeutungssphäre. Der zweite Teil (volkstümliche Anreden) stellt eine wertvolle Parallele dar zu der auf Portugal bezüglichen Studie von Cláudio Basto, *Formas de tratamento, em português*, Pôrto 1932 (*Revista Lusitania* XXIX).

P. Aebischer, *'Salicetum' et 'salictum' dans les langues romanes* (S. 70–85) studiert die geographische Verbreitung der ON SALICTUM und SALICETUM in Italien (Frankreich und die Pyrenäenhalbinsel kennen nur SALICETUM) und den Prozeß der Verdrängung des älteren SALICTUM durch das jüngere SALICETUM. J. M. Piel hat (S. 86–89) eine Liste portugiesischer ON beigesteuert, die sich von SALICETUM, SALIX usw. ableiten.

M. de Lourdes de Oliveira Monteiro bringt S. 90–151 ihre Monographie über die Insel *Porto Santo* aus vol. I und II zum Abschluß: Phonetik, Morphologisches, einige syntaktische Bemerkungen, Bemerkungen zu den ON und ein Wörterverzeichnis, das sich durch eingehende Bedeutungsangaben auszeichnet. Auch mancherlei volkskundlich Wertvolles steckt in dem Wörterverzeichnis.

Die Verwendung von Mistbriketts (S. 135) zu Heizzwecken ist auch in den Alpen üblich (z. B. im Oisans), ferner in Indien. In ihrer phonetischen Gestalt entsprechen die Wörter, entsprechend der Besiedlung der Insel, älterem Algarvisch. Unsere Kenntnis portugiesischer Mundarten hat durch die Arbeit eine wertvolle Bereicherung erfahren. Es wäre zu begrüßen, wenn von Coimbra aus noch weitere derartige Arbeiten sur place durchgeführt würden.

J. G. Chorão de Carvalho, *Estalagens e albergarias* (S. 152 bis 167) berichtet zunächst über die Arbeit von W. Gerster, *Beitrag zur Geschichte einiger Bezeichnungen für Gasthaus* (*Vox Romanica* IX, 56–151) und berichtigt einige Irrtümer. Dann stellt er wertvolles Material zusammen über die Verbreitung der Gallizismen *albergue, albergaría, hostal* im Spanischen und Portugiesischen, dazu aspan. *hostalage* und port. *estalagem,* und studiert schließlich die Reflexe von MANSIO, MANSIONEM in der port. Toponymie. J. da Silveira (S. 168–171) weist mit Recht auf die Bedeutung des Handels, vor allem des Orienthandels für die Ausbildung des Herbergswesens hin und schränkt Gersters Überbetonung der Rolle der Klöster für die Entwicklung des Herbergswesens ein; dann bringt er aus alten port. Dokumenten und Büchern einschlägige Termini bei. S. 172–173 bringen Ergänzungen von Chorão de Carvalho.

H. Kröll, *A propósitio de locuções para „nunca“* (S. 174–185) bringt spanische und portugiesische Ergänzungen zu der Studie von Archer Taylor *Locutions for „never“* (in der amerikanischen Zeitschrift *Romance Philology* II, 103–134), deren Beispiele im wesentlichen den germanischen Sprachen entnommen sind.

L. Spitzer, *Zur cantiga da garvaia* (S. 186–194) bringt eine neue geistreiche Interpretation des aport. Troubadourliedes und sieht darin in feiner Einfühlung in die Welt dieser höfischen Dichtung ein Beispiel amouröser, diskreter Preziösität. *e vus . . . e ben vus semella* faßt Spitzer als Frage auf und in der *Filha de don Paay Moniz* sieht er eine scherzhafte, metaphorische Anspielung auf die berühmte Favoritin Maria Paez Ribeira (die *Ribeirinha*): „Du (eine) zweite *Ribeirinha*.“

Maria Palmira da Silva Pereira, *Fafe* (S. 196–219) ist eine dialektologisch-volkskundliche Monographie, deren Material aus umfangreichen Gebieten des Concelho de Fafe (Minho, im Osten von Guimarães) stammt. Der vorliegende Band enthält nur die geographisch-historisch-wirtschaftliche Einleitung.

WILHELM GIESE

Revista bibliográfica y documental, tomo II, 1948, Fasc. 1º y 2º, 220 pag. (Instituto „Miguel de Cervantes“ de filología, Madrid.)

Dieser mit Reproduktionen reich ausgestattete Halbband ist Cervantes gewidmet und reiht sich in die Flut von Veröffentlichungen ein, die zu seinem 400. Geburtstag erschienen sind.

Er enthält folgende Studien und Vorträge: Narciso Alonso Cortés: El mesón de Valdestillas (s. Schluß des 36. Kapitels des apokryphen Quijote von Alonso Fernández de Avellaneda); P. Félix García, O. S. A.: La sinceridad religiosa de Cervantes (eine feinsinnige Stu-

die zu dem sehr umstrittenen Thema; Félix García sieht in Cervantes weder einen erbitterten Kirchengegner noch einen zweiten Christus, sondern versucht maßvoll die richtige Mitte zu bestimmen, ohne jedoch an der religiösen Grundhaltung des Dichters zu zweifeln); Luis Guarner: El primer biógrafo de Cervantes (Gregorio Mayáns y Siscar: Vida de Cervantes, Madrid 1737); Francisco López Estrada: Cotejo de las ediciones Alcalá 1585 y París 1611 de la Galatea de Cervantes (eine chronologische und eine vorbildliche organische Zusammenstellung der Varianten); Vicente Ferrán Salvador: Ilustradores Valencianos del „Quijote"; Carlo Consiglio: Datos para una bibliografía italiana de Cervantes (geht nicht über den Contributo a un repertorio bibliográfico italiano di Letteratura Spagnola von G. M. Bertini [Florenz 1941] hinaus, von einzelnen Korrekturen abgesehen); Isidoro Escagües y Javierre: Miguel de Cervantes y la geografía de Portugal; Francisco Almela y Vives: Notas de Bibliografía Cervantino-Valenciana; Francisco Esteve Botey: La obra de Cervantes y los ex-libris inspirados en ella y en su autor.

Aus den Varia ist besonders hervorzuheben: El primer trabajo cervantino de Menéndez y Pelayo, por Luis M. Plaza („Cervantes considerado como poeta", 1738), gefolgt von zwei Briefen, die mit dem „asombroso trabajo del pollito Menéndez" im Zusammenhang stehen.

Besprechungen und die Crónica beschließen den Band.

Kurt Baldinger

Fortsetzung von Seite 2 des Umschlags

ZEITSCHRIFTENSCHAU

Manuskripte für die Zeitschrift sind an den Herausgeber Professor Dr. Walter v. Wartburg, Predigerhofstr. 25, Basel zu senden. An den Max Niemeyer Verlag Tübingen, Wilhelmstraße 22 sind alle Besprechungsexemplare, ferner Honorar und Sonderabzüge angehende Anfragen und Wünsche zu richten. Nach Tradition und Raumberechnung bleiben Artikel und Rezensionen von Publikationen zur neufranz. Literaturgeschichte (von der Renaissance ab) anderen Zeitschriften vorbehalten. Doch gilt dies nicht für die anderen roman. Sprachen, auch nicht für die neufranz. Sprachgeschichte. Rücksendungen erfolgen nur nach Aufforderung.

Die Herren Mitarbeiter werden höflichst ersucht, Manuskripte druckfertig einzusenden und in den Korrekturbogen nach Möglichkeit solche Änderungen zu vermeiden, die mit Zeilen- oder Seitenumbrechung verknüpft sind. Die Verlagsbuchhandlung trägt nicht mehr die Kosten für die von der Druckerei nicht verschuldeten Korrekturen. Korrekturen bitte stets schleunigst zu erledigen.

Druck H. Laupp jr, Tübingen